DANILO GREGORIĆ

So endete Jugoslawien



WILHELM GOLDMANN VERLAG IN LEIPZIG

GREGORIĆ / *So endete Jugoslawien*

DANILO GREGORIĆ

So endete Jugoslawien



LEIPZIG

WILHELM GOLDMANN VERLAG

VNr·4115·1726

2·1944
Made in Germany
Mit 21 Abbildungen
Druck von C.G.Röder in Leipzig
Einband-Entwurf von Kurt Gundermann in Leipzig

EINLEITUNG

Am 25. März 1941 trat das ehemalige Jugoslawien dem Dreimächtepakt bei. Zwei Tage später stürzte ein Militärputsch Regentschaft und Regierung und brachte den minderjährigen König Peter II. mit einem von General Simović geführten Kabinett ans Ruder. Nach weiteren elf Tagen griff die deutsche Wehrmacht in Jugoslawien ein. Und schon am 15. April flohen König und Regierung ins Ausland.

In nur zweiundzwanzig Tagen hatte sich das Schicksal des jugoslawischen Staates, der mit seinen 15 Millionen Einwohnern und seiner hervorragenden geopolitischen Lage der wichtigste Balkanfaktor war, erfüllt. Die kleine Gruppe gewissenloser Politiker und Militärs, die den Staatsstreich durchgeführt hatten, brachte sich in Sicherheit. Der Staat wurde von der Landkarte ausgelöscht.

Die jähen Ereignisse kamen für die große Öffentlichkeit unerwartet. Es ist begreiflich, daß sie lebhaftes Interesse hervorgerufen haben, um so mehr, als Jugoslawien ein Land war, das wirtschaftlich und politisch stark mit Deutschland verknüpft gewesen war.

Wir stehen noch zu sehr mitten im Zeitgeschehen, um ausführliche geschichtliche Betrachtungen über die 22 Jahre jugoslawischen Staatslebens anzustellen. Was jedoch schon jetzt geschehen kann und geschehen muß, ist eine Zusammenfassung der Ereignisse und ihrer Hintergründe. Es sind wohl selten in ergänzendem Zusammenspiel so sehr alle Mächte der europäischen Zersetzung und Destruktion aufgetreten wie eben im Falle Jugoslawien. Das Beispiel dieses Landes zeigt mit greller Deutlichkeit die dunklen Wege und die unfaßbare Skrupellosigkeit, mit der kleine Völker und Staaten für die Interessen dieser Mächte geopfert werden.

Es ist ein Tatsachenbericht, der dem Leser vorgelegt wird. Die Quellen sind persönliches Miterleben, durchweg einwandfreie Aussagen und Mitteilungen mitwirkender Personen und amtliche Dokumente. Jede in diesem Berichte wiedergegebene Begebenheit,

jedes Wort entspricht den Ereignissen, hat sich tatsächlich abgespielt, ist wirklich ausgesprochen worden.

Um die jugoslawische Politik, auf deren Hintergrund sich das Drama des Staates Jugoslawien abspielte, besser zu verstehen, sind den Tatsachenbeschreibungen, die sich auf den Beitritt Jugoslawiens zum Dreimächtepakt, den Putsch und die Katastrophe des Landes beziehen, in kurzen Strichen die wichtigsten und für das Verständnis unerläßlichsten Momente der jugoslawischen politischen Geschichte vorangesetzt worden.

ERSTER TEIL

EIN STAAT ENTSTEHT

ERSTES KAPITEL

Auf den Trümmern der Habsburger Monarchie

Es war ein trüber Novembertag des Jahres 1918. Über den Schlachtfeldern Europas lag noch der giftige Dampf des großen europäischen Zerstörungskrieges. Von der Nordsee bis zum Bosporus, quer im breiten Gürtel durch ganz Europa, übergreifend nach Asien, eine schwere, blutige Wunde: die Gräben und Befestigungen, die Drahtverhaue und Granattrichter, die einfachen Kreuze der Soldatengräber und die Trümmerhaufen der zerstörten Städte und Dörfer. Europa ausgezehrt, geschwächt, geschüttelt von den letzten Konvulsionen der Kriegsagonie, schon auf dem Wege zum Übergang zu den schweren Ereignissen, die unseren alten Kontinent über Versailles und Revolutionen, über soziale und politische Wirren in den Taumel der Nachkriegsjahre mit all ihrem falschen Schein und ihrem namenlosen Elend führen sollten.

Ein Reich war zusammengestürzt. Ein Reich, das siebzehn Nationen umfaßt hatte, gruppiert um die alte Kaiserstadt Wien, um den Thron des schwachen letzten Karl. Zurückflutend die zerschlagenen Heere der k. u. k. Armee, in Lumpen gehüllt, ausgehungert, zermürbt, verseucht vom Geiste der Anarchie, beseelt nur noch vom brennenden Wunsche: heimwärts.

Vom Südosten und Süden wälzten sich die einst hechtblauen Menschenmassen über die Gebiete der Monarchie. Zerfallen die

Verbände, gesprengt jegliche Bande der Disziplin, der Ordnung. Wüste Haufen zogen von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt. Und diese Dörfer und Städte, einst geeint unter der schwarzgelben Fahne, mit ihren Franz-Joseph-Denkmälern, Radetzky-Straßen, Kaiserbildern, waren den Truppen, die sie einst mit Blumen überschüttet hatten, feindselig verschlossen.

Unbekannte Farben flatterten von den Dächern, Milizsoldaten mit unbekannten Kokarden auf den so sehr bekannten Feldmützen verwehrten ihren zerlumpten, hungrigen, abgerackerten, todmüden Kameraden den Zutritt in die Ansiedlungen.

Die alte k. u. k. Armee war zerfallen, hoffnungslos, unrettbar. Doppelt waren die tiefen, unüberbrückbaren Klüfte, die sich in ihrem wunden Körper aufgetan hatten. Der Zerfall hatte die Nationen der Monarchie gegeneinander gestellt. Und die rote Seuche vom Osten hatte zügellose Anarchie in die Haufen gebracht.

Kleine Kämpfe flackerten schon auf zwischen den einst unter einem Kommando einträchtig marschierenden Gruppen. Kämpfe Verzweifelter, Verzweifelnder. Schnell zusammengewürfelte Verbände, in denen gestrige Feldwebel Oberste, gestrige Hauptleute Generale waren, konzentrierten sich um die in den einstigen Städten der Monarchie gebildeten Nationalräte.

In Laibach (Ljubljana) war ein Nationalrat gebildet worden, in Zagreb (Agram) ein anderer, in Zara der dritte. Überall nahmen die Völker auf den Trümmern der Monarchie nun das Heft in die ungeübten Hände. In Zagreb waren die Delegierten aller Provinzen der südslawischen Gebiete aus dem Bereiche der zerfallenen Monarchie zusammengekommen. Hier wurde ein gemeinsamer großer Nationalrat gebildet als Zentrale für Kroatien und Slawonien, Dalmatien und Slowenien, Bosnien und die Herzegowina. An die Spitze wurde Dr. Korošec, der Slowenenführer, gewählt, der durch Jahre hindurch im Reichsrat gesessen hatte, zu Vizepräsidenten der Kroate Dr. Pavelić und der Serbe Svetozar Pribićević. Und am 29. Oktober 1918 hatte der Nationalrat in feierlicher Sitzung, zusammen mit dem kroatischen Landtage, die Unabhängigkeit der in den Grenzen der Donaumonarchie lebenden Slowenen, Kroaten und Serben erklärt.

Pribićević war es, der die Entschließung stilisiert hatte, die mit

so viel Begeisterung aufgenommen worden war. Und der kroatische Landtag beschloß einstimmig folgendes:

»1. Alle bisherigen staatsrechtlichen Beziehungen und Verbindungen zwischen dem Königreich Kroatien, Slawonien und Dalmatien einerseits und dem Königreich Ungarn und dem Kaiserreich Österreich andererseits werden aufgehoben.

Demzufolge wird insbesondere der ungarisch-kroatische Ausgleich vom Jahre 1868 als null und nichtig erklärt, und ebenso sind auch alle seine späteren Ergänzungen und Revisionen null und nichtig, so daß ab heute Dalmatien, Kroatien und Slawonien mit dem Königreich Ungarn weder rechtlich noch faktisch irgendwelche gemeinsame Staatsgeschäfte haben.

2. Dalmatien, Kroatien, Slawonien mit Fiume werden als vollkommen unabhängiger Staat gegenüber Österreich und Ungarn erklärt und treten, gemäß dem modernen Nationalitätengrundsatze und auf Grund der nationalen Einheit der Slowenen, Kroaten und Serben in den gemeinsamen souveränen Staat der Slowenen, Kroaten und Serben auf dem ganzen ethnischen Gebiet dieses Volkes, ohne Rücksicht auf jedwelche territoriale oder staatliche Grenzen, in denen heute das Volk der Slowenen, Kroaten und Serben lebt.

Eine allgemeine verfassunggebende Volksversammlung des gesamten geeinten Volkes der Serben, Kroaten und Slowenen wird mit vorher bestimmter qualifizierter Mehrheit, die vollkommen gegen jeden Zwang durch Stimmenmehrheit schützt, endgültig sowohl über die Staatsform als auch über den inneren Aufbau unseres Staates beschließen, der auf der vollen Gleichberechtigung der Slowenen, Kroaten und Serben begründet sein wird.«

Die Regierungsgewalt wurde nun von einem Ausschuß des Nationalrates ausgeübt. Der junge Staat umfaßte nur die im österreichischen und im ungarischen Teil der Doppelmonarchie gewesenen Gebiete. Als erste Aufgabe wurde es angesehen, dem neuen, noch unkonsolidierten Staate die Anerkennung der Siegermächte zu verschaffen und die Vereinigung mit den Königreichen Serbien und Montenegro vorzubereiten und herbeizuführen. Eine Note wurde sowohl an die Ententemächte als auch an die serbische Regierung abgesandt, die sich zu jener Zeit noch auf Korfu befand, obwohl die serbische Armee längst schon ihr Land wieder

eingenommen hatte. Serbien erkannte die Regierung in Zagreb an, die Regierungen der Alliierten taten das jedoch nicht.

Und so kam es zur Reise des Vorsitzenden des Nationalrates, Dr. Korošec, nach Genf, wo er sowohl mit den Vertretern der Entente als auch mit der serbischen Regierung Fühlung aufnehmen wollte.

Pašić, der serbische Minsterpräsident, war nicht erbaut von der Tätigkeit des Nationalrats in Zagreb. Für ihn war es Serbien, das den Krieg gegen Österreich-Ungarn geführt hatte und nun die jugoslawische Frage von seinem Standpunkte aus zu lösen hatte. Serbien war einzig legitimiert, die Interessen der Südslawen auf der Friedenskonferenz zu vertreten. Und wenn schon jemand aus den ehemals österreichischen Gegenden mitsprechen wollte, mußte er eben zuerst die Einordnung in den serbischen Staat vollziehen.

In Paris waren damals, in Erwartung der Friedenskonferenz, Pašić, andere serbische Politiker und Trumbić, der Vorsitzende des Jugoslawischen Ausschusses, der in London zu Kriegszeiten von Emigranten aus allen südslawischen Ländern der Donaumonarchie gebildet worden war, zu einer Konferenz zusammengetreten. Pašić vertrat seinen Standpunkt und verlangte, daß nur Serbien als einziger internationaler Faktor für alle südslawischen Gebiete auftreten solle. Erst nachher, wenn einmal die nun wichtigste diplomatische Arbeit geleistet worden sei, könnte es zur Regelung der Frage des gemeinsamen Staates kommen.

Trumbić wandte sich scharf gegen diese Auffassung. Der Nationalrat in Zagreb, der ihm inzwischen seine außenpolitische Vertretung anvertraut hatte, denke gar nicht daran, sich gleich und bedingungslos seiner Souveränität zu begeben. Im Gegenteil, man müsse sich schon damit abfinden, daß sich aus den Resten der Donaumonarchie ein neuer Staat gebildet hatte, der eigene Gesichtspunkte und eigene Interessen habe. Zuerst müßten einvernehmlich zwischen Serbien und dem Zagreber Staate die Fragen des künftigen Zusammenlebens verfassungsmäßig gelöst werden. Dann könne man weitersprechen.

Es hatte fast so ausgesehen, als ob die Konferenz unverrichteterdinge auseinandergehen müßte. Da kam von serbischer Seite — durch Milorad Drašković — ein Kompromißvorschlag. Man solle eine gemeinsame Regierung bilden. Zagreb solle acht Vertreter

entsenden, Serbien ebensoviel. Pašić erklärte sich einverstanden, wollte aber mit dem Vorsitzenden des Nationalrates, Dr. Korošec, die Sache noch eingehend besprechen. Und so begab sich auch Pašić mit Trumbić und den anderen nach Genf, um mit Dr. Korošec die Frage der Zusammenarbeit zu regeln.

So kam es an jenem verregneten 6. November zur Zusammenkunft in Genf, auf der der Grundstein zur Vereinigung des Staates der Slowenen, Kroaten und Serben mit dem Königreiche Serbien gelegt werden sollte.

Ein kühler Herbstwind fegte schwere Regentropfen gegen die Fenster des Zimmers im Hotel National in Genf. Dicke Rauchschwaden lagen über dem Konferenztisch. Unzählige Zigarettenstummel in primitiven Aschenbechern, dicke Aktenmappen, Notizblöcke, Landkarten bedeckten den Tisch. An der Schmalseite saß Pašić. Sein voller und langer weißer Prophetenbart berührte die Tischkante. Immer wieder fuhr er spielend mit der welken, alten Hand durch die seidenweichen Barthaare, auf deren Gepflegtheit er so stolz war. Seine klugen Augen waren auf Dr. Korošec gerichtet, der ihm gegenüber Platz genommen hatte. Korošec sprach slowenisch, vermengt mit wenigen serbischen Brocken. Er sprach langsam und eindringlich, gewählt und ruhig, ohne die Stimme zu erheben.

Glattrasiert, dunkel gekleidet, mit goldgefaßtem Kneifer, sah er genau so aus, wie er als katholischer Prälat aussehen mußte. Er war viel bei Hof gewesen, in Wien, Beichtvater der Kaiserin, bis ihn seine politische Tätigkeit in Gegensätze zum Kaiserhause gebracht hatte. Wenn man ihn so reden hörte, wohlgesetzt und durchdacht, konnte man verstehen, daß er im Reichsrat in Wien die südslawischen Abgeordneten unbestritten angeführt hatte.

Dr. Korošec sprach lange und mit vielen Argumenten.

»Vor allem müssen wir dem Staate der Slowenen, Kroaten und Serben die internationale Anerkennung verschaffen. Es geht nicht, daß nur Serbien alle südslawischen Interessen vor den Großen in Paris vertritt. Ich will natürlich nicht damit sagen, daß die serbischen Herren dazu nicht genug befähigt wären« — eine kleine Bewegung der buschigen, weißen Augenbrauen seines Gegenübers bewog ihn zu dieser mit verbindlichem Lächeln ausgesprochenen Einschränkung —, »doch ganz anders sieht unsere

internationale Lage aus, wenn wir vor den Alliierten gleich mit einem fertigen Staat auftreten, der seine Rechte geltend macht, als wenn wir als kleines und unbedeutendes Anhängsel neben Serbien erwähnt werden. Und schließlich liegt es doch in unserem gemeinsamen Interesse, im serbischen wie auch im allgemein südslawischen. Wir wollen doch einen möglichst großen gemeinsamen Staat haben und nicht nur ein vergrößertes Serbien.«

»Und außerdem ist doch durch die Tätigkeit meines Ausschusses in London schon der Name Jugoslawen und Jugoslawien in den Kreisen der Alliierten genug bekannt, um damit erfolgreich vorgehen zu können. Wir müssen Dalmatien retten, Istrien, die Küste, die Flotte.«

Es war Trumbić, der Dr. Korošec mit diesen Worten beisprang. Er kannte Pašić gut aus den vielen Besprechungen, die er während des Krieges mit ihm gehabt hatte. Genau wußte er, wie schwer es Pašić, dem Großserben, geworden war, sich in den Gedanken einzuleben, daß Serbien seinen Namen verlieren sollte und ein Teil — nicht das ausschließliche Zentrum — eines neuen, anders benannten Staates werden müßte. Wie lange hatte er damals, im Juni 1917, mit ihm auf Korfu verhandeln müssen, bevor Pašić einwilligte, den Text der gemeinsamen Deklaration so zu fassen, daß sie auch von den nichtserbischen Südslawen als Grundlage für einen späteren gemeinsamen Staat anerkannt werden konnte.

Pašić streichelte nachdenklich seinen Bart. Er dachte schnell und scharf, obwohl er nur sehr langsam und zögernd, mit vielen Unterbrechungen sprach.

»Ich sehe diese Vorteile wohl ein. Ich habe Ihnen, Dr. Trumbić, dies schon vor einigen Tagen in Paris gesagt. Aber wir müssen doch wissen, was wir später machen. Wenn wir jetzt bei den Alliierten auf eine Anerkennung des Zagreber Nationalrates hinarbeiten sollen, müssen wir doch sicher sein, daß sich nachher dies nicht ... hm ... gegen serbische Interessen wendet. Denn schließlich haben wir doch eine ganz andere Stellung als die ehemaligen Österreicher und natürlich auch Interesse daran, daß Serbien nicht untertaucht.«

»Selbstverständlich«, ließ sich Dr. Korošec vernehmen. »Keiner von uns will die Serben durch Stimmenmehrheit zwingen oder gar an die Wand drücken. Im Gegenteil. Aber wie können wir jetzt

schon über Dinge sprechen, die doch die eingehendste Prüfung verlangen. Der Nationalrat in Zagreb steht auf dem Grundsatz — wie ich dies schon ausführlich dargelegt hatte —, daß seine Tätigkeit eine Vorbereitung für die Schaffung eines gemeinsamen Staates sei. Hier ist kein Zweifel am Platze. Deshalb kann sich Serbien ruhig dafür verwenden, daß die Regierung in Zagreb anerkannt wird. Und wenn wir einmal unser Territorium gesichert haben, dann werden wir, in vollstem brüderlichen Einvernehmen, jene Form des Zusammenlebens wählen, die für alle Teile die beste sein wird. Man darf nicht vergessen, daß Kroatien eine Tradition besitzt, daß ein kroatisches Staatsrecht besteht, daß die Gesichtspunkte noch nicht so weit durchgesprochen worden sind, nicht durchgesprochen werden konnten, daß sich daraus schon die Grundlage für den gemeinsamen Staat aus den hauptsächlichen Prinzipien formen lassen könnte.«

»Aber wir waren doch in Paris mit Dr. Trumbić schon weiter gekommen«, ließ sich die trockene Stimme des Serben Drašković vernehmen, der, hager und dürr, sich weit über den Tisch gebeugt hatte. Er verstand die Sprache, die Zagreb redete, besser als Pašić. Jünger war er und elastischer. Im großen, geeinten Staate sah er die Erfüllung des Gedankens von der südslawischen Einigkeit nicht im Konflikt mit den serbischen Wünschen stehend. Pašić machte ihn, den Explosiven und Impulsiven, immer nervös mit seiner schleppenden Verhandlungstaktik und zähen Halsstarrigkeit.

»Na gut«, gab Pašić zu. »Wir können auch nachher über die Frage der Staatsbildung sprechen. Ich habe ja nichts dagegen. Und wir werden uns daher gern mit allen Mitteln verwenden, daß der Staat der Slowenen, Kroaten und Serben anerkannt wird.«

»Dann wären wir ja wieder einig«, meinte Korošec zufrieden und nickte dem langen Drašković zu.

»Selbstverständlich sind wir einig. Ich teile ja seit Beginn unserer Besprechungen stets Ihre Ansichten. Es kann Ihnen ja auch Dr. Trumbić erzählen, wieviel mir daran liegt, ein gemeinsames südslawisches Reich zu schaffen. Kein Chauvinismus soll uns da im Wege stehen. Mit Dr. Trumbić waren wir uns sofort einig, auf Korfu.«

Trifković, der Parteigenosse Pašićs, machte eine kleine Grimasse unter dem weißen Zwirbelbart. Er mußte ein klein wenig lächeln,

als er die letzten Worte seines Parteiführers und Regierungschefs gehört hatte.

Trumbić wollte etwas einwenden, besann sich aber eines Bessern. Wenn Pašić schon auf die Gedankengänge eingegangen war, die Dr. Korošec und er vertraten, mußte man zufrieden sein.

Ruhig setzte die Greisenhand das Spiel mit dem weißen Bart fort.

»Ich muß natürlich voraussetzen«, fuhr Pašić fort, »daß bis zur Beendigung der Friedensverhandlungen oder aber bis zur endgültigen Schaffung des gemeinsamen Staates die serbische Regierung die Gesamtheit der südslawischen Völker außenpolitisch vertritt.«

Korošec straffte sich jäh. Schon wieder das alte Lied. Trumbić wollte eben losbrechen, als Pašić mit einer beschwichtigenden Handbewegung erklärte:

»Es ist aber für mich ganz klar, daß wir nicht alle Probleme der Gebiete jenseits der Donau und der Sawe kennen. Deshalb werden wir einen Ausschuß, einen beratenden Ausschuß bilden, der von Zagreb delegiert wird. Und dieser wird dem serbischen Außenminister in allen Fragen, die von gemeinsamem Interesse sind, mit größter Autorität zur Seite stehen, ihm gute Ratschläge geben können.«

Pašić war der Mann der Ausschüsse. Wenn ihm etwas nicht paßte, versteckte er sich hinter irgendeinem Ausschuß. Wenn er etwas auf die lange Bank schieben wollte, nahm er einen Ausschuß zu Hilfe. Und in diesem Falle dachte er, daß ein Ausschuß ohne faktische Gewalt dem Außenminister, also ihm selbst, ja nicht schaden könne.

»Und schließlich«, schloß Pašić, »werden wir in Serbien ein Koalitionskabinett aller Parteien bilden, damit niemand sagt, es wären nicht alle Serben hinter der Sache.«

Hier polterte aber Drašković grob in die bisher gedämpft gehaltene Rede und Widerrede ein.

»Das ist überhaupt keine Lösung. Das ist nichts. Sie wollen, Herr Präsident, eben wieder alle Gewalt in den Händen behalten. Die Leute aus Zagreb sollen Statisten sein. Das geht doch nicht.«

Pašić hatte mit erstaunter Miene die Brauen hochgezogen.

»Natürlich geht das nicht«, fuhr Drašković, immer eifriger werdend, fort. »Wir müssen ein gemeinsames Ministerium bilden.

Siebzehn Minister, delegiert von der serbischen Regierung und vom Nationalrat in Zagreb. Wie ich dies in Paris schon vorgeschlagen hatte.«

Lange wogten die Verhandlungen hin und her. Es war längst Nacht geworden. Der Zigarettenrauch wälzte sich träge über den Köpfen der Verhandelnden. Pašić hatte den Kompromißvorschlag abgelehnt. Er wollte die Macht nicht mit dem Nationalrat in Zagreb teilen, der ihm als revolutionäre Körperschaft kein Vertrauen einflößte und dessen Tendenzen ihm nicht völlig klar waren. Trumbić hatte sich auch dagegen ausgesprochen, da er die zentralistischen Bestrebungen der serbischen Minister fürchtete.

Und so ging man ohne Ergebnis auseinander. Es schien, als sollte die grundsätzlich schon proklamierte Einigkeit der Serben, Kroaten und Slowenen praktisch nicht durchzuführen sein, obwohl das Volk sich durch seine Vertreter dafür ausgesprochen hatte.

Doch in den folgenden Tagen wurde Pašić weicher. Er hatte aus Paris vom dortigen serbischen Gesandten Vesnić ein langes Telegramm erhalten, das ihm zum Nachgeben riet.

So kam es dann doch zum Abschluß. Man setzte ein gemeinsames Protokoll auf. Darin wurde die serbische volle Anerkennung des Nationalrates in Zagreb als legalem Vertreter der Slowenen, Serben und Kroaten der ehemaligen Habsburger-Monarchie ausgesprochen. Eine gemeinsame Regierung, zusammengesetzt aus je sechs Vertretern jedes der beiden Partner, wird gebildet. Die serbischen Minister legen den Eid in die Hände des serbischen Regenten, die Minister aus den Kreisen des Nationalrates in die Hände des Dr. Korošec. Außenpolitik und Kriegsministerium sollten gemeinsam, das übrige von den beiden Regierungen in Belgrad und Zagreb getrennt geführt werden. Die gemeinsame Regierung hätte alle Maßnahmen zur Organisierung des gemeinsamen Staates zu treffen.

So schieden die Vertreter. Pašić fuhr mit seinen Leuten nach Paris, Korošec folgte ihm zwei Tage später. Es galt nun, die neuen Minister zu ernennen.

Dazu ist es jedoch nicht gekommen. Die Ereignisse nahmen einen anderen Lauf, und nie ist das Genfer Abkommen in Kraft getreten.

ZWEITES KAPITEL

Das gemeinsame Königreich wird geboren

Der 28. November 1918 war ein kühler Herbsttag. Die Sawe wälzte ihr gelbes, schmutziges, von den Herbstregen getrübtes Wasser zur Donau, mit deren Wellen sie sich unter den Mauern des Kalemegdan vermengte. Die alte Festung, die ihr jetziges Bild nach Plänen von Marschall Vauban erhalten hatte, hat in ihrer langen Geschichte schon viele Wechsel und viele Kriege, viele Feiern und viele Empfänge und Abschiede gesehen. Einst war sie der Grenzpunkt zwischen dem kleinen Serbien und dem großen Österreich-Ungarn. Ihr gegenüber, auf dem Hügel in Semlin, erhebt sich der Turm des Hunyadi Janos, auf dessen höchster Spitze ein Adler schwertbewehrt gegen Belgrad aufzufliegen scheint. Das Denkmal ist zur Jahrtausendfeier des ungarischen Reiches von den Magyaren errichtet worden, die damals Semlin hielten.

An jenem Tage war wieder einmal der alte Kalemegdan mit den unter ihm geborgenen kleinen und primitiven Hafenanlagen geschmückt mit Fahnen und Girlanden. Die Sawe sollte endlich aufhören, Grenzfluß zu sein. Eine Abordnung des Nationalrates in Zagreb, an der Spitze mit Dr. Ante Pavelić (1), dem Kroaten, und Svetozar Pribićević, dem Serben, war am Tage vorher in Semlin angekommen und wurde an diesem Morgen im Belgrader Hafen feierlich eingeholt.

Zwischen der Genfer Konferenz und der Abreise der Delegation des Zagreber Nationalrates waren kaum etwas mehr als zwei Wochen vergangen. Diese kurze Periode hatte aber genügt, die Genfer Beschlüsse von Grund aus zu ändern und in voller Klarheit und Unzweideutigkeit alle jene Schwierigkeiten und Meinungsverschiedenheiten vorzuzeichnen, die in die Wiege des gemeinsamen Staates der Serben, Kroaten und Slowenen gelegt wurden.

Das, was sich zwischen dem 11. und dem 27. November abgespielt hatte, zeigte schon klar die Fronten, deren Zusammenstoß das Schicksal des Reiches der Jugoslawen, von seiner Geburt bis zu seinem Ende, bestimmend begleitet hat. Pašić, der nur auf Grund der Einwirkung Vesnićs, hinter dem wieder der Druck von

---

(1) Der Arzt und Politiker Dr. Ante Pavelić, der bei der Gründung des jugoslawischen Staates und auch später als Präsident des jugoslawischen Senates eine bedeutende Rolle gespielt hatte, ist nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Führer der Ustaša-Bewegung und Poglavnik des unabhängigen Staates Kroatien.

Raymond Poincaré stand, der Bildung einer gemeinsamen Regierung des Königreiches Serbien mit dem Staate der Slowenen, Kroaten und Serben zugestimmt hatte, mußte demissionieren. Zu groß war die Opposition gegen die Genfer Beschlüsse, die sich sowohl zwischen den serbischen Politikern als auch bei den serbischen Mitgliedern des Zagreber Nationalrates gezeigt hatte.

Die drei wichtigsten Mitglieder der Regierung des alten Pašić, Protić, Djuričić und Trifunović, hatten gleich, nachdem sie den Inhalt des in Genf geschlossenen Übereinkommens erfahren hatten, Pašić ihren Rücktritt angemeldet. Das Abkommen war für sie ein Ausdruck der Mißachtung der großen Verdienste Serbiens für die Befreiung der Südslawen. Protić ging sogar so weit, zu behaupten, daß die Bestimmung über die Eidesablegung vor dem Nationalrat ein Verbrechen sei. Für Protić waren Dr. Korošec und Trumbić Gegner der südslawischen Einheit. Er hatte Berichte vorliegen von den Serben aus der Monarchie. Aus diesen schloß er, daß es zur Schaffung des gemeinsamen Staates ohne weitere Umstände durch Anerkennung eines größeren Anteils und einer größeren Autorität Serbiens kommen könnte, wobei alle jene Bestimmungen, die den Dualismus zwischen der serbischen Regierung und dem Nationalrat betonten, vollkommen unnötig wären.

Pašić selbst zog durch seine Demission gleichzeitig alles zurück, was er einige Tage vorher in Genf im Namen Serbiens akzeptiert hatte. Seinem Parteigenossen Protić gegenüber entschuldigte er sich durch ein langes Telegramm, in dem er ihm die Gründe für seine Haltung bei den Beratungen in Genf darzulegen bemüht war:

»Ich habe darauf bestanden, daß man Serbien im Hinblick auf die Opfer, die es für die Befreiung gebracht hat, auch im künftigen Staate die führende Rolle sicherstellt, ebenso wie auch die serbische Armee im Kriege eine solche Rolle gespielt hat. Die Vertreter des Nationalrats und des Jugoslawischen Ausschusses sahen darin die serbische Hegemonie und suchten Mittel, sich gegen diese zu schützen. Da mir auch die Alliierten geraten haben, möglichst rasch zur Verständigung zwischen den Südslawen zu kommen, wurde ich vor die Alternative gestellt: entweder die Verständigung abzuschließen oder den Fluch des Volkes auf mich zu nehmen. Um dem Auslande zu beweisen, daß zwischen der serbischen Regierung und dem Nationalrat von Zagreb und auch zwischen dem

Jugoslawischen Ausschuß und der serbischen Regierung ein Einvernehmen und eine Verständigung erreicht worden sind, betrachtete ich es als verständig und richtig, auch Lösungen anzunehmen, die sich mit unseren Gefühlen und Gesichtspunkten nicht decken, um zu verhindern, daß es zu keiner Verständigung kommt und daß dadurch eine Kluft geschaffen wird, die von den Feinden unseres Volkes zur Verhinderung der Schaffung eines gemeinsamen Staates aller Serben, Kroaten und Slowenen benützt werden würde.«

Als Dr. Korošec und Trumbić in Paris angekommen waren und sich beim französischen Außenminister Pichon meldeten, um ihm die Grundlagen des Abkommens mitzuteilen, auf dem sich der gemeinsame Staat der Serben, Kroaten und Slowenen aufbauen sollte, überraschte sie dieser mit der Erklärung, er sei eben von Pašić benachrichtigt worden, daß die Genfer Beschlüsse als wertlos anzusehen seien. Auf diese Art erfuhren die Vertreter des Nationalrates und des Jugoslawischen Ausschusses, daß Pašić die gegebene Unterschrift zurückgezogen hatte.

Nun versuchte der alte serbische Staatsmann aufs neue seine früheren Absichten durchzuführen: den Einfluß und die Macht der serbischen Regierung auch auf jene Gebiete auszudehnen, die im Staate der Slowenen, Kroaten und Serben eingeschlossen waren. Hier stützte er sich auch besonders auf den Bericht des serbischen Militärvertreters in Zagreb, der seiner Regierung mitgeteilt hatte, daß die Mehrzahl der Parteien im Nationalrat auf dem Standpunkte der Schaffung eines einheitlichen und unteilbaren Staates zusammen mit den Königreichen Serbien und Montenegro stünden.

So forderte nun Pašić am 18. November, also eine Woche nach Unterzeichnung des Abkommens in Genf, die lokalen Nationalräte in Laibach, Sarajewo, Zara und Zagreb auf, in die serbische Regierung Vertreter zu entsenden. Doch auch im Nationalrat in Zagreb kam es zu schweren Zusammenstößen zwischen den Serben aus den früher österreichisch-ungarischen Gebieten und einem Teil der Kroaten. Pribićević hatte sich besonders mit schärfsten Angriffen auf das Genfer Abkommen hervorgetan. In einer stürmischen Sitzung des Nationalrates hatte er ausgerufen:

»Wenn die Kroaten so den gemeinsamen Staat bilden wollen, so ist es besser, sie schaffen sich gleich ihre kroatische Republik!«

Trotzdem ist es in diesen Tagen doch nicht zur Bildung einer Regierung gekommen, in der auch der Nationalrat seine Vertreter gehabt hätte. Andererseits war auch zwischen den serbischen Politikern, die sich zum großen Teil noch im Auslande befanden, ein grundsätzlicher Zwiespalt aufgetreten, da Drašković mit seinen politischen Freunden auf der Durchführung des Genfer Abkommens bestand. Pašić verbarg sich hinter dem Regenten Alexander und behauptete, daß dieser es abgelehnt hätte, das Abkommen anzuerkennen. In Wahrheit hatte der Regent jedoch das Abkommen erst gesehen, als Pašić schon seine Demission eingereicht und dadurch das Schicksal des in Genf unterzeichneten Protokolles besiegelt hatte.

Statt daß nun nach der grundsätzlichen Verständigung und auf Grund des Einverständnisses aller zur Schaffung des gemeinsamen Staates eine Koordinierung zwischen dem Nationalrat und der serbischen Regierung herbeigeführt worden wäre, kam es zur Spaltung im Nationalrat einerseits und in den serbischen politischen Kreisen andererseits. In Zagreb hatten sich fast alle kroatischen Parteien für eine dezentralistisch-föderative Staatsform erklärt, die serbischen hingegen für unbedingten Zentralismus und sogar für die Abtrennung gewisser kroatischer Gebiete aus dem künftigen Staate, für ihre Amputation — wie man dies nannte —, falls die Kroaten nicht die zentralistische These anerkennen sollten. Dieser Zustand der Ungewißheit erzeugte im noch unvollendeten und provisorischen Staate des Nationalrates viel Unruhe und Nervosität. Die lokalen Nationalräte, die nicht wußten, was für Schwierigkeiten den Versuchen für die einvernehmliche Lösung der Frage der Gründung des gemeinsamen Staates im Wege standen, wollten um jeden Preis möglichst rasch zu einem Arrangement mit Serbien kommen. In einer Hinausschiebung sahen sie die Gefahr für den Bestand der Unabhängigkeit des slawischen Territoriums, da sich die Entente nicht besonders beeilte, die These über die Integrität des Territoriums des Staates der Slowenen, Kroaten und Serben anzuerkennen.

Besonders Pribićević entwickelte eine große Aktivität, um möglichst rasch die unmittelbare Verständigung mit Belgrad herbeizuführen. Er klagte Dr. Korošec, der sich noch immer im Ausland befand, vor dem Nationalrat an, die Verständigung mit Serbien

sabotiert zu haben, und setzte es schließlich durch, daß am 23. November eine Plenarsitzung des Nationalrats in Anwesenheit eines Abgesandten der serbischen Regierung abgehalten wurde. Dieser Delegierte war Momčilo Ninčić. Es waren stürmische Tage in Zagreb damals. In Belgrad wußte man wenig über die Vorgänge hinter den Kulissen des Nationalrates, die Pribićević dirigierte und führte und in denen die Kroaten schon eine oppositionelle Haltung gegen seine Versuche eingenommen hatten. Als schließlich Belgrad die Nachricht erhielt, daß die Delegierten des Nationalrates zwecks Abschlusses der Verständigung kommen, war es nicht bekannt, was sie mit sich bringen würden. Die Stadt wurde schnell mit Fahnen geschmückt und im Hafen der Empfang vorbereitet.

Von der Regierung standen am Ufer der Sawe nur Ninčić und Ljuba Jovanović. Neben ihnen befanden sich die Vertreter der Belgrader Gemeinde, der nationalen Vereinigungen, verschiedene Körperschaften mit ihren Fahnen, ihren Musikzügen und Gesangvereinen.

»Ich habe dich eigentlich gar nicht gesprochen, seit du aus Zagreb zurück bist«, sagte Jovanović zu Ninčić. »Wie ist es zu dieser unerwarteten Abreise der Delegation gekommen?«

Ninčić nickte und sagte mit der undeutlichen, vom Drucke der Riesennase überdeckten Stimme:

»Ja, das war eben die Kunst Svetozars. Wenn er nicht die Sache in die Hand genommen hätte, würden wir uns noch monatelang mit Verhandlungen herumschleppen, und wer weiß, was inzwischen mit den übrigen Teilen der drüben liegenden Gebiete geschehen würde.«

»Aber Pribićević ist doch Vertreter der Serben. Wie ist es ihm gelungen, die Kroaten zu gewinnen?«

Ninčić lächelte, glättete seinen Schnurrbart und erklärte: »Pribićević hat eben den ganzen Nationalrat überrumpelt. Er präsidiert, da Korošec im Ausland ist. Und seit dem 23., seit jener Sitzung, auf der ich auch gesprochen hatte, enthält sich die unzufriedene Minderheit des Nationalrates jeder Mitarbeit, so daß die Beschlüsse praktisch nur von der Mehrheit angenommen wurden.«

In kurzen Zügen erzählte Ninčić Jovanović, wie die Ereignisse in Zagreb gelaufen waren. Die dalmatinischen Kroaten verlangten eine sofortige Vereinigung mit Serbien und einen gemeinsamen

König, ein gemeinsames Parlament und eine gemeinsame Regierung. Doch neben diesen zentralen Einrichtungen sollten noch autonome Lokalregierungen mit Landtagen in Belgrad, Zagreb, Laibach, Split, Sarajewo, Cetinje und Neusatz (Novi Sad) bestehen. Die Freunde Pribićevićs hatten den Vorschlag unterbreitet, sofort die Vereinigung zu proklamieren, wobei eine verfassunggebende Volksversammlung nachträglich die Staatsform und alles übrige bestimmen sollte. Stjepan Radić schlug vor, die Vereinigung auf Grund eines föderativen Staatsaufbaus durchzuführen, an dessen Spitze ein Regentschaftsrat, gebildet vom serbischen Regenten Alexander, dem kroatischen Banus und dem Präsidenten des Nationalrates von Laibach, stehen sollte. Außerdem sollten autonome Regierungen und autonome Landtage für die historischen und ethnischen Gebiete, die den neuen Staat zu bilden hatten, eingerichtet werden.

Es war am schwersten mit Radić gewesen, erzählte Ninčić seinem Kollegen, während sie am Hafenkai auf und ab gingen. Seine Partei hatte den Grundsatz aufgestellt, daß sich Kroatien, Slawonien und Dalmatien, das dreieinige Königreich, auf Grund des kroatischen Staatsrechts und der Selbstbestimmung der Völker für die Schaffung eines Bundesstaates mit den Königreichen Serbien und Montenegro erklären. Demzufolge sollte die historische nationale Individualität und Eigenständigkeit der einzelnen Länder weiter bestehen. Diese Länder hätten ihre eigene Gesetzgebung, eigene gesetzgebende Parlamente, und die staatliche Einheit würde sich im gemeinsamen Heer und in gemeinsamer Außenpolitik ausdrücken. Radić blieb mit seinem Vorschlag in der Minderheit, da sich die Dalmatiner gegen ihn ausgesprochen hatten.

Trotz der energischen Versuche Pribićevićs und der übrigen, die Abreise einer Abordnung nach Belgrad zu beschleunigen, gab es in Zagreb viele Stimmen, die verlangten, nichts zu übereilen. Man solle auf die Rückkehr von Korošec und Trumbić warten. Die Opposition konnte sich aber gegen den entschlossenen Willen von Pribićević, der immer wieder die Notwendigkeit eines einheitlichen zentralistischen Staates betonte, nicht durchsetzen. Immerhin mußte sich Pribićević eines nicht ganz einwandfreien Manövers bedienen, um mit seinem Vorschlag über die sofortige Reise nach Belgrad durchzudringen. Als Präsident der Sitzungen des National-

rats schleppte er die Verhandlungen am kritischen Abend so lange hin, daß die meisten Mitglieder überzeugt waren, es käme nicht mehr zu Beschlußfassungen, und daher die Beratungen verließen. Die Anhänger Pribićevićs versammelten sich jedoch nach 10 Uhr abends im kleinen Saal des kroatischen Landtags und beschlossen, daß am folgenden Tage eine Abordnung von 28 Mitgliedern unter Führung von Dr. Ante Pavelić und Pribićević nach Belgrad abzureisen habe, um dort auch in aller Form die grundsätzlich schon beschlossene Vereinigung durchzuführen.

Dies war es, was Ninčić Jovanović erzählte, während sich das Schiff mit den Mitgliedern des Nationalrates, von Semlin kommend, schon dem Hafen näherte, unter Mörsersalven und begeisterten Zurufen der vieltausendköpfigen Menge.

Im serbischen Ministerratspräsidium empfing Protić als Vertreter des abwesenden Pašić die Delegierten und eröffnete sofort die Besprechungen.

Pribićević begann:

»Wir sind glücklich, Ihnen mitteilen zu können, daß wir im Auftrage des Nationalrates der Slowenen, Kroaten und Serben aus Zagreb gekommen sind und die Vereinigung aller jugoslawischen Gebiete in einem gemeinsamen Staat wünschen. Die Bedingungen, unter denen diese Vereinigung durchzuführen ist, hat der Nationalrat festgelegt, wobei alles einer baldmöglichst einzuberufenden verfassunggebenden Volksversammlung vorbehalten ist, die alle Beschlüsse über die künftige Staatsform zu fällen hat.«

Hierauf verlas er ein langes Dokument von 11 Punkten, das die Meinung des Nationalrates enthielt. Obwohl dessen Ansicht grundsätzlich einen einheitlichen Staat ohne Präjudizierung der Beschlüsse der Volksversammlung zur Grundlage hatte, kam in ihr der Wunsch zur Dekonzentrierung der Gewalten zum Ausdruck. Und schon entwickelte sich eine lange Debatte zwischen Protić und den Vertretern des Nationalrates.

»Wenn wir damit beginnen, daß jeder der einzelnen Teile, die nun in den gemeinsamen Staat eintreten werden, darauf besteht, möglichst viel von seinen regionalen und verwaltungsmäßigen Eigenständigkeiten zu behalten, werden wir nie einen starken Staat haben. Immer wird es Konflikte zwischen den einzelnen Teilen geben. Heute aber, in diesen schwierigen Zeiten, muß der Staat

mehr denn je stark und einheitlich sein, wenn er sich durchsetzen soll.«

Pribićević schwieg und betrachtete mit halbgeschlossenen Lidern Pavelić, der den Standpunkt der Kroaten darzulegen versuchte.

»Wir können heute nicht in eine einheitliche Kette das serbische, das kroatische und das slowenische Volk zusammenfügen, mit allen ihren verschiedenen Traditionen und den großen Unterschiedlichkeiten in Geschichte und Mentalität. Zwischen diesen einzelnen Bestandteilen muß ein gewisses Verhältnis, ein gewisses Gleichgewicht bestehen. Es muß eine bestimmte Proportion zwischen den kroatischen, den slowenischen und den serbischen Gebieten bestimmt werden. Die Kroaten und Slowenen betrachten die Einheit des Staates dergestalt, daß zwischen den verschiedenen Gebieten eine bestimmte und gerechtere Beziehung hergestellt wird. Man darf nicht vergessen, daß das dreieinige Königreich Kroatien, Slawonien und Dalmatien in der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie eine innere Autonomie hatte, mit einer eigenen Regierung, mit gesetzgebenden Landtagen, mit einer Verfassung, die aus den geschichtlichen Gegebenheiten entstanden war, eigenem Heer und eigener Verwaltung. Das einfache Auflösen eines solchen Organismus, der ohne Rücksicht auf das Nichtbestehen einer vollen Souveränität immerhin nicht ohne Attribute einer staatlichen Ganzheit war, kann keine guten Resultate im künftigen gemeinsamen Leben hervorbringen. Der Staat kann eben nur dann stark sein, wenn zwischen den einzelnen Teilen keine Konflikte entstehen. Konflikte müssen aber auftreten, wenn ein Teil mit dem Übergewicht des anderen unzufrieden wird. Mit anderen Worten: jedes einzelne Gebiet muß sich unbehindert entwickeln und muß seine nationalen und wirtschaftlichen Kräfte entfalten können.«

Protić, der in der Hauptsache für die Serben sprach, hörte Pavelić aufmerksam zu. Und wie dieser im Namen der Kroaten darauf bestand, daß eine möglichst große Autonomie und Selbständigkeit für die einzelnen Gebiete vorgesehen bleiben müßte, genau so verteidigte Protić hartnäckig den Standpunkt, daß im Staate kein Raum für einzelne Sonderkörper mit speziellen Rechten sein könne, sondern daß der Aufbau des Staates auf dem Prinzip der vollkom-

menen Einheit durchgeführt werden müßte und daß nur die übliche lokale Selbstverwaltung zugestanden werden könnte.

Zwei grundsätzliche Anschauungen über den Staat, zwei Standpunkte, die auf Geschichte und Mentalität aufgebaut waren, kamen in Konflikt. In einen Konflikt, der sich durch die ganze Geschichte des jugoslawischen Staates unzählige Male auf verschiedene Weise wiederholte: auf einer Seite der Standpunkt Serbiens, auf der anderen der Standpunkt der Kroaten. Beide waren verständlich.

In den letzten hundert Jahren hatten die Serben unter unablässigen Kämpfen mit unermeßlichen Opfern aus kleinen Anfängen langsam einen Staat auf einem national, rassisch und ethnisch homogenen Boden gebildet; alle Menschen kannten sich untereinander. Die Lebensbedingungen, die sozialen, wirtschaftlichen, politischen Verhältnisse waren überall die gleichen. Alle waren sie wie eine einzige große Familie, ohne Rücksicht auf die kleinen innerpolitischen Kämpfe. Das gemeinsame Schicksal durch Jahrhunderte, der gemeinsame Kampf gegen die Türken, das kleine Territorium, schwer mit den Waffen in der Hand erworben, brachten es mit sich, daß es den Serben unerträglich schien, ihren kostbaren Staat in einem anderen aufzulösen, der nicht auf demselben Grundsatz des Zentralismus und der Homogenität aufgebaut werden würde, der für den Aufbau Serbiens maßgebend gewesen war.

Die Kroaten andererseits hatten tausend Jahre in Opposition gegenüber dem Staate gestanden, in dessen Grenzen sie eingeschlossen waren. Und ihre Geschichte stand ganz im Zeichen von unablässigen Kämpfen für die Erreichung gewisser kleiner oder größerer nationaler Rechte oder Privilegien. 500 Jahre lang hatten die Serben mit der Türkenherrschaft gekämpft, aber nicht durch Forderungen von Rechten und durch Erreichung kleiner Vorteile in Verwaltung oder Autonomie, sondern auf der Grundlage eines immerwährenden Ringens mit der Waffe in der Hand, des offenen und unterirdischen Aufstandes, mit Morden und Hinrichtungen, mit Siegen und Niederlagen. Die Kroaten führten ihren Kampf hingegen auf dem Boden der Legalität, erhielten gewisse Rechte und verloren sie wieder, aber immer in der Form von Vereinbarungen und Ausgleichen, Verständigungen und Abkommen. Sie waren ein Bestandteil der ungarischen Reichshälfte, aber in dieser hatten sie wieder ein eigenes Statut, ebenso wie auch die Ungarn

ihr Sonderstatut in der Habsburger Monarchie hatten. Für sie bedeuteten daher komplizierte staatsrechtliche Formeln eine Sicherstellung ihrer nationalen Selbständigkeit und ihrer nationalen Entwicklung, ebenso wie für die Serben die Garantie für die nationale Individualität ein möglichst straffer Zentralismus, eine möglichst starke Einheit und ein möglichst vollkommenes Aufgehen im Ganzen bedeutete.

Diese beiden Auffassungen konnten sich schon im Jahre 1918 nicht verständigen. Der zwischen ihnen bestehende Unterschied brachte es mit sich, daß einerseits die Kroaten im Serben immer den Träger der Hegemonie, die Serben im Kroaten aber immer den Separatisten sahen. Ein Mißtrauen, immer größer werdend, unterbrochen von relativ kurzen Perioden der Zusammenarbeit, dauerte mit allen schlechten Folgen von 1918 bis zum Zusammenbruch des Staates im Jahre 1941 zwischen den beiden Völkern an.

Vom Wunsche gedrängt, möglichst rasch alles durchzuführen, was die Schaffung des Staates bedeutete, gab die Abordnung aus Zagreb fast in allen Punkten nach.

Und so kam es am 1. Dezember 1918 zum Empfang der Abordnung des Nationalrats und der Mitglieder der serbischen Regierung beim serbischen Regenten Alexander.

Mittelgroß, hager, mit kräftiger Nase, unter der der festgeschlossene Mund eine gerade Linie durch das schmale, dunkle Gesicht zog, überschattet vom kleinen schwarzen Schnurrbart, früh ergraut, stand Regent Alexander, umgeben von der serbischen Regierung und den Generalen, und hörte die Adresse des Nationalrats an, die Dr. Ante Pavelić zur Verlesung brachte. Die Hände auf den Säbelknauf gestützt, stand er ruhig, bewegungslos, ohne einen Zug auf dem wettergebräunten Gesicht zu verändern. Durch die Linsen des Zwickers betrachtete er mit seinem kurzsichtigen Blick die ernsten Gesichter der Männer, die vor ihm standen. Vor einigen Jahren war er noch der jüngere Sohn eines kleinen, aus seinem Lande vertriebenen Balkanprinzen gewesen. Später wurde er Thronfolger, obwohl ein älterer Bruder da war. Vor dem Beginn des Krieges wurde er zum Regenten ernannt, da sein Vater, Peter Karadjordjević, zu alt war, die Staatsgeschäfte selbst zu leiten. Durch sechs Jahre hindurch ging er mit seinem Volk aus einem Krieg in den andern. Er erlebte die Vergrößerung Serbiens, das

Exil, die Rückkehr in seine Residenzstadt, und schließlich eröffnete sich vor ihm die Perspektive, König eines Landes zu werden, das auf dem Balkan auf Grund seiner Größe und Lage den ersten Platz einzunehmen hatte.

Pavelić hatte geendet, und Alexander antwortete. Er war ein schlechter Redner, zu nervös und zu impulsiv. Einige Male versprach er sich bei der Verlesung der Antwort. Es war wohl die Erregung, begründet durch die Wichtigkeit des Augenblickes für sein Land und für ihn persönlich.

»... und im Namen Seiner Majestät des Königs Peter I. proklamiere ich die Vereinigung Serbiens mit den Ländern des unabhängigen Staates der Slowenen, Kroaten und Serben in ein einheitliches Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen ... Ich kann Sie und den Nationalrat versichern, daß ich mich mit meiner Regierung und mit allem, was Serbien und sein Volk darstellt, immer und überall nur durch tiefe und ungetrübte Liebe aus Bruderherzen zu jedem Interesse, zu allen Heiligtümern, die den Seelen jener nahe stehen, in deren Namen Sie zu mir gekommen sind, leiten lassen werde ...«

Und während gleich am folgenden Tage in Belgrad die Verhandlungen über die Bildung einer gemeinsamen Regierung begannen, gründete Stjepan Radić in Zagreb die Kroatische Republikanische Bauernpartei, eine Partei, die schon damals die Mehrzahl der Kroaten für sich hatte und die später, nach Abstreifung ihres Republikanismus und unter Maček beim Ende des Staatslebens Jugoslawiens, praktisch fast alle kroatischen Stimmen auf sich vereinigen konnte. Die Partei erkannte die Beschlüsse vom 1. Dezember 1918 nicht an und begann eine entschlossene Gegenaktion. Die erste Regierung des Königreichs der Serben, Kroaten und Slowenen, die am 18. Dezember in Belgrad zusammengesetzt wurde, war ohne Vertreter der Mehrheit der Kroaten. Sie wurde von 12 Serben, 2 Slowenen, 4 Kroaten und einem Mohammedaner gebildet.

DRITTES KAPITEL

Der Mord in der Skupschtina

Laut schrillte die Glocke durch die Räume der ehemaligen Kavalleriekaserne, die nun das provisorische Heim der Volksvertretung der Serben, Kroaten und Slowenen darstellte. Ein provisorisches Heim, das nun schon neun Jahre politischer Vergangenheit hinter sich hatte, da der Prachtbau des neuen Parlamentsgebäudes seit der Grundsteinlegung bereits über zwanzig Jahre auf seine Vollendung wartete. Wie ein Symbol des unvollendeten Aufbaues des politischen Lebens im geeinten Lande ragten, gerüstumgeben, die rohen Mauern auf der Batal-Džamija über die umliegenden ebenerdigen Häuser. Und die alte Kaserne, eng und primitiv, mit nüchtern-weißen Mauern, kleinen Fenstern und grobem Bretterboden gab die Umrahmung ab für die immer erregtere Atmosphäre, in der sich der unbeherrschte Parteienkampf abspielte.

Grell schrillte die Glocke, rief zur Sitzung. Die schmalen Gänge, die steilen, engen Holztreppen füllten sich langsam mit dem Strome der Volksvertreter, die dem Rufe Folge leisteten. In lebhaften Auseinandersetzungen stritten die Gruppen. Laute Zurufe flogen von einer zur anderen. Höhnisch, feindlich, herausfordernd und drohend.

Längst vergessen waren die Zeiten, in der Radić, der Kroatenführer, als Unterrichtsminister über die serbisch-kroatische Zusammenarbeit von der Rednertribüne gesprochen hatte. Es schien unmöglich, daß er, der nun die unnachsichtlichste Opposition gegen Regierung und Serbentum führte, einst im selben Hause die Worte gesprochen hatte:

»Die Kroaten müssen in jeder Tätigkeit des Staates mitwirken. Diese Mitwirkung ist jedoch nicht so aufzufassen, daß die Kroaten die Macht an sich reißen, denn die Verständigung zwischen Serben und Kroaten bedeutet weder eine Aufteilung der Macht noch eine Aufteilung der politischen Sphären, sondern eine Arbeitsteilung. Der König zieht alles im Hinblick auf die Interessen des Volkes und des Staates in Erwägung. Für ihn dient die Verständigung dem Volke und dem Staate, und deshalb müssen alle Parteiinteressen dem Wohle des Staates untergeordnet sein. Parteienpolitik darf sich nicht dem Volke aufdrängen, sondern die Parteien müssen dem Volke dienen.«

Jubel und Begeisterung umtosten damals Radić. Er war der ge-

feierte Mittelpunkt der Skupschtina geworden. Vor allem war er aber erklärter Liebling der Presse, deren Vertreter er immer wieder mit unerwarteten und geistvollen Wendungen in seinen vielen Reden überraschte.

Und in der großen Begeisterungswelle gingen die spöttischen Zurufe der Fraktion der Demokratischen Partei unter. Jener Partei, mit der Radić im Frühjahr des Jahres 1925 einen »unerschütterlichen Blockpakt« abgeschlossen hatte und die er schon im Sommer, einige Monate später, im Stich gelassen hatte, um in die Regierung des greisen, schlauen Pašić einzutreten.

Der Zorn der serbischen Demokraten auf Radić war begreiflich. Sie hatten die ersten Schritte zur Verständigung mit Radić getan. Sie waren es, die ihn dem serbischen Volke nähergebracht hatten. Er wurde von der Regierung der serbischen Radikalen und der Jungdemokraten, in der Pribićević einen wichtigen Posten innehatte, verhaftet und unter Hochverratsanklage gestellt. Wie hatten damals die Demokraten für ihn gekämpft.

Und dann — dann kam die große Enttäuschung. Radić kommt aus dem Gefängnis und steigt vor den schweren Toren seines Kerkers in das Dienstauto des Unterrichtsministers. Er war in die Regierung eingetreten, die Pašić leitete. Verließ seine Freunde. Und Pašić opferte ihm Pribičević, der aus der Regierungsbank in die Linke des Hauses umsiedeln mußte. Die Demokratische Partei hatte Radić den Serben vorgestellt. Doch Pašić, der Radikale, brachte ihn ins Kabinett.

Der Rausch der ersten Freude über die Verständigung mit Radić dauerte jedoch nicht lange.

Pašić wollte das Staatsruder fest in Händen behalten. Radić wollte mit ihm teilen. Pašić wollte alle Probleme des jungen Staates weiter, wie durch fünfzig Jahre politischer Laufbahn gewohnt, hinter verschlossenen Türen behandeln. Radić wollte alles auf breitester Grundlage vor den Massen behandelt wissen. Pašić, ein Mann der diskreten Kabinettspolitik, gewohnt, als mystischer Autokrat die Lage durch seine große Autorität zu beherrschen, Radić, ein in der Opposition gegen Regierung, Staat und Staatsform großgewordener Politiker der Massenbeherrschung, ungezügelt seinen Eingebungen folgend, eruptiv und unbeherrscht. Pašić, der Serbe, der stets das geeinigte Königreich der Serben, Kroaten und Slo-

wenen als eine den Kroaten und Slowenen gemachte Konzession ansah, denn sein politischer Plan war Großserbien gewesen. Radić, der im gemeinsamen Staate die Individualität der Kroaten geltend machen wollte und das alte kroatische Staatsrecht im Sinne trug. Die beiden konnten sich nicht verständigen, als es auf die tägliche Politik ankam, auf das permanente Lösen der vielen Tagesfragen, die aus dem noch immer ungewohnten Zusammenleben der verschiedenen Volksstämme immer aufs neue entsprangen.

So kam es zum Bruche. Radić will die Meinungsverschiedenheiten nicht in geheimen Sitzungen erledigen. Er trägt sie ins Volk. Er greift die Politik der Regierung an, der er selbst angehört, denn anders glaubt er auf eine Wendung in dieser Politik nicht hinarbeiten zu können. Und schon nach einem Jahre zerfiel die Koalition. Radić ist wieder in Opposition. Diesmal nicht in Zagreb, sondern in Belgrad. Er ficht seinen Kampf weiter, im Parlamente. Und hier trifft er auf seinen alten Gegner. Auf Pribićević, der ihn einst mit allen Mitteln der Gewalt verfolgt hatte.

Die Radikale Partei aber bildet wieder die Regierung, diesmal jedoch mit den einst von Radić schnöde verlassenen Demokraten, den bosnischen Mohammedanern und der slowenischen Volkspartei des Dr. Korošec. Und an der Spitze der Regierung steht diesmal nicht mehr Pašić, der in der Zwischenzeit seine müden, klugen Augen für immer geschlossen hatte.

Diese Regierung war eindeutig serbisch bestimmt. Die Kroaten mit Radić und die Serben aus Kroatien mit Pribićević an der Spitze sind von den Regierungsgeschäften ausgeschaltet. Immer mehr gewinnt die Regierung das Gepräge der Vertretung der serbischen, die Opposition jene der kroatischen Interessen. Ja noch mehr. Mit den Kroaten sind diesmal auch die Serben aus den ehemals österreichischen Gebieten.

Die Regierung klagt die Opposition des Separatismus und der Destruktion an. Die Opposition donnert gegen die großserbischen Hegemoniegelüste des Kabinettes und der Mehrheitsparteien. »Ihr wollt den Staat auseinanderreißen«, rufen die Herren aus den Regierungsbänken der Opposition zu.

»Ihr werdet mit eurer Korruption und eurem großserbischen Chauvinismus den Staat zerstören«, rufen diese zurück.

Es war schon zu Schlägereien gekommen. Wahlfalsifikate warf

Radić der Regierung vor, mit seiner klaren, hohen Stimme. Und der ölige Bariton Pribićevićs sekundierte, begleitet vom Getöse der Linken. Einzelne hohe Beamte, einzelne Minister werden angegriffen. Wie noch nie zuvor führten die einstigen kompromißlosen Gegner Radić und Pribićević, die in diesen Tagen ein festes politisches Bündnis abschließen, mit allen Mitteln der parlamentarischen Obstruktion den Kampf gegen die Regierung.

Hie Serbe, hie Pretschanin (Jenseitiger), wie sich die Kroaten, Slowenen und Serben aus den Gebieten westlich und nördlich von Sawe und Donau, den ehemaligen serbischen Grenzflüssen, nannten.

Schon waren schwere Worte gefallen. Worte, die sich fast nicht mehr gutmachen ließen. Worte, die Gift in das wallende Blut beider Gruppen einspritzten, verletzend, ätzend. Immer wieder kam es zu Zusammenstößen. Immer wieder bezichtigte die Opposition die Regierungsvertreter der Absicht, selbst mit Mitteln der außerparlamentarischen Diktatur die Hegemonie der Großserben durchzusetzen.

»Wir Serben haben über eine Million unserer besten Söhne für die Freiheit dieses Staates, für eure Freiheit hergegeben! Uns nur verdankt ihr, daß ihr heute frei seid!« behauptete im Tone höchster Entrüstung ein Redner der Mehrheit.

»Ihr habt uns zu Sklaven gemacht, befreit hatten wir uns selbst, bis ihr nicht eure Hände auf uns gelegt habt!« hallte es ebenso entrüstet von der Linken wider.

»Berge serbischer Knochen haben die Grenzen dieses Landes gezeichnet!«

»Was kosten eure Knochen? Wir wollen sie euch zahlen, damit wir nicht ständig davon hören müssen!«

Und im tätlichen Zusammenprall zwischen Links und Rechts war die Sitzung abgebrochen worden. Schwer konnten die Kämpfenden voneinander getrennt werden. Revolver waren gezückt worden, behauptete man nachher.

Deshalb die schwere, erregte Stimmung, in der sich am 20. Juni 1928 die Abgeordneten der verschiedenen Klubs zum Sitzungssaal hinbewegten. Darum die kurzen, haßerfüllten Wortgefechte, die sich schon in den Gängen, auf den Treppen entspannen, schlimmes Wetterleuchten vor der großen Gewitterkatastrophe.

Im Klubzimmer der Radikalen Partei stand ein untersetzter, breiter, stiernackiger Mann. Schwarzes Haar bedeckte seinen kantigen Schädel. Unter dichten Augenbrauen stechende, scharfe, schwarze Augen. In schärfsten Ausdrücken hatte er eben gegen die Kroaten und Radić losgewettert, umstanden von Parteigenossen, die ihm Beifall zuriefen. Mit kurzen, hackenden Gesten seiner großen roten Hände bestärkte er die Kraftausdrücke, die er gegen die Gegner losgelassen hatte.

Es war Puniša Račić, montenegrinischer Serbe, ehemaliger Freischärler zur Zeit der Kämpfe gegen die türkische Herrschaft in Mazedonien. Er genoß Ansehen wegen seiner draufgängerischen Entschlossenheit, die er aus dem Bandenkampf in die politische Arena mitgebracht hatte. Doch niemand war mit ihm so richtig befreundet. Zu wild war er, zu ungestüm immer gewesen. Und trotzdem hatte sich in den letzten Tagen eine kleine Gruppe um ihn gebildet, die mit ihm in den düsteren Winkeln des Parlaments und in kleinen Kaffeehäusern plänespinnend tuschelte.

»Deshalb habe ich den Antrag stellen müssen, daß das Präsidium der Skupschtina Radić auf seine geistige Zurechnungsfähigkeit untersuchen läßt. Ein Psychiater wird zweifellos bestätigen müssen, daß wir es mit einem Verrückten zu tun haben.«

»Und wirst du nicht damit auf der andern Seite zuviel böses Blut machen?« warf ein Vorsichtiger dazwischen.

»Was, böses Blut! Ich lasse mich als Serbe nicht mehr beleidigen. Jetzt ist's genug. Radić muß zum Schweigen gebracht werden.«

Der schriftliche Antrag Račićs ging von Hand zu Hand. Eine stattliche Anzahl von Unterschriften stand schon darunter. Als erste die etwas ungelenke des Puniša Račić.

Die Ausfälle Stjepan Radićs, hieß es im Antrag, können nicht anders erklärt werden als nur durch geistige Unzurechnungsfähigkeit. Das Gesetz verbiete, daß Unzurechnungsfähige ein Mandat in der Skupschtina innehaben. Deshalb sei das Präsidium der Skupschtina verpflichtet, vorzugehen und Radić durch einen Psychiater untersuchen zu lassen. Vom Ergebnis dieser Untersuchung hinge es ab, ob er sein Mandat behalten könne.

»Der Mann ist ein Narr, und es geht nicht mehr, ihn seine Beleidigungen gegen Serben ungestraft in den Saal rufen zu lassen«,

schloß Račić und wandte sich, umgeben von seinen Freunden, zum Sitzungssaal.

Hier war die heutige Debatte schon im Gang. Ganz vorn, in der ersten Bank des Zentrums, saßen Radić und Pribićević, neben ihnen der Neffe Radićs, Pavle Radić. Pribićević, seinen Unterkiefer vorgeschoben unter dem breiten, dicklippigen Mund, pechschwarzes, geschniegeltes Haar an den etwas zurückfliehenden Schädel glattgebürstet, ließ seine unsteten Augen über die Ministerbänke kreisen. Im nervösen Spiel klopften seine langen Finger auf den Pultdeckel. Neben ihm, die kurzsichtigen Augen mit den dicken Brillengläsern ganz dicht an ein Schriftstück herangebracht, das vor ihm auf dem Pult lag, saß Stjepan Radić. Mit rundlichen, weiß-weichen Händen blätterte er, ganz vornübergebeugt, in den Papieren und tauschte ab und zu kurze Bemerkungen mit seinem Neffen, der steif und groß mit seinem hageren, dunklen Asketengesicht neben ihm saß.

Es war wieder eine Anklagerede gegen die Regierung, die jetzt ein Parteigenosse Radićs, Dr. Pernar, von der Rednertribüne erschallen ließ. Immer mehr geriet der Redner ins Feuer, immer heftiger wurden die Zwischenrufe.

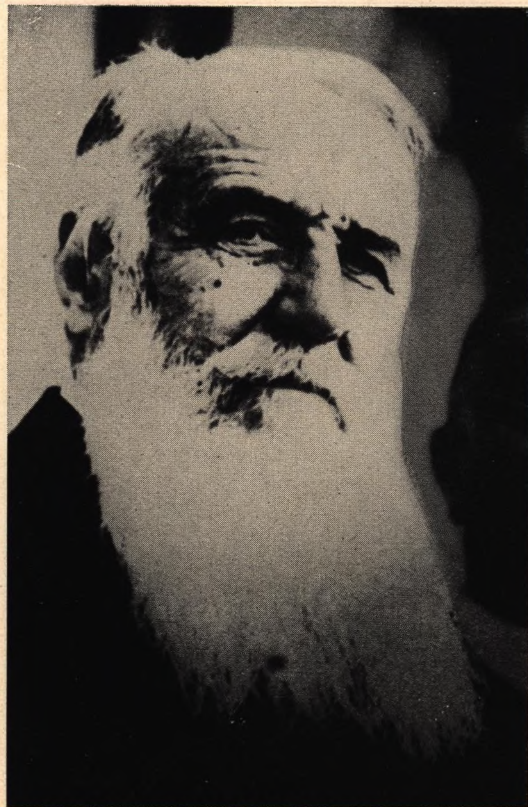
Die hohe Fistelstimme Stjepan Radićs warf beißend spöttische Bemerkungen zu den Sitzen der Mehrheit. Und wenn der Kampf der Zwischenrufe ganz hoch aufflackerte, sprang auch Pribićević aus seiner Bank und gab mit gezücktem Zeigefinger Antwort auf die Zurufe der Mitglieder der Regierungskoalition.

Plötzlich ein scharfer Zwischenruf aus den Bänken der Rechten. Es war Račić, der den Redner unterbrochen hatte. Pernar sah auf vom Blatte, das er vor sich hatte. Er erkannte, woher der Ruf gekommen war. Von Račić, dem Manne, der gegen Pernars Parteiführer den Unzurechnungsfähigkeitsantrag angeregt hatte, dem rücksichtslosesten aller Gegner.

»Du hast zu schweigen!« rief Pernar zurück. »Du hast den türkischen Begs ihre Wälder gestohlen!«

Getöse erhob sich im Saal. Doch plötzlich war, wie aus dem Boden geschossen, Račić neben Pernar auf der Tribüne aufgetaucht.

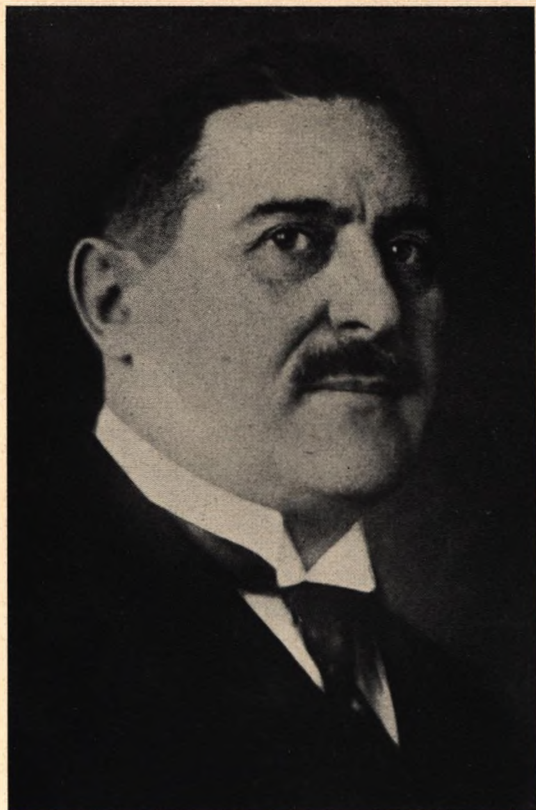
»Ziehe zurück, was du gesagt hast!« schrie Račić Pernar ins Gesicht.



1. *Links:* Nikola Pašić (1846-1926), gründete 1881 die Radikale Partei. Er bereitete durch den Pakt von Korfu im Jahre 1917 das »Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen« vor.

2. *Rechts:* König Alexander I., 1888 geboren, bemühte sich, die außenpolitische Stellung Jugoslawiens zu heben. Bei einem Staatsbesuch wurde er am 9. Oktober 1934 in Marseille ermordet.





3. *Links:* Petar Živković, jugoslawischer General und Staatsmann, 1879 geboren, war von 1929 bis 1932 Ministerpräsident; Ende 1934 wurde er Kriegsminister.

4. *Rechts:* Stjepan Radić (1871-1928) gründete 1904 die kroatische Bauernpartei und bekämpfte nach 1918 den großserbischen Zentralismus. Mit seiner Ermordung endete die erste Periode der serbisch-kroatischen Zusammenarbeit.



»Ich habe nichts zurückzuziehen«, antwortete dieser ebenso laut. »Du hast die Wälder gestohlen.«

Auf einmal geschah das Unfaßbare, das Schreckliche. In Račićs Hand erschien eine große Pistole, gerichtet auf Pernar.

Ein Aufschrei aus vielen Kehlen erschütterte den Saal. Einige waren aufgesprungen, wollten sich auf Račić stürzen. Radić hatte sich, unmittelbar unter der Tribüne sitzend, halb aufgerichtet und blinzelte durch seine Brille hinauf, um die Vorgänge besser sehen zu können. Pavle Radić hatte schon einen Schritt gegen Račić getan.

Doch zu spät. Der Schuß ging los.

Scharf peitschte sein Knall. Und gegen die Anstürmenden richtete nun Račić seine Pistole. Er hatte sie, nach alter Komitadschiart, auf den linken Unterarm aufgestützt, um sicherer zielen zu können.

Noch ein Schuß, und noch einer, und noch einer. Pavle Radić war unmittelbar vor Račić zusammengebrochen. Mit hocherhobenen Händen war Djuro Basariček, eines der hervorragendsten Mitglieder der Radićpartei, tödlich getroffen, über ihn gestürzt. Stjepan Radić, seine hervortretenden Augen verständnislos aufgerissen, war in die Bank zurückgesunken, preßte beide Hände an den verwundeten Leib.

Und im allgemeinen Wirbel, im Durcheinander brüllender, fassungsloser, hilflos gestikulierender Volksvertreter, war Račić hinter den Ministerbänken durch eine Nebentür verschwunden. Am Nachmittag stellte er sich dem Innenminister Korošec und wurde verhaftet.

Der Prozeß gegen Račić brachte keine Klarheit in die Frage, ob ein regelrechtes Mordkomplott bestanden hatte oder nicht. Die Verhandlungen wurden vor einem Gericht in Serbien geführt und schlossen mit der Schuldigsprechung Račićs. Komplicen konnten nicht festgestellt werden. Daß Račić mit vollem Vorsatz gehandelt hat, ist sehr wahrscheinlich. Er hatte wohl nur den Augenblick abgewartet, in dem er seine Absicht durchführen konnte. Seine letzten Hemmungen hatte dann schließlich der Auftritt mit Pernar weggewischt und ihm zugleich den erwarteten Anlaß gegeben.

Der Umstand, daß Račić nicht zum Tode verurteilt, sondern mit einer Zuchthausstrafe bedacht wurde, hat in Kroatien von neuem

den Behauptungen über die antikroatische serbische Solidarität Nahrung gegeben.

So endete, knapp drei Jahre nach dem Einzug Stjepan Radićs in Belgrad, die erste Periode der serbisch-kroatischen Zusammenarbeit. Wieder stand das Land dort, wo es vor dem 1. Dezember 1918 gestanden hatte. Und das geflossene Blut bildete ein Hindernis zwischen den beiden Lagern, zwischen hüben und drüben, tiefer als Sawe und Donau.

VIERTES KAPITEL

Der Versuch Alexanders

Es war in der Nacht zum 6. Januar 1929. Vor dem Neuen Schloß in Belgrad, geborgen in den Toreingängen der umliegenden Häuser, standen Journalisten, Vertreter aller größeren inländischen und ausländischen Zeitungen. Kalter Wind und ein eisiger, mit Schnee vermischter Regen brachten es mit sich, daß die schwierige Nachtwache vielen der Journalisten Schnupfen brachte, der sie noch lange, ohne Rücksicht auf die Wichtigkeit des Ereignisses, dessen äußere Zeugen sie wurden, an diese naßkalte Winternacht erinnern sollte.

Ich stand in einem Haustor mit dem Korrespondenten eines der größten französischen Blätter. Jeder stärkere Windstoß trieb uns die Nässe ins Gesicht. Wir waren durchgefroren, hatten kalte Füße und fluchten innerlich über die diesmal so schwierige Durchführung unserer professionellen Pflichten. Seltene Passanten kamen an uns vorbei, den Mantelkragen hochgeschlagen, den Hut tief ins Gesicht gezogen. Die Wut des Windes gestattete nicht, Regenschirme zu öffnen. Ab und zu kam in voller Fahrt einer der großen schwarzen, geschlossenen Hofwagen um die Ecke, blendete uns für einen Augenblick mit seinen großen Scheinwerferaugen und verschwand rasch im weit offenstehenden Portal des Schlosses.

Der Franzose knöpfte langsam und vorsichtig seinen Mantel auf und zog eine Zigarettendose heraus.

»Rauchen wir zur Abwechslung! Die Zeit vergeht so langsam.«

»Es ist wohl alles nicht so gut vorbereitet, wie es gestern im Laufe des Tages ausgesehen hatte. Die Beratungen dauern sehr lange«, erwiderte ich.

Das Licht des Streichhölzchens beleuchtete für einen Augenblick das glatte, rosige Gesicht meines Gefährten.

»Weiß der Kuckuck«, stieß er zwischen den beiden ersten tiefen Zügen aus, »ob alles gut durchdacht ist, was gemacht wird. Ich fürchte, daß es nicht gut enden wird. Wir haben in der französischen Geschichte Beispiele gehabt, daß auf den zertrümmerten Ruinen des Parlaments autokratische Regierungen aufgerichtet wurden, aber gut hat es nie geendet.«

»Diesmal gibt es doch keinen andern Ausweg«, erlaubte ich mir, meinem berühmten Kollegen zu widersprechen. »Was konnte anderes gemacht werden? Solange Radić noch im Krankenhaus lag

und von seinem Krankenbette aus die Parole ‚König und Volk' proklamierte, konnte vielleicht noch etwas in Ordnung gebracht werden. Aber heute, nach seinem Tode, wo sich nun alle politischen und unpolitischen, kulturellen und sozialen Vereinigungen und Einrichtungen in Zagreb, sogar die Gesangvereine, gegen jede Verbindung mit Belgrad und gegen jeden Kontakt ausgesprochen haben, gibt es doch keinen anderen Ausweg.«

»Glauben Sie aber nicht« — es schien mir beim schwachen Schein unserer Zigaretten, als ob ich um den Mund meines Gegenübers ein spöttisches Lächeln bemerken müßte —, »daß diese schwierige Lage vielleicht von gewisser Seite sehr gewünscht wird? Ist Ihnen denn nicht eingefallen, daß der König vielleicht mit Vergnügen sieht, wie das politische Leben des Landes mit seinen Parteien zertrümmert wird, und dann von sich aus den ganzen parlamentarischen Aufbau Jugoslawiens ad absurdum führen will?«

Solche Bemerkungen hatte man schon gehört. Sie kamen besonders aus Zagreb, aber auch von jenen, die noch immer trotz der bösen zehnjährigen Erfahrungen blind an die Vorzüge und die Unfehlbarkeit des Parlamentarismus und an die unumgängliche Notwendigkeit des parlamentarischen Schlüssels glaubten, der einzig und allein alle Probleme lösen könne.

»Ich weiß nicht, vielleicht ist in diesen Gerüchten auch Wahrheit enthalten, aber es wäre sehr kühn und unbedingt auch sehr tapfer, ein solches Spiel zu spielen, und es wäre nur berechtigt, wenn es dann tatsächlich auch alles abservieren würde, was sich in diesen zehn Jahren an Auswüchsen gezeigt hat.«

»Pribićević meint, es sei noch möglich, die nationale Krise auf parlamentarischem Wege zu lösen«, meinte der Franzose. »Er hat dies auch dem König vorgeschlagen, genau so wie Dr. Maček, der nun versucht, Radić zu ersetzen. Sie haben vom König Wahlen verlangt, vollkommen freie Wahlen ohne jede Einmischung der staatlichen Gewalt. Das erzählten mir die beiden, bevor sie gestern abreisten. Und sie waren auch sehr ungehalten darüber, daß der König ihren Vorschlag brüsk abgelehnt hat.«

»Es war ja auch der breitesten Öffentlichkeit bekannt, daß nun ein unparlamentarischer Ausweg gesucht wird, sobald die Veröffentlichung herausgegeben wurde, daß alle Möglichkeiten für die parlamentarische Lösung der jetzigen Krise erfolglos erschöpft sind.«

»Das Kommuniqué war klar. Aber ich glaube doch, daß es vielleicht übereilt war.«

»Ich glaube, es ist es doch nicht. Die Lage ist heute im Lande so, daß nur ganz energische Maßnahmen den Bürgerkrieg und den Zerfall verhindern können. Die Barrikaden in Zagreb am 1. Dezember, die Straßenkämpfe, die schwarzen Fahnen in den kroatischen Städten — alles dies bedeutet, daß Wahlen nur noch schwerere und schärfere Zusammenstöße hervorrufen würden. Diese Wahlen würden nur auf der Plattform der ‚da drüben' gegen die Serben aus Serbien geführt werden. Sie können sich vorstellen, was da herauskäme.«

Der Franzose schwieg, die Zigaretten waren aufgeraucht. Die Hände in den Taschen, betrachteten wir die dunkle Fassade gegenüber, hinter der nunmehr entscheidende und schicksalsschwere Beschlüsse, von denen der künftige Bestand des Staates abhängen würde, gefällt wurden. Durch die schweren Vorhänge drang kein Lichtstrahl in die Nacht hinaus.

Noch ein Kollege trat zu uns.

»Ich höre soeben, daß Petar Živković die Regierung übernimmt, nicht Hadžić.«

»Einer von den beiden steht zweifellos in Frage«, sagte der Franzose. »Pribićević hat mir das mitgeteilt, er hatte es vom König. Es ist sicher Živković, schon wegen der Verbindungen zur Radikalen Partei. Sie wissen ja, ‚Schwarze Hand', ‚Weiße Hand' usw.«

Der Kollege lief weiter, wahrscheinlich zum Fernsprecher im nebenan liegenden Außenministerium.

»Petar Živković«, murmelte mein Gegenüber, »das ist doch jener, der 1903 als diensthabender Offizier den Mördern Alexander Obrenovićs das Tor geöffnet hatte. Eine sonderbare Karriere. Vom kleinen Verschwörer zum Hofgeneral, zum Gardekommandanten, zur Vertrauensperson des Königs und schließlich zum Chef einer Diktaturregierung.«

Wir verharrten wieder einige Augenblicke in Schweigen. Schließlich sprach der Franzose weiter vor sich hin, als ob es ein Selbstgespräch sei.

»Sonderbar seid ihr Balkanvölker! So viel unverbrauchte, primitive und urwüchsige Kraft habt ihr, und so sehr seid ihr befangen von euren kleinen Parteikombinationen und eurem inneren Chau-

vinismus. Wie habt ihr euch nur gedacht, einen Staat mit 40 Parteien bilden zu wollen, die sich auf 13 Millionen Menschen verteilen! Schon die verfassunggebende Volksversammlung habt ihr aus diesen Parteien zusammengeklaubt; einen Staat macht man nicht so. Es haben zwei Möglichkeiten für euch bestanden: entweder, daß eine starke Persönlichkeit rücksichtslos, mit großer politischer Energie und viel Verstand, mit genug Autorität, alle kleinen inneren Rechnungen und alle Mißverständnisse zwischen euren verschiedenen Völkern und Stämmen auslöscht, oder wenn ihr schon so einen Mann nicht gehabt habt, dann hättet ihr eben die erste Verfassung nie beschließen dürfen, ohne daß die stärkste kroatische Gruppe, die gleichzeitig die breitesten kroatischen Massen vertrat, dabei mitwirkte.«

Noch zwei Journalisten traten in unsern Hauseingang, ein Deutscher und ein Serbe.

»Ich möchte doch wissen, aus welchem Reservoir nun die kroatischen Vertreter für diese Regierung, die da gekocht wird, herausgezogen werden«, meinte der Deutsche.

Der Franzose hüstelte.

»Ich glaube, es ist schon ziemlich klar. Wenn es keine politischen Parteien gibt, die sich zeigen könnten, dann werden es eben Freimaurerlogen sein. Hier im Land gab es ja seit 1918 nicht eine einzige Regierung, deren einflußreichste Mitglieder nicht aus den Reihen der Freimaurer gekommen wären, wie ja auch bei den anderen Balkanstaaten.«

»Na ja«, sagte der Deutsche, »diese Balkanvölker, die dem Weltkrieg und seinen Folgen zum größten Teil ihre unabhängigen Staaten zu verdanken haben, gehören alle in eure politische Domäne, und die Politiker dieser Völker beherrscht ihr über euren Großorient.«

Der Franzose lachte kurz auf. Es war ein amüsiertes Lachen.

»Doch besser auf diesem als auf einem umständlicheren Wege.«

Der Deutsche wurde warm.

»Natürlich ist das für euch einfacher. Es geht euch nichts an, welche Partei an der Regierung sitzt, mit welchem Programm sie an das Volk herantritt, mit welchen Zielen sie operiert. Jedenfalls sind ihre einflußreichsten Mitglieder Logenbrüder, also unterstehen sie der Politik von Paris.«

»Wir können doch nicht gestatten, lieber Kollege«, sagte der Franzose, »daß Deutschland wieder in diesen Ländern seinen wirtschaftlichen und politischen Einfluß gewinnt. Und für uns ist es am einfachsten, wenn wir über die Logen und durch die roten Bändchen der Ehrenlegion die wichtigsten Männer hier für uns gewinnen. Darum können wir auch jetzt mit vollster Ruhe die Wandlungen betrachten, die eben diese Nacht mit sich bringen wird. Unsere Linkspresse wird natürlich über den Autokraten Alexander und seinen General herfallen, aber die außenpolitische Richtung des Landes wird sich nicht verändern. Da hilft kein Einfluß, da ist jeder Versuch vergebens. Im übrigen, ihr Deutschen seid ja keine Attraktion für diese Balkanvölker, die einerseits Schutz vor dem russischen Bolschewismus, andererseits Hilfe gegen Italien brauchen. Deutschland kann ihnen weder das eine noch das andere geben.»

Ich ging langsam zum Schloßportal. Die Beratungen waren geschlossen; die schwarzen Wagen begannen mit verhangenen Fenstern herauszuströmen.

Und am nächsten Tage konnte das Volk der Serben, Kroaten und Slowenen in Sonderausgaben, auf großen Plakaten, die überall ausgehängt waren, die Proklamation seines Königs lesen:

»Die Stunde ist eingetreten, in der es zwischen Volk und König keine Vermittler geben darf. Die traurigen Konflikte und Ereignisse in der Skupschtina erschütterten beim Volke den Glauben an die Nützlichkeit dieser Einrichtung. Statt daß der Parlamentarismus den Geist der staatlichen und nationalen Einigkeit stärkte, begann er, in seiner jetzigen Form die geistige Zersetzung und die Zertrümmerung des Volkskörpers herbeizuführen. Das höchste Ziel meiner Regierung ist die Bewahrung der nationalen Einigkeit und der staatlichen Integrität, und dies muß auch das höchste Gesetz für mich und für jedermann sein. Wir müssen neue Arbeitsmethoden suchen und neue Wege beschreiten. Deshalb habe ich mich entschlossen und beschließe hiermit, daß die Verfassung des Königreiches der Serben, Kroaten und Slowenen vom 28. Juni 1921 aufhört zu bestehen. Das Parlament wird aufgelöst.«

So begann die Periode der Diktatur König Alexanders. Ein Versuch, der die unitaristisch-zentralistische Form des Staates retten und durchsetzen wollte. Die breiten Volksmassen, denen ent-

schlossene Züge immer Hochachtung einflößen, nahmen am Anfang das neue Regime mit Begeisterung auf. Doch die Leiter der verschiedenen Parteien und deren hervorragende Anhänger behielten ihren negativen Standpunkt bei, sofern sie nicht in die neue Regierung eingetreten waren. Wenn sie ihren politischen Kampf nicht offen führen konnten, verwandelten sie ihn eben in unterirdische Wühl- und Zersetzungsarbeit. Die Kroaten zogen sich zurück, wenigstens in ihrer Mehrheit. Und wie dies mein französischer Kollege in jener Nacht, die wir in Erwartung des großen Ereignisses verbracht hatten, behauptet hatte, gaben die Freimaurer der neuen Regierung tatsächlich einige besonders hervorragende Mitglieder. Die Regierung, die das Programm des 6. Januar in die Tat umzusetzen hatte, war nach ihrer Zusammensetzung nicht geeignet, diese Aufgabe zu bewältigen. Die Leiter verschiedener alter Parteien waren in sie eingetreten, mit allen ihren alten Vorurteilen und ihren alten politischen Bindungen. Und die Diktatur gab vielen die Möglichkeit, sich hinter der Autorität zu verbergen und von da aus unbehindert die Cliquenwirtschaft weiterzutreiben.

FÜNFTES KAPITEL

Milan Stojadinović stürzt

Regierungen kamen und gingen. Mit König Alexander verschwand im Jahre 1934 die stärkste politische Persönlichkeit Jugoslawiens von der Bildfläche. Der Hintergrund seines tragischen Endes in Marseille ist trübe. Viele Komponenten haben bei der Katastrophe mitgewirkt.

Erstmalig tauchte in der Weltöffentlichkeit der Name der kroatischen Emigrantenorganisation auf. Der Mörder selbst war ein Terrorist und Mitglied der IMRO., der inneren mazedonischen revolutionären Organisation. Die Attentäter wollten in Alexander den Träger des großjugoslawischen Gedankens treffen.

Andererseits war aber die Durchführung des Attentats durch die Haltung der freimaurerischen Regierung der französischen Republik sehr erleichtert, die — nach Behauptungen aus zuverlässigen Quellen — wissen konnte, daß ein Attentat vorbereitet wurde und durch das Weglassen aller notwendigen Sicherheitsmaßnahmen dem Anschlag zum Erfolg verhalf.

Alexander war mit großer Energie und Intelligenz begabt. Sein großer Ehrgeiz wollte aus Jugoslawien einen Einheitsstaat bilden, der dann als politisches Instrument für seine weiteren Balkanpläne die notwendige Schlagkraft gegeben hätte. Der jüngere Pavelić, der die kroatische Emigration führte, und seine Leute sahen in ihm das größte Hindernis für die Durchführung ihrer politischen Pläne. Alexander hatte wie alle Menschen seine Fehler. Einer der schwerwiegendsten war, daß er nicht die richtigen Männer zu finden vermochte, die seine Absichten durchzuführen imstande gewesen wären. So kam es, daß sich hinter seinem Namen viele verbargen, die alles andere denn nutzbringend für Staat und Dynastie waren.

Auf jeden Fall war Alexander aber ein Mann von großem Format, der den großjugoslawischen Staatsgedanken auf seine Person konzentriert hatte. Mit seinem Tode begann der Verfall des Gedankens und hiermit des Staates, der auf diesem Gedanken aufgebaut gewesen war. Eine ausführliche Würdigung der Persönlichkeit Alexanders bleibt der Geschichte der Balkanvölker vorbehalten.

Drei Regenten übernahmen seine Stelle, da sein ältester Sohn Peter zur Zeit des Ablebens Alexanders erst elf Jahre zählte. Praktisch leitete aber den Regentschaftsrat Prinz Paul, Alexanders

Vetter. Unter seiner Herrschaft kam als erste die Regierung des Hochgrad-Freimaurers Bogoljub Jevtić, der als Außenminister seinen König bei dessen Todesfahrt nach Frankreich begleitet hatte. Jevtić war in jeder Beziehung dem Pariser Großorient hörig, politisch an Frankreich und die Demokratien gebunden. Die letzten Worte des Königs — seien sie wahr oder nicht — hat Jevtić, der Jahre hindurch Hofminister gewesen war, so ausgelegt, als ob ihm der König die Erhaltung Jugoslawiens persönlich anvertraut hätte. Als Staatsmann schwach, befangen von Völkerbundsassoziationen, doch vom Wunsche getragen, eine Autorität darzustellen, wollte Jevtić, ohne den starken Beistand des Königs, dessen Politik fortsetzen. Und daran ist er gestürzt.

Und zum zweiten Male in der Geschichte Jugoslawiens wiederholte sich das Spiel zwischen den Kroaten und den serbisch-demokratischen Oppositionsparteien. Die Nachfolge des gefallenen Radić hatte als Präsident und autokratischer Chef der Kroatischen Bauernpartei der ehemalige Sekretär Radićs, Dr. Maček, übernommen. Auf der serbischen Seite standen alle die bekannten Männer, die sich schon einmal vor dem Kroatenmord im Belgrader Parlament hervorgetan hatten. Jevtić schreibt Wahlen aus und hat gegen eine kroatisch-autonomistische und serbisch-demokratische Opposition zu kämpfen. Maček, der eben aus der politischen Haft entlassen wurde, tritt an die Spitze der gesamten Opposition und erklärt in einem Schreiben an die Führer der serbisch-demokratischen Parteien:

»Der Vorschlag der serbischen Opposition, daß ich die Führung der gesamten oppositionellen Liste übernehme, ist für mich nicht nur eine persönliche Ehrung, sondern ich glaube, daß dies auch ein großer Schritt für das gegenseitige Näherkommen und damit auch für die endgültige Regelung der kroatischen Frage in den Grenzen dieses Staates sein wird.«

Trotz des ziffernmäßigen Wahlsieges wurde die Abstimmung für Jevtić ein Mißerfolg; und mit seinem Sturz hörte auch gleichzeitig die außenpolitische Ausrichtung auf, die für Jugoslawien seit dem Jahre 1918 maßgebend gewesen war.

Milan Stojadinović kam ans Ruder; und drei Jahre später, im Dezember 1938, steht er auch im Wahlkampf. Es war eine Zeit, in der sich über Europa schon bleierne, sturmtragende Wolken

sammelten. Die Wahlen waren notwendig für Stojadinović; denn eine große Mehrheit würde ihm ermöglichen, bis zur Volljährigkeit des jungen Königs weiterzuregieren.

Es war ein anstrengender, nervöser Tag. Stojadinović hatte bei den Wahlen die ganze Propaganda auf seinen Namen und seine persönliche Autorität konzentriert. Er hatte aber auch Grund genug dazu, seine Persönlichkeit herauszustreichen. Es hatten sich große Änderungen in der internationalen Lage Jugoslawiens ergeben, Änderungen von Wichtigkeit und weitgreifender Bedeutung. Jugoslawien hatte sich der Vormundschaft der Westmächte entzogen. Zwischen ihm und Deutschland, das immer mehr das Schicksal Europas in seine Hände nahm, wurden sowohl wirtschaftliche als auch politische Beziehungen angesponnen.

Die Politik Jugoslawiens stand in der Regierungsperiode Stojadinovićs ganz im Zeichen internationaler Ereignisse und einer grundlegenden außenpolitischen Umorientierung. Das ganze Schwergewicht seiner Tätigkeit verlegte Stojadinović auf die Außenpolitik, und erstmalig seit seinem Bestehen erscheint Jugoslawien als wichtiger Faktor im europäischen Südosten, politisch dem Deutschen Reiche nahestehend. Die Besuche, die Stojadinović Berlin und Rom abstattete, und die Reihe wichtiger Besuche, den Belgrad in dieser Zeit erhielt, in der sich ausländische Staatsmänner in der Hauptstadt Jugoslawiens trafen, gaben der Regierungsperiode Stojadinovićs einen Glanz und ein Ansehen, das alle Vorgänger weit in den Schatten stellte. Die Außenpolitik dieser Periode war charakterisiert durch die Lostrennung von allen internationalen Bindungen und Verpflichtungen, in denen Jugoslawien bis dahin befangen war. Die neue Gestalt Europas, die sich nach der nationalsozialistischen Revolution in Deutschland abzeichnete, verlangte auch eine neue Politik. Die alten Bindungen, gegründet auf der Einkreisungsthese, deren letzter großer Vertreter Louis Barthou gewesen war, konnten den Staaten des Balkans, am wenigsten aber dem äußerst exponierten Jugoslawien, nicht mehr den politischen Frieden und die Sicherheit gewährleisten.

Vielleicht war es auch ein wichtiges innerpolitisches Moment, das eine Rolle in der außenpolitischen Umorientierung gespielt hatte. Die kroatische Frage, durch den Tod Stjepan Radićs aufs neue schmerzhaft aufgerissen wie eine kaum verharschte Wunde und

nur vorübergehend unterdrückt zur Zeit der Diktatur Alexanders, war wieder — nach dem Tode Alexanders — mit aller Macht aufgetaucht. Sie stellte auch weiterhin das zentrale Problem des Staatslebens, den Mittelpunkt, dar um den sich die ganze Innenpolitik Jugoslawiens drehte. Seit dem Tode Radićs, im Jahre 1928, hatten die Vertreter der Mehrheit der Kroaten durch volle zehn Jahre nicht mehr am politischen Leben des Staates teilgenommen. Das politische Zagreb stand beiseite, ohne sich irgendwie mit dem politischen Belgrad zu verbinden. Und erst im Jahre 1935, als Jevtić seine Wahlen leitete, erschien der erste Hoffnungsstrahl einer möglichen Zusammenarbeit zwischen kroatischen und serbischen Parteien — allerdings nicht auf einem konstruktiven und positiven, sondern auf einem negativen Programm. Seit jener Zeit und durch die ganze Regierungsperiode Stojadinovićs hatte Dr. Maček seine politischen und wirtschaftlichen Organisationen in Kroatien in allen Einzelheiten aufgebaut. Alles ohne Belgrad, alles gegen Belgrad.

Solange jedoch die kroatische Frage ein innerpolitisches Problem Jugoslawiens blieb, konnte sie nicht so gefährlich werden, daß die Integrität des Staates und der Staatsgemeinschaft durch sie angegriffen werden konnte. Daher war es die natürliche Tendenz Belgrads, der kroatischen Frage ihren innerpolitischen Charakter zu bewahren, da Belgrad nicht gewillt war, die Frage auf der Grundlage zu lösen, die die Kroaten wollten, und da die Kroaten nicht auf die Lösungen eingehen wollten, die Belgrad vorschlug. Solange das Schwergewicht der europäischen Politik, hinsichtlich des Südostens zumindest, in Frankreichs Händen lag, hatte Belgrad immer eine Politik der intimen Anlehnung an Paris geführt. Das konnte Belgrad um so leichter, als die jugoslawischen Außenminister mit einer einzigen kurzen, vorübergehenden Ausnahme immer Serben waren. Paris setzte seinerseits wieder auf die Karte Belgrad und verhinderte auf diese Weise, daß die Kroaten auf internationalem Boden erschienen, oder gab ihnen nur die Möglichkeit, dort Hilfe zu suchen, wo wegen eigener Schwäche keine Hilfe möglich war.

Nach dem Jahre 1933 beginnt sich immer mehr in Europa eine Verlagerung des Schwergewichts abzuzeichnen. Auch Belgrad orientiert sich zu Berlin. Das brachte innerpolitisch im Hinblick

auf die kroatische Frage wieder eine Neutralisierung und Lokalisierung dieser Probleme mit sich. Die Kroaten aber suchten prompt über Dr. Krnjević Anlehnung an Frankreich. Paris war natürlich zu dieser Zeit kein gleich starker Partner für das immer stärker werdende Deutschland, das schon Belgrad für sich gewonnen hatte. Es soll gewiß nicht behauptet werden, daß diese innerpolitischen Erwägungen für die Umorientierung in der Außenpolitik einzig maßgebend gewesen wären. Jedenfalls aber hat diese außenpolitische Umorientierung auch die dargestellten innerpolitischen Folgen mit sich gebracht.

So stand also am 11. Dezember 1938, am Tage der Wahlen, auf der einen Seite Stojadinović mit seinen außenpolitischen Erfolgen, denen in der Innenpolitik nichts Gleichwertiges gegenüberstand, mit der ungelösten kroatischen Frage belastet. Auf der andern Seite standen die unter Maček geeinten Kroaten und die serbisch-demokratischen Parteien. Die hatten sich alle in einer oppositionellen Gruppe gefunden, Männer, die vor dem 6. Januar 1929 in der Regierung saßen, und solche, die der 6. Januar hervorgebracht hatte. Maček fand sich in einem Lager mit Jevtić, gegen den er kaum drei Jahre früher die Wahlkoalition mit den serbischen Parteien begründet hatte.

Im Kurzwellensender des Pressebüros des Ministerratspräsidiums in Belgrad war an jenem Tage Hochbetrieb. Von allen Seiten kamen Berichte über die Wahlergebnisse, und von da gingen sie wieder durch den Äther über alle jugoslawischen Sender, versehen mit kleinen Kommentaren. Ich saß dort von früh bis tief in die Nacht, sah die Berichte durch und diktierte die Texte für die Sprecher. Die Berichte kamen von den Bezirkshauptleuten, die durch besondere Geschwindigkeit in der Berichterstattung und durch für die Regierung höchst positive Ergebnisse in ihren Bezirken ihren Eifer betonen wollten, in der Erwartung, daß wohl vermerkt werden würde, wie pflichteifrig sie waren und wie gut die Wahlen in ihren Bezirken für die Regierung ausfielen. Ich bekam alle diese Berichte zur Veröffentlichung, von einer dunklen Ahnung befangen, daß das Endergebnis weit davon entfernt sein würde, günstig zu sein. Weit davon entfernt, so auszufallen, wie es Stojadinović dachte.

Ich erinnerte mich, daß einige Tage vorher der Korrespondent des »Corriere della Sera« bei mir gewesen war. Er wurde von

Stojadinović geschickt, damit ich ihm das System unserer Wahlpropaganda vorführen sollte.

»Der Präsident hat mir ein wunderschönes Interview gegeben«, sagte der Italiener, noch ganz unter dem Eindruck des Gespräches. Stojadinović verstand, Menschen zu gewinnen.

»Ein Interview, das tatsächlich ganz offen in seinen Darlegungen ist!«

»Wollen Sie es vor den Wahlen veröffentlichen?«

»Selbstverständlich, um so mehr, als es auch eine sehr interessante Prognose enthält.«

»Eine Prognose über die Wahlresultate? Die möchte ich gerne hören!«

»Natürlich. Sehen Sie, was der Präsident sagt.« Und der Italiener blätterte in seinem Block, um die Stelle zu finden, die er suchte. »Da ist es: 75 Prozent der Stimmen sind mir sicher, und für die übrigen 25 kämpfe ich mit Maček, so sagte Herr Stojadinović.«

Ich versuchte, den Italiener zu bewegen, diesen Teil des Interviews nicht zu veröffentlichen, und hoffte, daß es mir auch gelungen war. Die Berichte, die ich in diesen Tagen von verschiedenen Organisationen und Stellen der Partei erhalten hatte, waren nicht geeignet, solchen Optimismus zu rechtfertigen. Man konnte sogar erwarten, daß die Ergebnisse der Wahlen für Belgrad und die Regierung noch schwächer sein würden als jene, die Jevtić erzielt hatte. Die Kroaten waren kompakter denn je.

Tatsächlich zeigten auch alle Berichte, die im Laufe des Vortages beim Kurzwellensender eintrafen, daß nur in den serbischen Gegenden die Liste Stojadinović erfolgreich war. Die Kroaten stimmten geschlossen gegen die Regierung und für Maček.

Zwischen dem Einlaufen der verschiedenen Berichte und deren Weitergabe entspann sich ein Gespräch unter den Männern, die in meinem Zimmer saßen. Natürlich, das Ereignis des Tages, dessen Zeugen wir waren, stand im Mittelpunkt aller Erörterungen. Über Politik sprach man, über Stojadinović, seine guten und seine schwachen politischen Züge. Alle waren wir einig in einem: so gut er sein Land in der Außenpolitik vertrat, so glanzvoll er Jugoslawien nach außen hin führte, so offen waren all die schwierigen Probleme der Innenpolitik gelassen worden.

»Und hier liegt der Hauptfehler«, sagte einer der Anwesenden.

»Man kann heute nicht mehr an Maček vorbeigehen. Man kann nicht einmal eine politische Kombination mit der geringsten Aussicht auf Erfolg gegen Maček aufstellen. Man kann die Kroaten, die heute alle in einem festen Block geeint sind, nicht mehr beiseite schieben.«

Ein anderer wandte ein:

»Man kann aber auch nicht mit den Kroaten gehen. Was die Leute verlangen, ist ja ganz unmöglich. Den Staat wollen sie zertrümmern. Heute Autonomie, morgen Föderation, und übermorgen proklamieren sie volle Unabhängigkeit und Selbständigkeit.«

»Mag stimmen. Aber der Drang zur Lostrennung von Jugoslawien wird noch stärker werden, wenn man ihnen nicht die Möglichkeit gibt, wenigstens einen Teil ihrer Wünsche befriedigt zu sehen.«

»Dann entsteht aber für uns die Frage, was wir eigentlich durch lange zwanzig Jahre hindurch in diesem Land gemacht haben, wenn wir von neuem mit dem Zustand von 1918 und mit der Schaffung des serbisch-kroatisch-slowenischen Staates anfangen müßten. Im übrigen ist dies ja nicht der größte Fehler der Innenpolitik Stojadinovićs. Die Kroatenfrage ist es nicht, woran er vielleicht scheitern wird. Es ist die Politik der Halbheiten, diese ungenügende Energie in der Schaffung eines wirklich autoritären Regimes.«

»Das geht nicht so leicht mit der Schaffung eines Regimes der Autorität, wenn neben Stojadinović in der Regierung noch Korošec und Spaho sitzen, die beide gegen die Schaffung einer totalitären Partei sind. Außerdem: wie würde eine solche totalitäre Partei auf nur serbischer Basis aussehen? Es würde eine totalitäre, einheitliche faschistische Partei im serbischen Volksteil geben, die einen unerbittlichen Kampf mit dem kroatischen Volksteil führen müßte.«

Ein neuer Stoß von Berichten kam heran. Diesmal aus Kroatien. Schon der erste war für die Regierung erschütternd. In einem Bezirk hatten 11200 für Maček und nur 3 für Stojadinović gestimmt. Ich zeigte diesen Bericht den Anwesenden:

»Natürlich, das habe ich ja schon gesagt«, meinte einer. »Warum hat Stojadinović nicht mit Maček eine Verständigung herbeigeführt, als er sich damals mit ihm im Jagdhause in Brežice getroffen hatte? Damals sprachen die beiden lange miteinander und gingen

ergebnislos auseinander. Nach dieser Zusammenkunft gab Maček nur noch die allernegativsten Erklärungen über Stojadinović ab. Wäre Stojadinović damals vielleicht entgegenkommender gewesen . . .«

Ein anderer fiel ihm ins Wort:

»Wenn Stojadinović damals freie Hand gehabt hätte, wäre er wahrscheinlich auch zuvorkommender gewesen, und vielleicht wäre es dann zur Verständigung gekommen. Wir wissen ja nichts darüber, was er für Instruktionen von oben erhalten hatte und wie weit seine Vollmachten hinsichtlich des Nachgebens gegenüber den Kroaten gingen.«

Das Gespräch konzentrierte sich wieder auf die Frage der totalitären Partei.

»Als Sie da eben von der serbischen faschistischen Partei sprachen«, sagte jemand aus einer Zimmerecke, »fiel mir der Besuch des Grafen Ciano in Belgrad ein. Damals wurden 300 junge Leute in grünen Hemden und schmucken Uniformen beim Bahnhof in Paradeaufstellung vorgeführt. Dieselben 300 Jünglinge eilten dann zum Parteigebäude, um sich nochmals vor Graf Ciano aufzustellen. Und eben diese 300 hatten im Laufe der Anwesenheit des italienischen Ministers noch einige Male Gelegenheit, immer wieder Paradeaufstellung zu nehmen und so dem Gast den Beginn der Schaffung einer Formation vorzuführen, die ein Gegenstück zu den italienischen Schwarzhemden bilden sollte. Das wird aber nicht so gemacht. Entweder 50000 Uniformierte, die vorhergehend weltanschaulich überzeugt und in jeder Beziehung diszipliniert sind — oder kein einziger. Aber so muß das nur negativ wirken.«

»Vorläufig geht es aber noch nicht anders«, sagte der, der schon früher die Erklärung für die Unentschlossenheit Stojadinovićs gefunden hatte. »Es ging nicht anders. Es geht auch heute nicht anders, solange Stojadinović nicht vollkommen freie Hand bekommt und auch aus seiner Regierung heraus nicht sabotiert wird. Schon Korošec versucht, ihn in seinen Absichten zurückzuhalten.«

Ich erinnerte mich einer Sitzung, der ich kurze Zeit vorher beigewohnt hatte. Den Vorsitz führte Stojadinović, und anwesend waren Dr. Korošec und einige der wichtigsten Parteimitglieder. Auf dieser Sitzung fragte Stojadinović wohlgelaunt den neben ihm sitzenden Korošec, was er denn für ein sonderbares Abzeichen im



5. Prinz Paul, der Prinzregent, mit dem jugoslawischen Ministerpräsidenten Milan Stojadinović, dessen Regierungsperiode im Zeichen grundlegender außenpolitischer Umorientierung stand und Annäherung an Deutschland suchte. Im Februar 1939 erklärte das Kabinett Stojadinović seinen Gesamtrücktritt.

6. Patriarch Varnava, dessen Tod den Konkordatskampf entfachte.



Knopfloch trüge an Stelle des Parteiabzeichens der Stojadinović-Partei? Korošec antwortete:

»Heute war ich auf der Luftfahrtausstellung, und da habe ich das Abzeichen der Flieger gekauft. Gestern trug ich das Abzeichen unserer Partei, und wer weiß, was ich morgen für ein Abzeichen tragen werde.«

Stojadinović preßte für einen Augenblick seinen kleinen, weichen Frauenmund zusammen, ging dann aber auf seine überlegene Art mit einem Lächeln darüber hinweg, als ob er dies als guten Witz ansehe, was Korošec gesagt hatte, um zu betonen, daß er nicht die Führerambitionen Stojadinovićs anzuerkennen geneigt sei.

Wieder neue Berichte. Es entstand eine kleine Pause in der Unterhaltung. Man sah: in Kroatien gehen die Anhänger Dr. Mačeks vollzählig und in geschlossenen Formationen zu den Wahlurnen; ihre Gegner, falls auch solche da sein sollten, trauten sich anscheinend nicht, angesichts dieser Machtentfaltung gegen Maček zu stimmen.

Plötzlich wurde die Tür aufgerissen. Stojadinović erschien, groß und breit, jovial, überlegen, selbstbewußt. Hinter ihm eine Gruppe dienstbeflissener Sekretäre.

»Was gibt es Neues? Wie stehen wir?«

Die Frage, die mit der nasalen Stimme ausgesprochen wurde, die so wenig in Einklang mit der großen und starken Statur des jugoslawischen Staatsmannes stand, enthielt schon die Antwort in sich: alles ist glänzend! Leider konnten die Tatsachen eine so optimistische Antwort nicht geben. Stojadinović trat rasch an den Tisch und überflog die Papiere vor mir.

»Alles wird gut sein, die Serben stimmen alle für mich, mit Maček werden wir schon nachträglich sehen, was wir anfangen.«

Noch einige Bemerkungen, einige kurze Fragen — und Stojadinović verschwand wieder, aufgeräumt und selbstbewußt, wie er gekommen war.

Das unterbrochene Gespräch setzte sich fort.

»Mit Korošec verhält es sich nicht so, wie da eben jemand behauptete«, sagte einer der Anwesenden. »Es gibt einen wichtigeren Hintergrund für seine Haltung als den Wunsch, Stojadinović nicht zu sehr zum Autokraten werden zu lassen; Korošec ist doch der klügste von unseren Staatsmännern. Er weiß genau, daß man in

diesem Land nicht mit dem Kopf durch die Wand gegen die Kroaten gehen kann. Wir haben doch bemerkt, daß er in keiner seiner Reden Maček angegriffen hat und daß seine Politik immer so aufgebaut war, daß alle Bindungen und alle Brücken zu Maček nicht endgültig abgeschnitten wurden.«

»Darin liegt ja eben der Haken! Korošec ist doppelzüngig, er ist unaufrichtig.«

»Es ist nicht die Frage nach Unaufrichtigkeit und Doppelzüngigkeit. Er ist ein Staatsmann, der vor sich das Ganze des Staates sieht und der sich Mühe gibt, eine endgültige Spaltung Belgrad-Zagreb zu verhindern. Er ist gegen Chauvinismus und alles, was die Dinge auf die Spitze treiben würde. In den Versuchen Stojadinovićs sieht er eben die Gefahr des serbischen Chauvinismus auftauchen.«

Die Unterhaltung ging weiter. Ich konnte nicht mehr zuhören, weil ich noch einige Kommentare zur Wahllage diktieren mußte.

Beide hatten recht. Einerseits war tatsächlich Korošec eine schwere Behinderung für Stojadinović. Er bemühte sich, möglichst viel Einfluß in seinen Händen zu behalten, und zwar sowohl auf die Regierung Stojadinović wie auf die Partei, deren Vizepräsident er war. Andererseits hatte er das aber nicht aus persönlichem Geltungsbedürfnis oder aus irgendeinem ehrgeizigen Beweggrund getan. Er war ein großer Patriot und war sich vor allem der Pflichten des Staatsmannes vor der Geschichte voll bewußt. Keine persönlichen Wünsche heftete er an die große Politik.

Korošec war eine starke Persönlichkeit. Viele konnten nicht verstehen, weshalb er nach dem Morde im Belgrader Parlament im Jahre 1928 eingewilligt hatte, die Bildung der Regierung zu übernehmen, die dann den 6. Januar vorbereitete. Doch eben diese seine Einwilligung, die Last der Führung der Staatsgeschäfte in einer der kritischsten Perioden des jugoslawischen Staatslebens auf sich zu nehmen, zeigte seine Ergebenheit gegenüber der Staatsidee, sein Pflichtgefühl und seinen Opfermut. Und als er dann auch in die Regierung des 6. Januar eintrat, die mit wenigen Ausnahmen von Freimaurern besetzt war, sah er darin einen Weg, zu verhindern, daß die Regierung in das andere Extrem überschwenkte.

Kaltblütig und sehr klug, war Korošec fanatischer Anhänger der jugoslawischen Idee. Einmal, viel später, als es nach der Verständigung Maček-Cvetković so ausgesehen hatte, als ob sich Jugo-

slawien wieder von dem Weg der Schaffung einer Nation entfernte, in der Richtung der Anerkennung aller zentrifugalen Kräfte, sagte mir Korošec:

»Dies alles ist vorübergehend. Man muß nicht jetzt wegen des Nachlassens der zentralen Gewalt schon einen Zerfall des Staates voraussehen. Die Lebensprobleme der Südslawen in dem Raum, den ihnen die Geschichte zugewiesen hat, können nur durch ihre gegenseitige Verständigung gelöst werden. Und schließlich sind wir hier doch alle miteinander ein Volk, sei es, daß dies amtlich dekretiert wird oder daß die amtliche Fassung dagegen ist. Und wenn sich dieser Grundgedanke auf dem Wege der Verständigung und der langsamen Amalgamierung mit der Zeit nicht durchsetzt, dann wird sich auch der Staat nicht durchsetzen.«

Und noch etwas brachte Korošec immer wieder aufs Tapet, so daß seine Gegner, aber auch ein Teil seiner Freunde schon von einer Art Verfolgungswahn sprachen: die Freimaurerei war für ihn das rote Tuch. Er kannte ihre Tätigkeit, er war ihr leidenschaftlicher Gegner sowohl als Realpolitiker und Nationalist wie auch als katholischer Prälat. Die Fügung des politischen Schicksals und der Umstand, daß auf den Höhen der serbischen Intelligenz immer Freimaurer in einflußreicher Stellung waren, brachten es mit sich, daß Korošec oft mit ihnen in einer Regierung sitzen und Kompromisse schließen mußte. Schließlich sah er — als erster jugoslawischer Staatsmann — die Wichtigkeit der Judenfrage klar, und wenn er nur die Möglichkeit hatte, ging er mit rücksichtslosen Maßnahmen, die in seinem Amtsbereich lagen, gegen das Judentum vor. Als Unterrichtsminister führte er den Numerus clausus in den Schulen ein und unterschrieb eine Verordnung, die die Juden aus Presse, Theater, Film und Rundfunk ausschloß. Sein jäher Tod, der ihn seinem Volk einige Monate vor dem Zusammenbruch Jugoslawiens entriß, hatte ihn gerade in einer dahingehenden politischen Aktion überrascht.

Doch zurück zum 11. Dezember 1938. Da war Dr. Korošec noch Mitglied der Regierung Stojadinović und leitete als Innenminister die Wahlen. Von seiner gegen einen Bruch mit den Kroaten gerichteten Politik war nur noch eines übriggeblieben: Die Wahlen wurden in Kroatien so liberal durchgeführt wie noch nie seit Bestehen des Staates.

Der Tag näherte sich seinem Ende. In großen Haufen lagen auf meinem Tische die kurzen Berichte aus den einzelnen Wahlbezirken. Das Endergebnis konnte schon vorausgesehen werden. Man sah, daß die von Stojadinović im Lande geführte Innenpolitik ihr Ziel verfehlt hatte. Die Zahl der Stimmen der beiden einander gegenüberstehenden Lager war ungefähr dieselbe. Wenn man dazufügt, daß die Minderheiten, wie üblich, fast ausschließlich für die Regierungsliste wählten und daß in Serbien die Wahlen weit davon entfernt waren, so liberal geführt zu sein, wie es in Kroatien der Fall war, dann wurde es klar, daß sich das Volk nicht für Stojadinović ausgesprochen hatte. Seine glänzende Außenpolitik konnte die Mängel seiner Innenpolitik nicht ersetzen. Der kleine Mann, der Wähler, hat eben seine eigenen, engen Gesichtspunkte und ist nicht gewillt, seine Stimmabgabe durch große weltpolitische Momente beeinflussen zu lassen.

Wahrscheinlich waren, was den serbischen und orthodoxen Volksteil betraf, noch die Nachwirkungen des Konkordatskampfes teilweise im Spiele, des Kampfes, der die schärfste Opposition der orthodoxen serbischen Kirche gegen die Politik der Regierung Stojadinović entfachte. Die sonst religiös ziemlich indifferenten Serben waren da hinter die Kirche getreten, und nach schweren Zusammenstößen mußte Stojadinović unter dem Druck der Straße das schon vom Parlament verabschiedete Konkordat fallen lassen. Die Massen waren damals gegen ihn aufgestanden.

Neun Uhr abends. Die Wahlergebnisse aus Slowenien waren schon fast völlig bekannt. Ebenso auch aus Kroatien. Aus Serbien zum großen Teile, so daß sich die endgültigen Konturen bereits ziemlich genau abzeichneten.

Stojadinović saß schon einige Stunden im Arbeitszimmer in der Sendeleitung des Kurzwellensenders. Er sah abgespannt aus, obwohl er sich nicht ohne Anstrengung zu seiner normalen, selbstbewußten Art zwang. Seine etwas zu kleine, weiche Hand spielte nervös mit dem roten Stift, mit dem er kurze Bemerkungen auf die einzelnen Wahlberichte kritzelte. Ein Beamter trat ein.

»Der Minister Dr. Korošec möchte in einigen Minuten über den Sender seine Landsleute mit einer kurzen Dankesansprache begrüßen.«

Der Gruß zwischen Korošec und Stojadinović war kurz. Koro-

šec frisch und heiter, rosigen Angesichts, war trotz seines Alters noch immer eine stattliche Erscheinung. Ihm gegenüber Stojadinović, dem es gelungen war, seine Sorglosigkeit und Selbstsicherheit scheinbar zurückzugewinnen.

Nur wenige Worte sprach Dr. Korošec durch das Mikrophon. Doch mit diesen Worten brachte er es nicht nur seinen Landsleuten, sondern auch dem politischen Belgrad und vor allem Stojadinović zur Kenntnis, daß er sich als Führer der Slowenen fühle und sich als solcher auch seine Handlungsfreiheit und die Unabhängigkeit seiner Entschlüsse vorbehalte.

»Ja, lieber Präsident«, sagte er nachher mit betonter Liebenswürdigkeit zu Stojadinović, »der Sieg ist groß — das heißt: mein Sieg. In allen slowenischen Bezirken habe ich die Mehrheit, alle meine Kandidaten sind gewählt worden, kein einziger der Gegner ist durchgekommen.«

Diese Worte waren in jener ihm eigenen Sprache gesprochen worden, die ein sonderbares Gemisch von Serbo-Kroatisch und Slowenisch war, oder besser gesagt, ein Serbo-Kroatisch mit slowenischen Formen und slowenischem Akzent. Er wollte mit ihnen sagen: Diese Leute sind meine Leute und nicht unsere. Ich habe von Slowenien Legitimation und Vollmacht erhalten. Heute mehr und unzweideutiger denn je.

Nachdem er gegangen war, trat ich zu Stojadinović.

»Sie müßten auch einige Worte vor dem Mikrophon sprechen.«

Stojadinović lächelte schwach und wies auf die Stöße der Berichte:

»Dies ist nicht hervorragend!«

»Stimmt, aber das Volk, sei es für Sie oder gegen Sie, erwartet nun, Ihre Stellungnahme zu hören, was Sie am Abschluß dieses entscheidenden Tages zu sagen haben«, bemerkte ich.

»Was soll ich ihm schon sagen?«

»Einige kurze Worte des Vertrauens und der Sicherheit.«

»Na gut«, meinte schließlich Stojadinović nach kurzer Überlegung, »schreiben Sie auf, wie Sie sich das vorstellen, und zeigen Sie es mir dann.«

Ich diktierte im Nebenzimmer einige an die Wähler gerichtete Worte der Dankbarkeit und der Anerkennung, mit der Betonung, daß nun die eingeschlagene politische Linie weitergeführt werden würde.

Eine geschlagene halbe Stunde starrte Stojadinović in diese wenigen Sätze. Seine Hand zupfte an den dichten, langen Augenbrauen, drehte sie zu kleinen Hörnchen und glättete sie wieder. Ich weiß nicht, welchen Lauf seine Gedanken genommen hatten. Doch fühlte ich, daß ihn in diesem Augenblick das Bewußtsein überwältigt hatte, daß diese Wahlen eigentlich seine Niederlage waren und daß sie ein Signal für seinen Sturz sein könnten. Langsam strich er mit seinem roten Stift Wort für Wort des zweiten Teiles der Rede durch. Er malte eine dicke rote Linie über die Worte von der Fortsetzung seiner Politik »mit vermehrter Energie und unerschütterlicher Entschlossenheit«.

»Ich kann die Entschlüsse des Regenten nicht präjudizieren«, meinte er dazu. »Ich weiß nicht, was er beschließen wird.«

Er sprach mehr zu sich selbst als zu mir und vertiefte sich wieder in die verbliebenen drei Sätze. Wahrscheinlich hat er die Worte nicht gesehen, die auf dem kleinen Blatte vor ihm lagen. Wir waren allein im Zimmer. Ich merkte, daß sich in ihm eine kleine innere Katastrophe ereignet hatte und daß sein reger Geist gleichzeitig schon fieberhaft bemüht war, einen Ausweg aus der entstandenen Lage zu suchen. Sein selbstbewußtes Lächeln war aus seinem Gesicht ausgelöscht, als er schließlich mit dem Zettel in der Hand aufstand, um in den Senderaum zu gehen. Doch dort, vor den Technikern, die sich um ihn drängten, zauberte er wieder seinen überlegenen Ausdruck um den Mund. Seine Stimme jedoch, mit der er durch den Äther sprach, blieb farblos, ohne innere Kraft und ohne Überzeugung. Als er spät nachts nach Hause ging, nahm er den technischen Leiter des Senders mit sich.

»Damit er mir die Stimmprozente ausrechnet«, sagte er lächelnd beim Abschied.

Ich blieb allein mit den Papierstößen, die das Ende einer politischen Periode bedeuteten und durch ihren Inhalt das hervorriefen, was bald danach eingetreten war. Ob es wohl wahr war, daß Großbritannien schon früher kategorisch vom Prinzen den Rücktritt Stojadinovićs verlangt hatte, der durch seine Besuche in den Hauptstädten der Achse deutlich die neue Linie der jugoslawischen Politik demonstriert hatte? Das wußte ich nicht genau, obwohl man darüber sprach. Aber daß ein solches Verlangen nicht zum Sturze Stojadinovićs geführt hätte, wenn sich die innere Schwäche seiner

politischen Stellung nicht durch die mißglückten Wahlen gezeigt hätte, davon war ich überzeugt. Müde und erschöpft fuhr ich im Morgengrauen heim. Ich wußte, daß ich das Ende eines wichtigen Abschnittes der politischen Geschichte Jugoslawiens erlebt hatte.

Tatsächlich dauerte es nur noch zwei Monate. Da erhielt eines Abends Stojadinović unerwartet ein kollektives Schreiben von fünf Mitgliedern seines Kabinettes, von denen eines Dragiša Cvetković war, zwei waren Vertreter von Dr. Korošec, den Stojadinović inzwischen aus der Regierung ausgebootet hatte, und die letzten zwei waren bosnische Mohammedaner. In dem Schreiben hieß es: »In der heutigen Diskussion in der Skupschtina wurde festgestellt, daß in der Regierung verschiedene Ansichten über unsere Verständigung mit den Kroaten herrschen. Wir sind jedoch der Ansicht, daß wir aus wichtigen Gründen der Staatsräson verpflichtet sind, den Weg zur Verständigung mit den Kroaten vorzubereiten und in kürzester Frist an die definitive Lösung der Frage heranzutreten. Wir sind der Ansicht, daß die Regierung in ihrer jetzigen Zusammenstellung ein Hindernis für die Lösung dieser wichtigen Frage darstellt. Daher beehren wir uns, unseren Rücktritt bekanntzugeben.«

Und als Stojadinović, mit diesem Schreiben in der Hand, zum Weißen Schlosse gefahren kam, um vom Regenten das Einverständnis für einen Umbau seiner Regierung durch Ersetzen der fünf zurückgetretenen Minister durch andere Männer zu verlangen, fand er kühle und entschlossene Ablehnung. Der Prinz erklärte ihm, er sei der Ansicht, daß die Lage den Rücktritt des Gesamtkabinettes erfordere, damit eine andere Persönlichkeit die Regierung bilden könne.

So fiel Milan Stojadinović, eine der markantesten Figuren, die Jugoslawien hervorgebracht hatte.

SECHSTES KAPITEL

Die serbisch-kroatische Verständigung

Im westlichsten Winkel Jugoslawiens, eingebettet zwischen hohe Alpengipfel, liegt dunkelgrün und ruhig der kleine Spiegel des Veldeser Sees. Weiße Villen, von gepflegten Gärten umgeben, liegen an seinen Ufern. Große Hotels spiegeln ihre terrassenumsäumten Fassaden in den stillen Wassern. Kleine lustige Kähne durchfurchen sonnenüberglüht die Wasserfläche. Frohe Menschen sind drinnen. Gebräunte Körper bewegen die Ruder. Abgerissene Musikakkorde liegen in der Luft und verlieren sich zwischen den hohen Tannen der umgebenden Hügel. Eine bunte, sorglose Menschenmenge aus aller Herren Ländern bewegt sich schwatzend und lachend durch die Straßen, über die Wege, sitzt auf den Kaffeeterrassen.

Ein Bild des tiefsten Friedens. Ein Bild menschlicher Unbekümmertheit, voll Sonne und Leben, fast sorglos noch. Es war das letzte Auskosten eines klaren, warmen Sommers vor den großen Ereignissen, die einige Tage später schon die Welt erschüttern und das Leben all der vielen Menschen in andere Bahnen, in Leid und Sorge werfen sollten.

Und der aufmerksame Beschauer konnte in dem so fröhlichen Treiben, in den farbenfrohen Bildern, in den durchtollten Nächten auf den Terrassen über dem stillen See, unter vielfarbigen Lampions, die Anzeichen einer Untergangsstimmung merken. Es war das letzte Atemholen, das letzte ausgelassene Tollen einer Welt, über der schon die drohende Wolke des europäischen Verhängnisses schwer und bleiern den blauen Himmel verdeckte.

Es war wie vor einem Gewitter, wenn durch eine kleine Lücke zwischen dickgehäuftem schwarzem Gewölk noch rasch ein kleiner Sonnenstrahl sich durchstiehlt und einen hellen, goldenen Fleck auf die schon graue und in der Angst vor den kommenden Ereignissen geduckte Landschaft zaubert.

Man schrieb den 26. August 1939.

Bled, der fröhliche, intime Alpenort am See, hatte schon viele für das Leben des jugoslawischen Staates wichtige Ereignisse gesehen. Aus dem backofenheißen Belgrad flüchtete sich alljährlich alles, was in der Hauptstadt am Zusammenfluß von Sawe und Donau tonangebend war, in die Alpen, nach Bled. König Alexander hatte sich diesen Ort zum Sommeraufenthalt ausgewählt. Ein Schloß der Fürsten Windischgrätz, dicht am Ufer des Sees, in

einem stillen Winkel, überschattet von hohen, alten Bäumen, war sein Sitz. Er hatte es umgetauft. Es hieß nun Suvobor, zur Erinnerung an den Ort, an dem er im Weltkrieg als Führer der serbischen Armeen gefochten und gesiegt hatte. Und gleich dem König hatten auch die Regierung und mit ihr die Vertreter der ausländischen Mächte den stillen Alpensee auserkoren, um dort die beiden heißen Sommermonate zu verbringen.

Auch Prinz Paul, der Regent, war nach dem Tode Alexanders dessen Beispiel gefolgt. In der Nähe von Bled (Veldes), auf einer Anhöhe, umgeben von einem gepflegten großen alten Park, stand sein Schloß Brdo. Zwischen Brdo und Bled jagten im Sommer über glatte Straßen, durch dunkle Wälder und sattgrüne Auen, auf Serpentinen und über Brücken große schwarze Regierungsautos hin und her. Und das bunte, fröhliche Treiben der internationalen Sommerfrischler gab den leuchtenden Rahmen dazu ab.

Jenem 26. August waren große Ereignisse vorangegangen. Cvetković hatte, nach dem Sturz von Stojadinović, am 5. Februar 1939, sein erstes Kabinett gebildet. Mit ihm waren als wichtigste Regierungsmitglieder der kluge alte Slowene Korošec und der kurzatmige, zu Schlaganfällen neigende Bosnier Spaho die wichtigsten Männer der neuen Regierung, die gleich nach ihrer Bildung vor das Parlament mit der Erklärung getreten war, ihr Ziel sei die Verständigung mit den Kroaten.

Es war ein schwerer Kampf zwischen der neuen Regierung und Stojadinović gewesen, der Schritt um Schritt seine Positionen, die er so lange mit so viel Glanz innegehabt hatte, verteidigte. Und einer nach dem anderen, die noch vor einigen Tagen treu zu Stojadinović gestanden hatten, fiel von ihm ab. Die große Mehrheit, die trotz des kleinen Wahlsieges kraft des wohldurchdachten Wahlsystems Stojadinović in der Skupschtina besaß, war mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel zum neuen Machthaber übergegangen. Nicht aus grundsätzlichen Beweggründen. Es war wieder einmal jenes üble parlamentarische Spiel, die Sucht nach Posten und Ehre, die die ganze Menge der professionellen Volksvertreter dem neuen Manne zubrachte.

Die Geschichte hatte sich wiederholt. Genau so wie Stojadinović als Mitglied der Regierung Jevtić seinen Regierungschef gestürzt und dessen Gefolgschaft übernommen hatte, war nun auch Cvet-

ković mit gleichen Mitteln Herr über die schwankende Masse der Abgeordneten geworden.

Und schon wenige Wochen nach der Bildung seiner ersten Regierung war Cvetković nach Zagreb geflogen und hatte dort dem Kroatenführer Maček seinen ersten protokollarischen Besuch gemacht. Die Besuche setzten sich fort. Die Verhandlungen waren lang und umständlich. Kroatien sollte ein eigenes Statut, eine eigene Verfassung im Rahmen des Königreiches erhalten. Es sollte dies der Beginn der Aufteilung des Staates in föderative Organismen werden.

Eine Kommission wurde ernannt, die im Namen Belgrads mit einer Kommission, die Maček bestellte, alle Einzelheiten des großen Ausgleichswerkes bestimmen sollte. Und sonderbar: es waren Freimaurer, die in beiden Kommissionen saßen. Der wichtigste Mann war Konstantinović gewesen, ein junger, bis damals unbekannter Hochschullehrer an der kleinen Fakultät in Subotica. Befreundet mit Cvetković aus der Zeit, als dieser in Subotica mit Verspätung seine juristischen Examen beendigt hatte, war dieser Mann damit betraut worden, die wichtigsten und vertraulichsten Fragen der neuen Formen zu lösen, in denen sich künftighin die Entwicklung des serbisch-kroatischen Verhältnisses bewegen würde. Zwei Belgrader Freimaurer standen ihm zur Seite.

Jetzt war es so weit. Nach langem Hin und Her, nach Vorschlägen und Gegenvorschlägen, nach Besuchen und Verhandlungen, nach Konferenzen, in denen es aussah, als ob das Verständigungswerk nie gelingen sollte, wurden schließlich die letzten Formulierungen gefunden.

Cvetković hatte seine Freunde zusammengerufen. Alle jene, die ihm durch ihre Gefolgschaft geholfen hatten, seinen Vorgänger zu stürzen und zu beseitigen. Alle jene, die zu ihm gestanden hatten und unermüdlich durch das Land gezogen waren, ihm und seiner Politik Anhänger zu werben. Eine kurze Rede war der Abschied. Ein kurzer Dank. Sie hatten ihre Pflicht getan, sie konnten abtreten. Eine neue Gruppierung der Kräfte auf breiterer Grundlage war notwendig, um die neue Politik der Verständigung, zusammen mit den Kroaten, ins Leben zu rufen und durchzuführen. Nur ganz wenige der Freunde Cvetkovićs hatten sich hinübergerettet in die neue Lage.

Und am 26. August waren sie alle da, in Bled, die neuen Männer, die zum zweiten Male in der Geschichte Jugoslawiens die Zusammenarbeit von Serben und Kroaten formen und damit dem Staat und seiner Politik neue, sicherere Grundlagen schaffen sollten. In der großen Halle des Hotels Toplice saßen und standen sie umher. Nur wenige bekannte Gesichter unter ihnen, die man in den letzten Jahren des politischen Treibens in Belgrad in der ersten Linie gesehen hatte. Die übrigen waren neu. Männer, von denen man gehört hatte, deren Namen in vergangenen Zeiten in Belgrad nur dann aufgetaucht waren, wenn man sich über die obstinate Dickfälligkeit der Kroaten ärgerte. Es war ein Beigeschmack des Hochverrats an die Männer gehängt, die da aus Zagreb gekommen waren. Hatten sie doch durch die langen Jahre einen unermüdlichen Kampf gegen Belgrad und dessen Politik geführt.

Da, der dicke, große, lärmende Bonvivant, der mit langen, schweren Schritten auf und ab ging, hie und da ein derbes Scherzwort den Gruppen zuwerfend, war Šutej, Anwalt in Sarajewo, Führer der bosnischen Kroaten, bestimmt zum Finanzminister in der neuen Regierung.

»Ha«, lachte er einer kleinen Gruppe der Belgrader zu, »ich werde es euch zeigen, euch Serbianern, wenn ich einmal bei euch in Belgrad im Finanzministerium sitze. All die schönen Gelder, die wir nach Belgrad geliefert hatten, werdet ihr ausspucken müssen! Jetzt wird das aufhören mit der Bevorzugung da unten bei euch!«

Und er lachte dröhnend auf.

In tiefen Lehnsesseln hatten sich drei Herren in schwarzen Anzügen zusammengesetzt. Schmächtig, mit klugem, bleichem Gesicht, elegant, halblaut und vornehm, Mihaldžić, vorgesehen zum Innenminister. Er war der letzte Banus von Kroatien gewesen und hatte viel zum Abschluß der Verhandlungen beigetragen. Später hatte er sich dann in dunkle Emigrantengeschichten verwickelt, hatte der Tätigkeit der volksfremden Hetzerkreise Vorschub geleistet, bis die Sache aufkam und er einige Monate vor dem Zusammenbruch des Staates aus der Regierung entfernt werden mußte. An jenem Tage in Bled saß er ruhig, die Fingerspitzen aneinandergelehnt, und sprach mit seinem Freimaurerbruder, dem grobzügigen Čubrilović, der als bosnischer Serbe sein Geschick an das große kroatische Schiff gehängt hatte. Ein ungleiches Paar, aber

beide geeint über die mächtige Organisation, die aus dem Hintergrund die Geschicke des Landes durch Jahre gelenkt hatte und noch lenkte. Die Organisation, die das Land dann auch schließlich in die fürchterliche Katastrophe hineinstieß: die Freimaurerloge.

Der dritte im Bunde, im Flüstertone mit den beiden kurze Bemerkungen austauschend, war lang und schmal. Die hohe Stirn, die das halbe Gesicht einnahm, breit und vorgewölbt über einem spitzen, dreieckigen Gesicht. Langfingrige Hände griffen ab und zu mit affektierter Bewegung an die große Stirn und zogen darüber hinweg, als ob sie die Aufmerksamkeit auf deren Größe lenken wollten und Kleinigkeiten, Nichtigkeiten verscheuchen sollten, die an den großen Denker nicht heranzutreten brauchten. Es war Konstantinović, der frühere Professor und zukünftige Minister, der nächste Berater des Präsidenten Cvetković, der Mittelsmann zwischen ihm und den Kroaten, der Mann, der Politik in staatsrechtliche Formeln bringen sollte, der später als Regierungsjurist und schließlich als Justizminister alle Verordnungen und alle Gesetze begutachten und niederlegen sollte und damit der einflußreichste Mann neben den beiden Regierungschefs wurde.

Konstantinović hatte das Ziel, nach dem sein unbändiger Ehrgeiz strebte, als er noch kleiner, unbekannter Professor war, erreicht. Er war französischer Freiwilliger gewesen im Weltkrieg, als ganz junger Mensch. Und war dann dort im großen Frankreich, das immer auf die aus den kleinen Balkanverhältnissen kommenden jungen Menschen so faszinierend wirkte, Freimaurer geworden. In der Loge sah er ein Mittel, zur Macht zu kommen. Er diente ihr treu. Und nun sollte er als Mitglied der Regierung endlich auch alle die Pläne verwirklichen können, die in den geschlossenen Zusammenkünften von den Logenbrüdern durchgesprochen waren. Nicht in den Besprechungen der großen Masse der kleinen Freimaurer natürlich. Diese wurden mit humanen Redensarten, mit Vorlesungen über wirtschaftliche oder kulturelle Probleme, mit dem lächerlichen Humbug im Zeichen der Totenköpfe und der siebenarmigen Leuchter, der vorgebundenen Schürzen und der unsinnigen alttestamentarischen Formeln abgespeist. Der Kreis, zu dem Konstantinović gehörte, war der kleinste Kreis der Eingeweihten. Im Großorient war er gewesen, in Paris. Und da hatte er gesehen, wie man Freimaurerpolitik macht und wie die Drähte ge-

zogen werden, an welchen das politische und wirtschaftliche Leben der Nationen hängt.

Zu den obersten Eingeweihten gehörte er, der Bruder Konstantinović, und deshalb hörten ihm auch seine beiden Gesprächspartner mit großer Aufmerksamkeit zu.

Ein vierter Mann war zu dieser Gruppe getreten. Hochgewachsen, ein runder Katzenkopf, in der Mitte das ergraute kurze Haar gescheitelt, ein stereotypes Schauspielerlächeln unter der breiten Nase. Händereibend neigte er sich zu Mihaldžić. Es war Budisavljević, der Nachfolger in der Leitung der Partei des in verbitterter Emigration gestorbenen Pribićević. Serbe aus Kroatien wie Pribićević, hervorragendes Logenmitglied, überzeugter Marxist, hatte sich Budisavljević in Fortsetzung der Politik seines verstorbenen Vorgängers mit Maček auf Gedeih und Verderb verbunden. Und Maček, dem es darum ging, die Position der Kroaten gegenüber Belgrad nach Möglichkeit zu stärken und auch die Serben in Kroatien, die ein Drittel der Bevölkerung bildeten, miteinzubeziehen in seine große gegen Belgrad gerichtete Front, war stets ein loyaler und treuer, großer Bundesgenosse gewesen. Er ließ nicht ab von seinen Freunden, deren Mitwirkung im Kabinett, in das er auf Grund der Verständigung zwischen Belgrad und Zagreb eintreten wollte, für ihn immer eine absolute Bedingung gewesen war.

»Was machen die zwei da oben noch immer?« fragte Čubrilović mit seiner groblauten Stimme den Ankommenden. »Es ist ja alles schon in Ordnung.«

»Es sind nicht zwei, sondern drei«, antwortete Budisavljević mit gewinnendem Lächeln, »denn auch Šubašić ist bei ihnen, der künftige Banus von Kroatien. Und es sind nur noch einige Nebensächlichkeiten, die erledigt werden sollten. Wen Cvetković von seinen Freunden noch ins Kabinett hineinbringt.«

Er sah zur Gruppe hinüber, die bei einer der großen Spiegelglasscheiben am anderen Ende der Halle stand und, lebhaft gestikulierend, in ein Gespräch vertieft war. Die drei Sitzenden wandten auch ihre Köpfe nach der Richtung. Dort standen sie zusammen. Tomić, der bisherige Handelsminister, grau und glattgekämmt, mit jovialem Gesicht, in makellosem Cut. Groß und breit, mit dicker Brille und herabhängendem Walroßschnurrbart Bešlić, der

bisherige Landwirtschaftsminister. Mit orientalischem Paschagesicht, großer vorspringender Nase, dicken Lippen, schweren Augenlidern, Altiparmaković, der Mazedonier. Er war bulgarischer Offizier im Weltkrieg gewesen und trug noch eine serbische Kugel im Leib. Dann wurde er serbischer Politiker. Er sprach wenig und klug, hielt nicht viel vom politischen Spiel in Belgrad, wurde aber immer wieder von ihm angezogen, da nur dort die Möglichkeit für sein Wirken lag.

Eine Bewegung ging durch die Halle. Die Treppe herunter waren Cvetković und Maček gekommen.

Schnell wurden sie der Mittelpunkt der Gruppe von Ministern und Zeitungsleuten. Mit gutmütigem, breitem Lächeln auf dem schlauen, bebrillten, gesunden Bauerngesicht beantwortete Maček launig und humorvoll alle an ihn gerichteten Fragen. Er hatte es nicht über sich bringen können, den vorschriftsmäßigen Cut für die bevorstehende Vereidigung der neuen Regierung vor dem Prinzen anzuziehen. Ein schwarzer Sonntagsrock, wie ihn die Bauern seiner Gegend tragen, umhüllte seine rundlichen Glieder. Und auch Cvetković war unvorschriftsmäßig in einem hellen Sommeranzug.

Laut und ein bißchen nervös in ihrer zur Schau getragenen Ruhe und Überlegenheit begab sich die ganze Ministergruppe nun zu den Wagen, die vor dem Hotel schon bereit standen, um sie nach Schloß Brdo zum Regenten zu bringen. Das große Werk der Verständigung sollte gekrönt werden.

In der Halle blieben nur noch wenige zurück. Tief in einem Sessel zurückgelehnt, saß der bisherige Skupschtinapräsident Milan Simonović. Alter serbischer Politiker, wiederholt Minister, einer der wichtigsten Leute Südserbiens, abgeklärt und ermüdet durch die langen politischen Kämpfe unter Pašić und seinen Nachfolgern, sah Simonović mit einem kleinen spöttischen Lächeln der hinausgegangenen Ministergruppe nach. Ich setzte mich zu ihm.

»Was halten Sie von der Sache, Herr Präsident, die da heute vor sich geht.«

Simonović antwortete nicht gleich. Es war die Schule des alten Pašić, immer genau durchzudenken, was man sagte, bevor man die Worte formte. Was einmal gesagt wurde, ließ sich nicht zurückrufen, und was man dachte, mußte man ja nicht immer sagen.

»Es ist schon ein wichtiges Ereignis«, ließ sich Simonović lang-

sam vernehmen. »Hoffentlich geht es gut aus. Jedenfalls ist es mit Risiko verbunden, das Ganze.«

Wieder eine lange Pause. Dann fuhr der Alte fort, seinen kahlen, glattrasierten Kopf mit den scharfen, ungeränderten Brillengläsern über den Tisch beugend:

»Ich fürchte, man hat den Kroaten zuviel nachgegeben. Es ist gefährlich, wenn man den Staat aus der Hand läßt. Und ich weiß gut, was Koalitionen sind, wo man immer wieder nachgeben muß.«

Umständlich entnahm Simonović eine altertümliche, schwere Tabakdose seiner Hosentasche und drehte sich langsam eine Zigarette. Ich sah ihm geduldig zu. Es mußte noch mehr kommen.

»Und wie wird das jetzt aussehen in dieser Regierung? Man hat einen Staat im Staate gemacht. Und man hat den Kroaten die wichtigsten Ministerien gegeben. Es hängt ja nun alles vom guten Willen Mačeks ab. Ich glaube, daß Dragiša übertrieben hat.«

»Doch ging es anders nicht«, glaubte ich einfügen zu müssen.

»Warum nicht?« — Beinahe erbost klang es. — »Hat nicht schon einmal Pašić versucht, mit den Kroaten zu einer Verständigung zu kommen, und es ist nichts daraus geworden. Und hätte man die Leute weiter zappeln lassen, wären sie mürber geworden. Verständigung — ein schlechter Patriot, der nicht für Verständigung ist. Aber was für eine Verständigung — das ist die Frage!«

Langsame Züge aus der dickgerollten Zigarette gaben wieder Möglichkeit für Gedankenstriche in der Unterredung.

»Und dann, die Reaktion in Serbien wird nicht besonders günstig sein, das ist schon einmal sicher. Dragiša wird viel verlieren.«

»Aber in Serbien war doch viel Stimmung für die Verständigung, man sah dies bei den Dezemberwahlen«, wandte ich ein.

»In Serbien ist immer Stimmung gegen das, was die Regierung macht. Das müßten Sie schon wissen, wenn Sie sich bei uns mit Politik befassen wollen. Außerdem haben sich die Leute unter Verständigung nicht ein halbselbständiges Kroatien gedacht, wie dies hier nun werden soll.«

Ein Mann in den Vierzigern, mit einem frischen, guten Jungengesicht, etwas beleibt, durch die Form seines Äußeren die Gutmütigkeit seiner glatten Gesichtszüge betonend, hatte sich uns zugesellt. Es war Dr. Buić, der letzte Banus von Dalmatien. Er hatte viel zu leiden gehabt, der Arme, in der letzten Zeit. Man wußte,

daß an der Verständigung gearbeitet wurde und daß also Dalmatien unter Zagreb kommen sollte. Die Rolle des Banus Buić war damit ausgespielt. Man hatte Demonstrationen veranstaltet, wenn er zu offiziellen Anlässen erschienen war, und er mußte mit seinem gutmütigen Lächeln dies über sich ergehen lassen, um den Fortlauf der Verständigungsverhandlungen nicht zu stören.

Buić kam mit einem größeren Schriftstück in der Hand. Er schwenkte es vor unseren Augen.

»Hier ist der Text der Verfassung für Kroatien. Eine schöne Sache. Als Kroate bin ich ja froh. Aber als Jugoslawe muß ich nun befürchten, daß das Staatsgefüge leiden wird. Und dann, was soll aus uns werden, die wir auf die Karte Belgrads gesetzt hatten?«

Hier war eine der schmerzlichsten Fragen der jugoslawischen Politik angeschnitten. In den langen Spannungszeiten zwischen Belgrad und Zagreb hatte Belgrad immer wieder überzeugte Jugoslawen gefunden, gute Patrioten, die es für ihre Pflicht hielten, durch dick und dünn mit Belgrad zu gehen, in dem sie die großjugoslawische Idee verkörpert sahen. Vor allen waren dies die Kriegsfreiwilligen gewesen, Überläufer der ehemaligen österreichischen Armee, die zu ihren serbischen Gegnern gestoßen waren, um zusammen mit ihnen gegen die Donaumonarchie und gegen Habsburg zu kämpfen. Sie hatten einen schweren Stand, denn sie waren gute Kroaten, wirkten in Kroatien, und doch war das Volk in seiner Mehrheit gegen sie. Abgesehen von Konjunkturrittern, die es sich zum Beruf gemacht hatten, als Kroaten mit Belgrad zu stehen, gab es doch viele ehrliche Idealisten darunter.

Und wenn einmal eine Periode der Verständigung zwischen Belgrad und Zagreb eingetreten war, gab Belgrad diese Männer meistens einfach auf. Verließ sie schnöde, beschützte sie nicht vor der Rache der nun zur Macht gekommenen Kroatenmehrheit. Es war klar, daß besonders nach der Verständigung Maček-Cvetković, die Kroatien die weitestgehende Autonomie zugestanden hatte, die Lage der jugoslawisch eingestellten Kroaten sehr schwer sein würde. Sie würden wohl nach Serbien emigrieren müssen, versuchen, sich neue Existenzen aufzubauen. Auch Buić war in dieser Lage. Vielleicht — er hatte sich gegen die Maček-Leute immer zuvorkommend betragen — würde er weiter in Split bleiben können. Aber mit der politischen Laufbahn war es nun aus. Ein für allemal.

Er hielt sich gut, sehr gut. Sah ein, daß es für den Staat wichtig war, daß der Zwist einmal beigelegt wurde, und hoffte, daß dies auch endgültig die Beilegung sei. Aber in seinem warmen, patriotischen Herzen bangte er doch ein wenig, wie das nun werden sollte mit der Autonomie, mit der Banschaft Kroatien, die nicht einmal der Regierung in Belgrad unterworfen war, sondern nur dem vom König bestellten Banus, der Kroate war.

Ich verließ die beiden, den Altserben und den kroatischen Großjugoslawen, die sich nun gemeinsam über den Text, den Buić gebracht hatte, beugten. Ich kannte den Wortlaut ja schon.

Einige Journalisten waren in einer Ecke bei Whisky verblieben. Ausländer und Einheimische. Ich setzte mich zu ihnen.

»Wir sprechen gerade darüber, ob die These stimmt, die eben ein italienischer Kollege dargelegt hat«, empfing mich ein Zagreber. »Er behauptet ...«

»Ich behaupte«, fiel der hohe, schlanke Italiener ins Wort, »daß der ganze Sporazum, die ganze Verständigung, eine reine Freimaurersache sei. Der Großorient hat Angst bekommen, es gibt Krieg. Und er hat natürlich beschlossen, die französische Politik zu unterstützen. Da kam er auf Jugoslawien. Dies ist der einzige militärisch interessante Staat auf dem Balkan. Da muß man nachhelfen, daß er nicht durch innere Spannungen zu schwach wird, in den Krieg mit Nachdruck einzugreifen. Und daher müssen die inneren Spannungen verschwinden. Seid einig, einig, einig. Kennen wir, die Melodei. Kroatische Freimaurer erhalten die Order: Sofort Frieden schließen mit Belgrad. Höherer Befehl. Und die serbischen ebenso. Mit dem Befehl, nachzulassen in allen Dingen. Nur nicht in Außenpolitik und Militär. Das muß in serbischen Händen bleiben. Na ja, und da fanden die serbischen Logenbrüder den guten Cvetković, die kroatischen den guten Maček —, beides gute Leute, nichts ahnend vom Wesen der königlichen Kunst. Und fertig war der Sporazum. Fabelhafte Regie. Die Hauptheldén merken nichts, das Volk ebensowenig, und alles ist in schönster Ordnung. Der Großorient hat ein gefestigtes Jugoslawien, die Kroaten ihren Banus und ihre Autonomie und Belgrad endlich einmal Ruhe. Wie am Schnürchen.«

In einem Zuge hatte der italienische Kollege das Ganze herausgesprudelt, eifrig, mit raschen Handbewegungen seiner Geschichte

Nachdruck verleihend. Jetzt holte er Atem und nahm einen Schluck Whisky.

Lärmend fiel die Runde ein. Ich war nachdenklich geworden, sehr nachdenklich. Die Freimaurer — na, ich hatte schon früher mal gehört, es sei ein dringender Wunsch Londons gewesen, die Verständigung noch vor dem Krieg zu bewerkstelligen. Der Kuckuck mag es wissen, was davon stimmt. Vielleicht beides, vielleicht keines — und schließlich war es doch auch unbedingt jugoslawisches Interesse, den drohenden Krieg in innerer Ruhe und Befriedung zu erwarten.

Schon sprach der Italiener weiter. Jemand hatte zuviel Widerspruch laut werden lassen. Deshalb wurde der Mann aus Rom noch lebendiger.

»Si, si! Freimaurerangelegenheit, der ganze Sporazum. Bitte: Wer kommt zuerst nach Belgrad, zum Regenten, als Abgesandter Mačeks, noch zu Zeiten der Regierung Stojadinović? Der Freimaurer Šubašić. Wer wird serbischer Experte für die Fassung der Verständigung? Der Freimaurer Konstantinović und zwei weitere Logenbrüder. Wer verhandelt von kroatischer Seite? Der Freimaurer Šutej und zwei Logenbrüder. Wer wird Banus von Kroatien? Der Freimaurer Šubašić. Na, und daß Konstantinović im Kabinett eine wichtige Rolle spielen wird, ist ja klar. Capito, signori?«

Noch ein Schluck Whisky feuchtete die trocken gewordene Kehle an. Ein großes, buntes seidenes Taschentuch trocknete die feucht gewordene Stirn.

Ich stand auf, mußte ans Telephon. Vielleicht, aber nein, es wäre doch zu viel — oder doch? Wer weiß! Dies wird man vielleicht nie, vielleicht einmal viel später erfahren.

Am Eingang der Halle traf ich die Gruppe der zurückgekommenen Minister. Aufgeräumt, schon im Vollbewußtsein ihrer Würde und Wichtigkeit kamen sie daher. Ich ging schnell vorbei zu meinem Ferngespräch. Unterwegs sah ich nur, wie einem der Neuen seine Frau einen schallenden Kuß gab, mitten in der Halle.

»Jetzt sind wir wirklich Minister, nicht wahr?« Jubelnd war dies herausgestoßen.

Ich sah genauer hin. Es waren Herr Čubrilović und seine Frau, die Jüdin. Eine Minute später war ich in der Telephonzelle.

»Schreiben Sie: Leitartikel für morgen. Kursiv Garmond. Bled, den 26. August . . . . .«

ZWEITER TEIL
EIN STAAT ZERFÄLLT

ERSTES KAPITEL
Der Kampf mit den Freimaurern beginnt

Hoch über den Wäldern und dem bunten grünen und braunen Teppich der Wiesen und Felder flog das silbrig-glänzende Flugzeug des Ministerpräsidenten. Links unten zog die Sawe in vielen Krümmungen ihr gleißendes Band am Rande der unübersehbar weiten pannonischen Ebene, dicht an den blauen, waldüberzogenen Hügeln Bosniens. Weiße Straßen, deren staubige Unebenheit man aus der Höhe nicht sehen konnte, zogen schnurgerade Linien, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt. Kleine Anhäufungen menschlicher Behausungen, spielzeugartig, weiß und rein, tauchten auf und verschwanden hinter uns. Gleichförmig dröhnten die starken Motoren, der Himmel war klar und blau und tief und wolkenlos, alles war voll Sonne und Heiterkeit. Der metallene Vogel zog durch golden-blaues Licht gegen Slowenien, den Alpen zu.

Wir flogen nach Bled, wo der Ministerpräsident Cvetković allwöchentlich dem Regenten auf Schloß Brdo Bericht erstattete und Aufträge entgegennahm. Es war im Juli 1940.

Auf dem Belgrader Flughafen hatte sich durch die den Präsidenten umgebende Gruppe der eleganten Fliegeroffiziere mit wichtig-ernster Miene der Polizeipräsident von Belgrad einen Weg gebahnt. Noch jung, früher Richter gewesen, ohne besondere Befähigung für den nun von ihm eingenommenen Posten war Drinčić,

der Polizeipräsident, an Cvetković herangetreten und hatte ihm eine dicke Mappe übergeben. Die beiden hatten noch halblaut einige Worte gewechselt, während die Motoren schon ihr brummendes Lied begonnen hatten. Noch einige kurze Sätze, offensichtlich Befehle für Drinčić und seine Polizei, und dann rollte die große Maschine langsam über die unebene, grün bewachsene Fläche.

Vor mir, zurückgelehnt im tiefen Sessel, saß Cvetković. Die Mappe, die ihm der Polizeipräsident überreicht hatte, lag auf seinen Knien. Er blätterte in den Papieren.

Ich betrachtete den Lauf der Sawe und die breiten unbearbeiteten, sanddurchsetzten Bänder, die sich rechts und links neben ihrem Bett dahinzogen, ein sprechender Beweis für unsere Unfähigkeit zur Lösung des ewigen Problemes der Flußregulierungen.

Alljährlich, in der Zeit der großen Überschwemmungen, wenn sich der Wasserspiegel der großen Flüsse um sechs, sieben und mehr Meter über die Normale hob, lagen rechts und links der Flußläufe unübersehbare Ebenen unter Wasser. Zwanzig Jahre hindurch war diese Frage und ihre Lösung ständig im Programm jedes neuen Bautenministers gewesen. Über zwanzig Jahre lang überschwemmten Donau und Sawe, Morawa und Drau und Theiß unbehindert mit ihrem schmutzigen, lehmigen Wasser Zehntausende von Hektaren besten und fruchtbarsten Bodens, verwandelten ihn in Sandbänke und Moraste.

Unter uns, zwischen Belgrad und Zagreb, läuft eine schlecht gepflegte, unebene, verstaubte Chaussee, fast unpassierbar für Kraftwagen — ein unfreiwilliges, aber vielsagendes Symbol für die schlechte Verbindung, die zwischen den beiden Städten bestand.

»Wissen Sie, was ich jetzt lese?« unterbrach mich Cvetkovićs Stimme. Und ohne auf meine Gegenfrage zu antworten, setzte er fort:

»Es sind dies die Protokolle über die Durchsuchung in der Freimaurerloge, die gestern durchgeführt worden ist.«

Ich wußte nicht, daß am Vortage diese Untersuchung stattgefunden hatte. Deshalb war ich auch sehr interessiert, was in den Protokollen, die Drinčić dem Ministerpräsidenten gegeben hatte, stand. Cvetković hatte sich wieder in die Papiere vertieft. Ich wollte ihn nicht stören, obwohl ich darauf brannte, Näheres zu erfahren.

Ich betrachtete die unter uns hinwegziehenden slawonischen Wälder mit ihren riesengroßen, in Europa seltenen Eichenbeständen. In einer Lichtung zwei hohe Holzkonstruktionen. Erdölbohrtürme. Versuche vorläufig. Doch nach zwanzig Jahren das erste Mal, daß tatsächlich im Ernst gebohrt wurde mit der Absicht, etwas zu finden. Man machte auch früher schon einmal Probebohrungen. Aber noch jedesmal, wenn die Arbeiten anliefen, wenn Aussicht bestand, daß man an das kostbare Naß herankommen würde, brachen die Bohrgeräte, entstanden andere Behinderungen, Hunderte von Mißgeschicken. Die großen Erdölgesellschaften hatten ihre Hand auch auf Jugoslawien gelegt. Sie gestatteten nicht, daß man in diesem Balkanlande Erdöl findet.

Cvetković hatte sich wieder umgedreht zu mir:

»Das ist unglaublich. Jetzt verstehe ich erst, warum mir Mihaldžić so sehr einen ganz Unbekannten für einen äußerst wichtigen Posten anempfohlen hatte.«

Offensichtlich hatte Cvetković ein Verzeichnis der Freimaurer vor sich und in ihm die Namen von Mihaldžić und diesem Unbekannten gefunden.

»Viele Sachen und viele unverständliche Verbindungen können erklärt werden, wenn man in die Freimaurerlisten Einblick bekommt. Es ist nur sehr schwer, authentische Listen zu erhalten«, bemerkte ich.

Cvetković setzte seine Lektüre fort. Ich setzte mich in den Sessel neben ihn, um die nun interessant werdende Unterhaltung fortzuspinnen. Plötzlich schlug er mit der Hand auf die Papiere:

»Das ist ja ganz unglaublich! Und dieser Mann hatte mir ehrenwörtlich erklärt, er sei kein Logenbruder!«

»Sie werden wohl schwer einen Freimaurer finden, der eingesteht, es zu sein, wenn er darüber befragt wird.«

»Aber dieser, den ich meine, ist doch mein Freund, er müßte es mir offen zugeben.«

Ich antwortete nicht. Es schien mir fast zwecklos, Cvetković seine Meinung ausreden zu wollen. In seiner unmittelbaren Nähe, wie in der Nähe aller seiner Vorgänger, befanden sich doch so viele Freimaurer. Der Kriegsminister Nedić, der vor uns saß, mußte etwas von unserer Unterhaltung gehört haben. Er wandte sich um.

»Ja, ja. Sie stecken überall. Selbst im Heer. Doch da gestatte ich nicht, daß sie sich ausbreiten«, meinte er energisch.

Cvetković hatte die Durchsicht der Dokumente beendet und klappte die Mappe zu.

»Das ist eine Gesellschaft für gegenseitige Unterstützung. Ich sehe erst jetzt, wie immer einer den andern vorschiebt.«

»Stimmt. Nur hat diese Gesellschaft noch einen sehr gefährlichen politischen Beigeschmack. Wie oft sind bei uns Männer auf wichtige Posten gekommen, die ganz ungeeignet, ohne die nötige Vorbildung, ohne Erfahrungen waren, und alles staunt, woher sie aufgetaucht sind. Dabei ist es immer dasselbe: die Loge hat sie emporgehoben.«

»Man müßte etwas unternehmen«, meinte Cvetković nachdenklich, an seinem Ringe drehend. »Man müßte darüber schreiben, die Leute anprangern. Vielleicht im ‚Vreme'.«

»Ich bin gern bereit, einen Feldzug in meinem Blatt gegen die Freimaurer zu beginnen. Ich schreibe selbst, wenn Sie wollen.«

Unter uns glitt Zagreb vorbei, rein und lichtüberströmt unter der grellen Sommersonne, umgeben von Gärten und Parks, überhöht von der Zagrebačka Gora. Am Horizonte erschienen schon die ersten dunstig-blauen Silhouetten der slowenischen Berge. Cvetković drehte sich mir voll zu.

»Gut, schreiben Sie, sobald wir nach Belgrad zurückkommen.«

Ich befürchtete, daß die so notwendige, so lebensnotwendige Kampagne vielleicht wieder abgestoppt werden könnte, bevor sie angefangen hatte, wenn man den Anfang zu sehr hinauszöge. Konstantinović, der Hauptvertreter der serbischen Freimaurerschaft in der Regierung, würde sich jedenfalls sofort ins Zeug legen, den Feldzug zu verhindern. Deshalb sagte ich:

»Ich könnte schon jetzt in Bled den ersten Artikel schreiben. Morgen, wenn ich wieder in Belgrad bin, reihe ich den Artikel sofort ein. Sie können ihn noch heute lesen und genehmigen, denn ich möchte nicht eine so wichtige Sache beginnen, ohne daß Sie den Text gutgeheißen haben.«

»Gut. Schreiben Sie gleich, und geben Sie mir den Aufsatz zu lesen.«

Noch am selben Mittag, im Schreibzimmer des Hotels Toplice, auf einer alten Schreibmaschine, die für das Ausschreiben der

Speisekarten bestimmt war und die ich mit Mühe dem Oberkellner entluchste, schrieb ich den ersten Freimaurerartikel. Den ersten, dem noch eine ganze Reihe anderer folgte, bis dann der Kampf auf Weisung von Cvetković schließlich im Oktober plötzlich unterbrochen werden mußte. Als ich an jenem Sommertage in Bled saß, wußte ich nicht, daß mich dieser Aufsatz beinahe den Kopf kosten sollte.

Ich schrieb schnell und ohne zu überlegen. Das Thema war mir ja so gut bekannt. Zufrieden war ich, daß man nun im wichtigsten Blatte Jugoslawiens, im offiziösen »Vreme«, den Kampf aufnehmen und den Feldzug einleiten konnte gegen jene Clique, die ich seit jeher, seit meinen ersten Schritten in der jugoslawischen Politik, als gefährlichsten Gegner der normalen Entwicklung der Außenpolitik, der Konsolidierung der Innenpolitik und der Lösung der sozialen Probleme des Landes betrachtet hatte.

Ich erinnerte mich des Falles, in dem ein Logenbruder, der ein Bankgeschäft hatte, sich vor dem Logengericht verteidigen mußte. Die Bank mußte ihre Zahlungen einstellen, und man warf es dem Inhaber vor, daß er vor Zahlungseinstellung nicht die Logenbrüder verständigt hatte, damit sie ihr Geld retten konnten, bevor die Bank die Schalter schloß. Daß dadurch die vielen Kleinsparer um ihre sauer ersparten Pfennige gekommen wären, ging die Logenbrüder mit ihren großen Guthaben nichts an, und es ging sie auch nichts an, daß der Mann eine strafbare Handlung vollbracht hätte, würde er es ermöglicht haben, daß die Brüder das Geld zum Schaden der übrigen Einleger abhoben. Aber aus persönlicher Freundschaft zum Bankier sprach ihn das Gericht seiner Loge frei. Nun mischte sich auch die Großloge hinein und schloß den Bankier aus der Freimaurerschaft aus, sperrte aber auch gleichzeitig die Loge, die es gewagt hatte, den Mann freizusprechen. Es war ein Fall, der vielleicht keine große Bedeutung hatte, jedoch für die Tätigkeit und die Zusammenarbeit der Freimaurer im Geschäftsleben äußerst bezeichnend war.

Noch mehr hätte man aber über den verheerenden politischen Einfluß der Logen schreiben können. Blind ergeben dem Großorient von Paris, der Freimaurerzentrale, und hiermit der Diplomatie des Quai d'Orsay, führten die Freimaurer im eigenen Lande Aufgaben durch, zu denen sie den Auftrag aus dem Auslande er-

halten hatten, wobei sie vielfach gar nicht wußten, woher der Auftrag gekommen war. Und als im September 1939 der große Krieg begonnen hatte, erhielten die Freimaurer den Auftrag, mit allen Mitteln darauf hinzuarbeiten, daß Jugoslawien in den Krieg eintrete und sein Schicksal an das Schicksal der westlichen Demokratien knüpfe.

Das Unterrichtswesen lag in ihren Händen. Die Professoren der Universität Belgrad und der Fakultäten Subotica und Skoplje waren fast ausschließlich Freimaurer. Niemand, der nicht das Logengelöbnis abgelegt hatte, konnte ein Katheder erhalten, oder er mußte sich vollkommen der von ihnen diktierten Wissenschafts- und Kulturpolitik unterordnen. Im Verband der Mittelschulprofessoren regierten ebenfalls Freimaurer. Der Vorsitzende dieses Verbandes, Radoje Knežević, der später im Staatsstreiche vom 27. März 1941 eine wichtige Rolle spielen sollte, war Großfreimaurer.

Sie hatten sich in alle nationalen Verbände und Vereinigungen hineingeschmuggelt, die Brüder. Der Sokol-Verband war ganz in ihre Festung verwandelt. An der Spitze des Verbandes, in den obersten Ausschüssen, saßen fast nur Freimaurer. Von 25 Sokol-Gauleitungen im Lande waren 21 fest in ihren Händen.

Durch die Schule und die nationalen Verbände wurde die Jugend systematisch im Sinne der von der Freimaurerei gewünschten Zwecke erzogen. Es konnte nicht erstaunen, wenn diese Jugend, die in der Schulbank schon eine durch diese internationale Gesellschaft bestimmte Erziehungsrichtung erhalten hatte, dann auf den Universitäten ihre Entwicklung unter der Obhut der Freimaurerprofessoren in einer Richtung fortsetzte, die alles andere, nur nicht national-konstruktiv war.

Daher hatte die kommunistische Propaganda auch große Erfolge bei einem Teile der studierenden Jugend, ja noch in den Mittelschulen. Die Freimaurer leisteten Vorarbeit, und die Kommunisten bauten auf dem so vorbereiteten Boden. Man konnte diese Jugend nicht verantwortlich machen für ihre Haltung und für ihre Überzeugungen; sie ist von ihren Erziehern so erzogen worden.

Und dann in der Wirtschaft. Alle zentralen Stellen, von welchen aus das Wirtschaftsleben und das Finanzwesen gelenkt wurden, waren in den Händen der Freimaurer. Einer half dem andern, sie

unterstützten sich gegenseitig, schoben sich gegenseitig vor, lagen wie ein Polyp auf der Wirtschaft und ihren Einrichtungen.

Es gab Freimaurer auch unter den orthodoxen Bischöfen, unter den Generalen. Ganz besonders war aber die Politik ihr Tummelplatz.

Und dieses ganze große Netz, das auf dem öffentlichen Leben Jugoslawiens lag, hatte im Augenblick, in dem ich den Kampf begann, nur ein Ziel: den schwer erworbenen und sorgfältig behüteten Frieden Jugoslawiens zu stören. So wollte es der Großorient, so wollte es die Weltfreimaurerei, deshalb setzten die ganz wenigen voll eingeweihten Freimaurer bewußt und die große Menge der Brüder niederen Grades unbewußt ihre Kräfte ein. Die vielen Logenbrüder in allen Sparten des Volkslebens und der Staatsmaschinerie, verbunden durch ihren Gehorsam zur Loge, handelten nach den ihnen ausgegebenen Parolen, und nur die wenigsten waren sich bewußt, daß ein großer Regisseur aus dem Hintergrunde ihre Meinungen, ihre Handlungen lenkte, daß sie nur Marionetten eines großen Willens waren.

Wie waren sie nur ins Feuer gegangen, als die große deutsche Westoffensive begonnen hatte. Damals ging das Losungswort aus ihren Zentren durch das Volk: Jugoslawien muß Frankreich beispringen, Jugoslawien muß Deutschland angreifen. Diese Leute hatten im voraus in sich den Stolz der Unabhängigkeit und das Bewußtsein der Stärke des eigenen Volkes abgetötet. Die Riesenaktion, die in den ersten Jahren des Staatslebens eingeleitet wurde, in allen größeren Städten Jugoslawiens Dankdenkmäler für Frankreich zu errichten, stammte aus ihren Kreisen. Durch eine Reihe von Kundgebungen sollte damals dem Volke eingetrichtert werden, daß Jugoslawien Frankreich alles zu verdanken hätte und dafür Frankreich auch ewigen Dank, ewige Treue und — ewige Unterwerfung schulde. Auf der schönsten Stelle des Kalemegdan-Parkes in Belgrad wurde eine Riesenstatue als Zeichen dieser Dankbarkeit aufgestellt. Sie erzogen das Volk zu dieser Abhängigkeitsstimmung, pflegten diese auf alle möglichen Arten, dokumentierten sie in Vortragsreihen, durch die Presse, durch den täglichen Verkehr. Es ist klar, daß eine solche intensive, jahrelange Tätigkeit nicht ohne Folgen bleiben konnte. Und es war viel Energie notwendig, um zu verhindern, daß die Früchte dieser Tätigkeit im

Frühjahr 1940 zu Unüberlegtheiten führten. In jenen Tagen hatte der damalige Generalstabschef, General Dušan Simović, dem Regenten vorgeschlagen, sofort die Mobilmachung zu verkünden, Bulgarien zu überfallen, mit der Türkei Fühlung herzustellen, die Weygand-Armee aus Syrien herbeizurufen, die Italiener aus Albanien hinauszudrücken und so die große Ostfront herzustellen, die Deutschland zwingen würde, seine Kräfte zu spalten. Daß dieser Plan den Selbstmord Jugoslawiens, die Vernichtung des Staates, bedeuten würde, darüber dachte dieser Freimaurer im Generalsrock nicht nach.

Die naturgegebene, einzig mögliche, einzig verständige, einzig durch die geopolitische Lage, die wirtschaftlichen Verflechtungen und die natürlichen Interessen bedingte Politik der Annäherung Jugoslawiens an Berlin wurde Gegenstand stärkster, schärfster Angriffe. Alle, die sich für diese Politik einsetzten, wurden zu Verrätern, zu bezahlten Subjekten, zu gekauften Seelen, zu Menschen, die ihr Vaterland und ihre Ehre für Geld veräußert hatten, gestempelt.

Deshalb war der Kampf gegen die Freimaurer viel mehr als nur ein Kampf gegen eine Gesellschaft für gegenseitige Unterstützung. Es war ein Kampf zur Rettung Jugoslawiens.

Deshalb war ich mir am Tage, an dem ich in Bled den Kampf begann, voll bewußt, daß es ein schwerer, ein rücksichtsloser Kampf sein würde. Ich begann ihn gern. Es war der Kampf um das Land, das mein Vaterland war.

Ich gab Cvetković den Aufsatz zu lesen. Er las ihn langsam und aufmerksam. Wir saßen in Korbstühlen vor dem Hotel. Frohe Menschengruppen in leichter, bunter Sommerkleidung, farbenfroh, sonnverbrannt bewegten sich an uns vorbei. Die Akkorde eines süßlich-sehnsüchtigen Schlagers vermengten sich mit den sorglosen, lachenden Stimmen der Spaziergänger. Langsam bahnten sich Kraftwagen ihren Weg durch das Gewühl, mit Frauen, die sich zeigen und gesehen werden wollten, mit Männern, die ihrer Arbeit einige Ruhetage abgerungen hatten, um sie hier in der Alpenwelt zu verbringen.

Cvetković war einverstanden mit dem Wortlaut. Und am nächsten Tage, als ich nach Belgrad zurückflog, trug ich das Manuskript in der Tasche, das noch am selben Abend viele zehntausend Male

auf dem breiten, weißen Band des Rotationspapieres gedruckt wurde. Ich stand neben der Maschine und betrachtete die Transportbänder, die in ununterbrochenem Strom die Morgenausgabe des »Vreme« zur Expedition trugen. Ich betrachtete die geübten, raschen Hände, die große Pakete packten, in Lastkraftwagen warfen. Morgen früh würden diese Pakete überall sein im Land. Und ich war mir der Größe des bevorstehenden Kampfes bewußt, eines Kampfes auf Leben und Tod. Auf jener Seite stand eine mächtige Organisation, unermeßliche Mittel, die Gewalt. Auf dieser die Wahrheit und Jugoslawiens Zukunft.

Der Kampf begann tatsächlich, unerbittlich und mit allen Mitteln. Von Ohr zu Ohr, durch Flugzettel verbreiteten die Logenbrüder Angaben über meine angeblich von Deutschland bezahlte verräterische Tätigkeit. Täglich wuchs der Millionenbetrag, den ich aus Berlin erhalten hatte.

Aber das Blatt hatte Erfolg mit seiner Kampagne. Die Auflageziffer stieg. Jeden Tag kamen Stapel von Briefen aus allen Gegenden des Landes. Täglich wurden es mehr. Unbekannte meldeten sich mit Worten der Anerkennung, des Anfeuerns. Viele trauten sich nicht, ihre Briefe zu unterzeichnen. Sie hatten wohl besonders schwere Erfahrungen mit der rücksichtslosen Rachsucht der Freimaurer gehabt. Und sie taten gut daran, anonym zu bleiben. Denn als ich am 27. April 1941 von der Polizei des Putschgenerales Simović verhaftet wurde, sind als eine der wichtigsten Sachen sofort meine Freimaurerpapiere, das ganze große Material, das ich gesammelt hatte, der Briefwechsel, die Verzeichnisse der Brüder, beschlagnahmt worden.

Eines Tages kam der Korrespondent aus einer kleinen Stadt in Innerserbien mich besuchen. Es war ein Pope, hager, hoch, schwarz, mit schütterem Bart und langen Haaren, fadenscheinigem Talar. Aus einer tiefen Tasche holte er ein kleines, zerknittertes Heft heraus:

»Haben Sie diese Gemeinheit schon gesehen? Ich bin nur deshalb zu Ihnen gekommen, um Ihnen zu zeigen, wie weit die Leute gehen, gegen die Sie kämpfen.«

Ich hatte gehört, daß die Freimaurer eine Broschüre gegen mich vorbereiteten. Hier war sie nun. Nach bewährtem Rezept ein klangvoller Titel: Die Totengräber Jugoslawiens. Und zur näheren

Erläuterung ein Untertitel: Enthüllung einer großen Spionageaffäre.

Dieser Totengräber, dieser Spion war ich. Hundert Lügen, hundert Gemeinheiten niederster Art enthielt das Heft in seinen Seiten. Ich sei Agent der Gestapo; bei mir befänden sich ungeheure Millionenbeträge der deutschen Propaganda; ich greife systematisch unter dem Vorwand der Freimaurerkampagne alle Grundlagen an, auf die das Volksleben in Serbien und Jugoslawien aufgebaut ist; beschmutze systematisch die angesehensten Mitbürger, nur um Panik zu schaffen mit meinen falschen Enthüllungen über das Spiel der Freimaurer und um die Kapitulation Serbiens vorzubereiten für den Zeitpunkt des deutschen Angriffes auf Jugoslawien, für den ich den Boden bereite. Zehntausende von Exemplaren dieser Broschüre wurden im Lande verteilt. Die Logenbrüder trugen sie selbst aus, gaben sie von Hand zu Hand. Selbst in der kleinsten Hütte war sie zu finden.

Die Politik der Erhaltung Jugoslawiens, die ich mit allen meinen Kräften durch diesen Kampf gegen die Mächte der Destruktion unterstützte, wurde eine Politik der verbrecherischen, antinationalen und verräterischen Zerstörung des Staates genannt. Und das von jenen Leuten, die aus dem Auslande mit Geld und Instruktionen versehen wurden, um eine Politik der Aufopferung des Landes für fremde Interessen zu vertreten.

Der Pope, der mir die erste Broschüre überreichte, sagte mir auch den Namen des Mannes, der mit einem Koffer voll dieser Hefte in seine Stadt gekommen war. Es war dies Milan Milojević, Freimaurer, ehemaliger Gesandter Jugoslawiens in Wien und Bern.

Ich teilte sofort dem Polizeipräsidenten Drinčić die Angelegenheit mit. Gab ihm auch als einzigen damals bekannten Anhaltspunkt den Namen des Mannes, der, hinter dem Titel eines gewesenen Gesandten verborgen, mit so niedrigen Mitteln einen Kampf führte gegen eine Politik, die vom Staate, von der Krone, von der Regierung vertreten wurde.

Das Ergebnis war gleich Null. Einige Tage später sagte mir Drinčić, es sei Sache des Bezirkshauptmannes in der betreffenden Stadt gewesen, gegen Milojević einzuschreiten, da dieser dort die strafbare Handlung der Verbreitung illegaler Literatur begangen hätte und nicht in Belgrad. Hier sei zwar seine Wohnung durch-

sucht worden, doch konnte nichts ermittelt werden. Obwohl er also erwiesenermaßen die Broschüren verteilt hätte, könnte man gegen ihn nichts unternehmen, da er in Belgrad nichts verbrochen hätte. Auch wenn er wieder in dieses Provinzstädtchen kommen sollte, sei es nicht möglich, gegen ihn vorzugehen, da er nicht rechtzeitig mit den Broschüren im Koffer geschnappt worden sei.

Und dann erfuhr ich durch Zufall das Interessanteste: Dieser Polizeipräsident, der die Logendurchsuchung und Logenschließung durchgeführt hatte, hatte die Freimaurerschaft von der ihm anbefohlenen Aktion vorher verständigt. Er war selbst Freimaurer, intimer Freund des Freimaurers Konstantinović.

Unter solchen Umständen konnte natürlich nichts aus der Untersuchung werden. Und obwohl die Broschüre zu Zehntausenden überall in Jugoslawien verteilt wurde wie noch keine illegale Literatur vor ihr, und obwohl man wußte, wer sie geschrieben hatte und wer sie verteilte, hatte niemals jemand in dieser Sache etwas unternommen.

Als ich einmal später dem Hofminister Antić gegenüber die Bemerkung machte, es sei schwer, gegen die Kräfte der Zerstörung zu kämpfen, die den Staat und das Volk ins Verderben stürzen wollen, wenn niemand die wenigen in Schutz nehme, die den Kampf führen wollen, antwortete er mir:

»Wieso nimmt Sie niemand in Schutz? Sie wissen nicht, wie sehr wir dem Polizeipräsidenten unsere Unzufriedenheit betont haben, daß er den Verteiler der Broschüren nicht entdecken konnte.«

Und das war alles.

ZWEITES KAPITEL

Dušan Simović, der Freimaurergeneral

Mit langen Schritten durchmaß der Generalstabschef Dušan T. Simović, Generaloberst und früherer Kommandant der Luftwaffe, sein großes Zimmer im mächtigen Steinbau des Generalstabsgebäudes in Belgrad. Hoch und schlank, eigentlich gut aussehend, wenn nicht der präpotente Ausdruck um den Mund und das kleine, schwache, zurückfliehende Kinn dem sonst intelligenten Gesicht mit der stark vorspringenden Nase einen Ausdruck hochmütiger Schwäche gegeben hätte. Die blaue Fliegeruniform, die er immer noch trug, obwohl er schon lange sein Kommando bei der Luftwaffe mit der verantwortlichen Stelle des Chefs des Generalstabs vertauscht hatte, unterstrich die äußere Eleganz seiner Erscheinung.

Der hohe Posten hatte seinem unbändigen Ehrgeiz geschmeichelt, und die schweren Zeiten voller Wirrnisse und Gefahren, die Europa durchlebte, hatten die Wichtigkeit und die Verantwortung seiner Funktion noch mehr betont und erhöht.

Er hatte gleich bei Kriegsbeginn alles darangesetzt, das Heer Jugoslawiens zu mobilisieren. Mit aller Energie betrieb er die Einberufungen, Übungen, Befestigungen und betonte immer und bei jeder Gelegenheit die Wichtigkeit der Rüstung, die Notwendigkeit, für jeden Zwischenfall vorbereitet zu sein.

Besonders in der zweiten Hälfte des Jahres 1940 hatte seine Tätigkeit den Höhepunkt erreicht. Viele Hunderttausende von Bauern und Arbeitern, Handwerkern und Angehörigen aller Stände waren ihrer Arbeit entrissen und übten für den Krieg, den Simović stets als auch für Jugoslawien bevorstehend angesehen hatte.

Als die große deutsche Offensive im Westen einsetzte, ist Simović mit seinem Lieblingsplan hervorgerückt: Schaffung der Ostfront gegen Deutschland mit Hilfe der Armeen der Alliierten im Nahen Osten. Der Plan wurde abgelehnt, nachdem er eingehend geprüft worden war. Trotz seiner zähen Beharrlichkeit, mit der er immer wieder auf die Sache zurückkam, war Simović nicht durchgedrungen. Es blieb bei der Bestellung von Beobachtungsoffizieren in Ankara und bei Weygand.

Und seine Probemobilisierung wurde ein Fehlschlag. Sie zerbrach an der kompletten Organisationslosigkeit und Kopflosigkeit, die Simović und seine Mitarbeiter selbst an den Tag legten

und bei anderen hervorriefen. Nun mußte er die Konsequenzen ziehen. Heute war es, daß er den Posten, für den er sich als ganz besonders befähigt betrachtete, verlieren sollte. Man hatte ihn abgesetzt. Er sollte das Kommando über ein Armeekorps in Sarajewo antreten. Alles bäumte sich in Simović auf. Sein Stolz war zutiefst getroffen.

Er blieb einige Augenblicke am großen Fenster seines Arbeitszimmers stehen, aus dem er das gegenüberliegende Gebäude des Ministerratspräsidiums sehen konnte. Hinter jenen Fenstern, schräg gegenüber, saß dieser Politiker, dieser Zivilist, dieser schwache, mutlose Kerl, der es durchgesetzt hatte, daß Simović stürzen mußte. Zorn und Haß erfüllten den schlanken General. Er würde gehen; aber seine Rolle war noch nicht ausgespielt, er würde es diesem feigen Zivilisten schon noch zeigen.

Ein Druck auf die Klingel. Der Adjutant stürzte herein, schlug die Hacken zusammen, blieb starr und aufgereckt im Türrahmen stehen.

»Ich gehe«, rief ihm Simović zu. »Laß meinen Wagen vorfahren. Und wenn mein Nachfolger sich meldet, sag ihm, ich könne morgen die Übergabe vollziehen.«

Mit schneller Bewegung hatte der Adjutant die Tür aufgerissen. Erhobenen Hauptes, den Mund zusammengekniffen, verließ Simović den Raum.

Wenn nicht auf dem Wege des Militärs und der geregelten Beförderung, dann wollte Simović eben auf anderen Wegen sein Ziel erreichen. Zuerst aber wollte er ausruhen und sich vorbereiten für die Tätigkeit, zu der er sich entschlossen hatte.

Ganz oben in den Alpen liegt der kleine Wintersportort Planica. Dorthin ging Simović. In der frischen, freien Luft der Berge wollte er seinen Zorn verrauchen lassen, seine Gedanken sammeln und seine Kräfte.

Er war immer leidenschaftlicher Spaziergänger gewesen. Schon in Belgrad war er jeden Tag von seiner Wohnung, die auf dem Topčiderhügel lag, zu Fuß durch die Alleen in die Stadt zu seinem Amt gegangen. Und jetzt in Planica wanderte er stundenlang auf verschneiten Wegen, die kalte, schneidende, glasklare Winterluft in vollen Zügen einatmend.

Hier war es auch, daß er eines Tages die flüchtige Bekanntschaft

mit einem interessanten Manne zu einer intimen Freundschaft machte.

Djordje Radin, Rechtsanwalt in Belgrad, war 20 Jahre in Amerika gewesen, hatte dort auch sein Studium abgeschlossen und eine kleine Anwaltskanzlei besessen, bis er vor einigen Jahren in die Heimat zurückgekehrt war. Hier begann er wieder mit seiner Tätigkeit als Rechtsanwalt. Aber eigentlich wußte niemand genau, mit welchen Dingen sich Radin den ganzen Tag befaßte. Mit Engländern war er viel zusammen, häufig sah man ihn in Gesellschaft mit Amerikanern. Man munkelte davon, daß er mit den Leuten nicht nur in geschäftlicher, sondern auch in politischer Verbindung stünde. Sozusagen in geschäftlich-politischer oder politisch-geschäftlicher. Er war Freimaurer, das wußte man, Freund von Harry Hopkins.

Eines Tages trafen sich die beiden, Simović und Radin. Was sie gesprochen haben, weiß man nicht. Man wird es auch schwer je erfahren. Aber daß bei dieser Gelegenheit die Verbindung zwischen Simović und der britisch-amerikanischen Propaganda hergestellt wurde, steht fest. Die Ereignisse, die den langen Gesprächen der beiden auf einsamen Pfaden oder in den niedrigen getäfelten Räumen des Sporthotels in Planica folgten, zeigten, daß hier England und Amerika den Mann gefunden hatten, der ihre Pläne auf dem Balkan durchführen sollte, und daß Simović seinerseits jene Verbindung nach außen hin hergestellt hatte, deren er bedurfte, um seine innerpolitischen Pläne auszuführen.

Ende Dezember war Simović wieder in Belgrad. Er suchte Fühlung mit politischen Leuten, mit Männern, die seinen Gedankengängen nahestanden, mit denen er arbeiten konnte.

Es war ein klarer Wintermorgen, als Simović zur gewohnten Stunde aus seinem Haus trat, den kleinen Vorgarten durchmaß und am Gartentor den Universitätsprofessor Mirko Kosić traf, seinen nächsten Nachbarn, der auch zu Fuß in die Stadt wollte. Die beiden Männer gingen zusammen. Kosić war Mitglied des Zentralausschusses der serbischen Radikalen Partei, die gegen die Regierung Cvetković in Opposition stand. Das Gespräch wandte sich bald politischen Dingen zu. Kosić äußerte die Ansicht, daß die Regierung Cvetković im serbischen Volk zu wenig verankert sei, um wirklich große Politik betreiben zu können. Sie hänge



7. Der britische Gesandte Campbell verhandelt mit dem serbischen Patriarchen Gavrilo.

8. Ministerpräsident Cvetković verhandelt mit dem Kroatenführer Dr. Maček in Zagreb.



irgendwie in der Luft, nur auf das Vertrauen der Krone und auf die persönliche Freundschaft zwischen Cvetković und Maček gestützt.

»Da haben Sie recht«, meinte Simović. »Es ist eine lächerliche Angelegenheit so eine Regierung, die eigentlich keinerlei Partei hinter sich hat. In diesen schweren Zeiten voller Gefahren und Verwicklungen müßte eine Regierung auf viel breiterer Grundlage aufgebaut werden.«

Kosić pflichtete bei:

»Sie haben sicher auch Kenntnis von den Bestrebungen, ein Konzentrationskabinett aus allen Parteien zu bilden. In Krisenzeiten müssen möglichst viele die Verantwortung für die Führung des Staatsschiffes übernehmen. Wie die Regierung jetzt aussieht, hat sie keine Autorität, dem Volk auch wirkliches Vertrauen einzuflößen.«

»Konzentrationskabinett — ja, das wäre natürlich etwas anderes. Aber ich sehe nicht den Politiker, der hier für die Führung eines solchen Kabinetts in Frage kommen könnte.«

»Ich ja eigentlich auch nicht. Es müßte ein Mann sein, der über das nötige Gewicht und über die notwendige Energie verfügt.«

Es entstand eine kleine Pause. Plötzlich sagte Simović:

»Ich will Ihnen etwas mitteilen. Ich setze natürlich voraus, daß Sie das für sich behalten. Die Bildung eines Konzentrationskabinettes ist eine Sache, die mich lebhaft beschäftigt. Ich habe auch schon Fühlung mit gewissen Politikern aufgenommen, die meine Gedankengänge — die ja auch die Ihren sind — in jeder Hinsicht zu teilen scheinen, und sehen Sie«, Simović zog ein Papier aus der Tasche, »hier habe ich mir auch einige Namen notiert, die genug Gewicht haben, einer solchen Regierung den nötigen Nachdruck zu verleihen.«

Er reichte das Papier Kosić, der es schnell überflog. Es waren bekannte Namen da: Slobodan Jovanović, der bekannte Staatsrechtslehrer der Belgrader Universität, Marko Daković, der alte montenegrinische Politiker, Erzbischof Nikolaj Velimirović, General Bogoljub Ilić; auch Cincar-Marković war auf der Liste und andere.

»Ich habe diese Liste dem Prinzen vorgelegt und glaube annehmen zu können, daß er ihr nicht unsympathisch gegenübersteht«, fuhr Simović fort.

»Und haben Sie auch mit allen diesen Leuten, die auf der Liste stehen, gesprochen und ihnen Ihre Pläne vorgetragen?«

Simović überhörte diese Frage und fuhr fort:

»Diese Regierung würde zweifellos im serbischen Volk die notwendige Autorität haben, um den Modus vivendi mit Deutschland herzustellen und gleichzeitig eine engere Zusammenarbeit mit der Sowjetunion zu ermöglichen. Eine starke Regierung könnte mit viel mehr Geschicklichkeit zwischen Deutschland und England lavieren und gleichzeitig auch die Anlehnung an Rußland durchführen, die eigentlich für uns wichtiger ist als die guten Beziehungen zu England und der Friede mit Deutschland.«

Kosić antwortete nicht gleich. Er überlegte, was Simović wohl hinter sich hatte, ob es wohl stimmte, daß Simović mit dem Regenten in Verbindung stehe, oder ob dies nur ein Köder sein sollte?

»Wenn Sie schon an einer Konzentrationsregierung arbeiten, warum haben Sie nicht auch Ljotić in Ihre Betrachtungen gezogen?« fragte Kosić schließlich.

»Ljotić kann in diese Regierung nicht eintreten. Er wäre eine Provokation der Sowjetunion wegen seiner antikommunistischen Haltung.«

Die beiden Herren waren mittlerweile zur Stadt gelangt. Kosić dachte über das Gehörte nach. Und schließlich verabredeten sich die beiden, in den nächsten Tagen wieder zusammen in die Stadt zu gehen, um die Unterhaltung fortzusetzen.

Es war sehr interessant, daß zur selben Zeit der englische Journalist Atherton, der der englischen Gesandtschaft in Belgrad sehr nahestand, durch einen Mittelsmann der Radikalen Partei mitteilte, England meine, es sei nun an der Zeit, daß die Radikalen in die Regierung einträten.

»Der Prinz ist für England als vollkommen unzuverlässig anzusehen. England glaubt ihm nichts mehr. Er ist zu sehr im Fahrwasser Berlins und der Achse. Deshalb müßte eine Partei wie die Radikale, die zweifellos auf der Seite der Alliierten steht, einige Männer in die Regierung delegieren. Cvetković wird diese wohl mit offenen Armen aufnehmen, es als Verstärkung seiner Position ansehen. Und so wäre dann die Möglichkeit gegeben, den Regenten zu kontrollieren und genau zu wissen, wohin sich seine politischen Pläne bewegen. Im entscheidenden Augenblick, wenn der Prinz

Schritte unternehmen will, die nicht akzeptiert werden können, kann dann der junge König auf den Thron gebracht werden. Ob König Peter einige Monate früher oder später die Regierung antritt, ist doch gleichgültig. Man könnte ihn ja auch früher für volljährig erklären lassen und dann in seinem Namen die Macht ausüben. So wäre man den Regenten los und hätte an seiner Stelle einen jungen Mann, der sicher zu beeinflussen wäre.«

Die leitenden Köpfe der Radikalen Partei, des traurigen demokratischen Restes der Schöpfung des alten Pašić, fanden sich zusammen und beschlossen, nicht in das Kabinett Cvetković einzutreten, da sie sich mit dessen Außenpolitik nicht befreunden könnten und dessen Innenpolik ihnen nicht behagte. Es wäre natürlich etwas anderes, wenn ein Kabinett gebildet werden würde, das von Grund auf die Innen- und die Außenpolitik umkrempeln würde, aber so in das Kabinett Cvetković hineinzustolpern, das täten die Radikalen nicht, da seien sie viel zu schlau dazu.

Noch ein Ereignis aus dieser Zeit wirft ein interessantes Licht auf den Hintergrund, vor dem sich die für Jugoslawien katastrophalen Ereignisse vom 27. März 1941 abspielten.

Man hatte früher einmal ein Generalinspektorat des gesamten Heeres geschaffen. Der Generalinspektor war der Regent. Und sein Stellvertreter und der Geschäftsführer dieser Stelle war General Bogoljub Ilić, ein Mann, der das Vertrauen des Prinzen besaß. Ilić hatte in den Tagen, an welchen die Erregung in Verbindung mit der Auflösung Frankreichs besonders hohe Wellen schlug, durch seine Haltung, die vollkommen mit den Ansichten des Generals Simović übereinstimmte und durch gewisse Eigenmächtigkeiten, dieses Vertrauen stark erschüttert. Dadurch hatte er sich gleichzeitig den Weg zum Posten des Kriegsministers verschlossen, der ihm schon zugesagt worden war. Er wurde zum Armeekorpskommandanten in Nisch ernannt. Beleidigt und in seinem Ehrgeiz getroffen, hatte Ilić abgelehnt, diesen Posten anzunehmen.

»Ich will nicht in die dumme Lage kommen, den Zigeuner Cvetković, der jede Woche einmal nach Nisch kommt, auf dem Bahnhofe erwarten und begrüßen zu müssen«, begründete er damals haßerfüllt gegen Cvetković, den er als Schuldigen für seinen Sturz ansah, seine Ablehnung.

Und so wurde er zur Verfügung gestellt und schied damit praktisch aus dem aktiven Militärleben aus. Er fand dann auch schnell seinen Weg zu Simović. Diese beiden verstanden sich sehr gut. Beide von der gleichen ehrgeizigen Hemmungslosigkeit beseelt, beide danach dürstend, die erste Rolle in Jugoslawien zu spielen, beide vollkommen großserbisch eingestellt, mit einem tiefen Mißtrauen, ja mit einem gewissen Haß erfüllt gegen alles, was nicht serbisch war im Lande.

Und so saßen nun denn die beiden Generale oft zusammen und schmiedeten Pläne.

Plötzlich wurde eines Tages der Kriegsminister General Nedić abgesetzt. Er hatte in einem langen Memorandum, einer kühlen und sachlichen Generalstabsarbeit, die militärische und strategische Lage des Landes und seiner Wehrmacht dargelegt und Klarheit in der Politik gefordert. Und auf dem Gebiete der Politik ist er dann zusammengestoßen mit dem Kabinett, dem er angehörte, und mit dem Regenten. Man nahm einen anderen Mann, den alten General Pešić, der schon seit Jahren den Uniformrock ausgezogen und sein Land als Gesandter in Brüssel und Prag vertreten hatte. Pešić hatte in diesen langen Jahren die Fühlung mit der Armee verloren. So kam es, daß er Simović, den er als guten Militärtheoretiker kannte, wieder zum Kommandanten der Luftwaffe einsetzte.

Hier war nun für Simović ein neuer Weg geöffnet worden. Er konnte in Belgrad sitzen und hatte eine wohldisziplinierte Gruppe von Offizieren, die er alle gut kannte, unter seinem Kommando.

Bei seinem Antrittsbesuch bei Pešić kam Simović beiläufig auch auf den Infanteriemajor Živan Knežević zu sprechen.

»Sie wissen vielleicht nicht, was das für ein Mann ist, aber ich kann Ihnen sagen, daß es sich um einen äußerst befähigten jungen Offizier handelt. Ich möchte ihm die Möglichkeit verschaffen, daß er in Belgrad bleibt, sich weiter fortbilden kann. Er ist ja schon einmal bei der Prüfung zum Generalstabskurs durchgefallen, aber das tut nichts. Und wenn er schon hier ist, so ist es doch am besten, man setzt ihn in die Garde. Wir brauchen pflichtbewußte Offiziere, gute Serben, die von Nationalehrgefühl beseelt sind, um die Verweichlichung in der Garde wieder auszumerzen.«

Der alte Pešić wollte Simović diesen ersten Wunsch nicht abschlagen. Und so erhielt Major Živan Knežević das Kommando

über ein Gardebataillon, das abgesondert von den übrigen Gardeformationen, mitten in der Stadt, in der alten Palilulakaserne, seinen Sitz hatte.

Der Wunsch Simovićs war sehr verständlich. Er kannte den Major Knežević und dessen Bruder Radoje Knežević, den Vorsitzenden des Verbandes der Mittelschulprofessoren. Besonders mit Radoje Knežević stand Simović gut, da sie beide Logenbrüder waren. Vom Major Knežević hatte Simović nur das Beste gehört. Der Major hatte nie ein Hehl daraus gemacht, daß er die Politik des Regenten und der Regierung Cvetković hasse und verabscheue. Er hatte viele Freunde unter den jüngeren Offizieren, mit denen er beim Hazard viele Nächte durchgezecht hatte. Im Dienste war er ziemlich ungezügelt, disziplinlos. Aber das schadete nicht. Dafür war seine Einstellung der Politik und den Ereignissen gegenüber um so besser und Simović sympathisch.

Und in seinem Freunde, dem General der Flieger Mirković, hatte Simović noch einen Mann gefunden, der seine Begeisterung für England, seinen Haß gegen Deutschland und sein Mißtrauen gegen alles, was im Lande und besonders in der Armee nicht serbisch war, voll teilte.

Oft saß Simović mit Mirković zusammen, manchmal erschien auch Knežević im Kommando der Luftwaffe in Semlin, oder er traf Simović in seiner Privatwohnung. Die Gespräche waren immer sehr erregt. Man beobachtete mit immer größerem Unbehagen, wie sich die Politik Belgrads mehr und mehr für die Zusammenarbeit mit Berlin entschied.

Und man unterhielt die intimsten Beziehungen zur britischen Gesandtschaft, insbesondere aber zum Luftattaché, der immer die neuesten Informationen und die besten Nachrichten brachte und erhielt.

DRITTES KAPITEL

Jugoslawien stellt sich um

Der Zusammenbruch Frankreichs hatte im ganzen Südosten einen ungeheuren Eindruck hinterlassen. Die Völker des Südostens, die durchweg mit Paris durch politische Beeinflussung und durch eine tiefe Verehrung französischer Lebensweise und französischer Kultur zusammenhingen, konnten es kaum fassen, daß dieses so sehr verehrte Frankreich, das Frankreich von Verdun und von der Marne, zusammengebrochen sein sollte.

Wie anderen Ländern des Südostens ging es auch Jugoslawien. Man begann sofort, Kontakt mit Deutschland zu suchen, da es nun für die Staaten des Südostens, für ihre maßgebenden Politiker klar war, daß der bestimmende Faktor für diesen Teil Europas Deutschland geworden war und voraussichtlich auch bleiben werde.

So kam es, daß ich im Juni 1940 von Cvetković den Auftrag erhielt, mit der deutschen Gesandtschaft in Belgrad, in der damals der feine, gesetzte Diplomat Victor von Heeren saß, in Berührung zu treten. Cvetković wollte neben den offiziellen Informationen, die ihm durch das Außenministerium zuliefen, durch eine unmittelbare, nichtoffizielle Fühlungnahme ein Bild von den Ansichten Deutschlands bekommen, die sich auf den Südosten und besonders auf Jugoslawien und seine Zukunft bezogen. Auch lag ihm damals naturgemäß daran, mit Deutschland jene Verbindungen und Beziehungen herzustellen, die Jugoslawien schon aus seiner wirtschaftlichen und geopolitischen Lage heraus dringend benötigte.

Schon am Beginn einer Reihe von Unterhaltungen mit von Heeren war es mir klar, daß es unumgänglich notwendig sei, den wirtschaftlichen und den politischen Kontakt zwischen Jugoslawien und Berlin zu verstärken. Früher war es deutsches Interesse gewesen, gute Beziehungen mit den Nachbarstaaten zu schaffen und zu entwickeln, als es sich darum handelte, den Einkreisungsring, den die französische Diplomatie um die deutschen Grenzen ziehen wollte, zu zerschlagen. Nach der Kapitulation Frankreichs war diese Vertiefung der Beziehungen nicht mehr so sehr das Interesse Deutschlands, als sie im Interesse dieser Nachbarländer des Deutschen Reiches lag. Die Einkreisungskette war gesprengt; für Deutschland konnte es ziemlich gleichgültig sein, welche Haltung die einzelnen Staaten nun gegen das Reich einnehmen würden. Kein einziger der Staaten war so stark, daß er mit

einer Handlung oder mit einer Stellungnahme Deutschland Schaden zufügen konnte. Jedoch in ihrem ureigensten Interesse mußten alle diese Staaten in eine möglichst intime und vertrauensvolle Zusammenarbeit mit Deutschland kommen.

Es war höchste Zeit, daß nach der französischen Katastrophe auch in Jugoslawien eine Politik klar zutage trat, aus der hervorging, daß Jugoslawien Deutschland als jenen Faktor betrachte, der das Schicksal Zentraleuropas bestimme und mit dem man infolgedessen in möglichst gute und vor allem auch möglichst aufrichtige Freundschaftsbeziehungen treten wolle. Die Freimaurerei mit der ausländischen anglo-französischen und der Sowjetpropaganda hatte es erreicht, daß in einem Teil des Militärs und der Beamtenschaft eine Art Feindpsychose gegen Deutschland entwickelt wurde. Von Heeren hat sich einige Male bei mir darüber beklagt und daran erinnert, daß auch in der Tschecho-Slowakei und in Polen eine solche Psychose geschaffen wurde, und zwar so lange, bis es mit der Katastrophe dieser Staaten geendet hatte.

Jugoslawien war natürlich neutral, doch wurde von deutscher Seite betont, daß diese Neutralität eine formelle, nicht aber auch eine innerliche sei.

»Das Vertrauen Berlins in Belgrad ist erschüttert«, sagte von Heeren, »vor allem dadurch, daß jener Mann beseitigt wurde, der in Berlin großes Ansehen genoß: Stojadinović. Sein Nachfolger könnte das ja in Ordnung bringen, aber er müßte entschlossene Gesten machen, er müßte handeln, und zwar in Dingen, die für das Reich von Wichtigkeit sind, nicht in jenen, die für uns von nebensächlicher Bedeutung bleiben. Das erschütterte Vertrauen müßte noch mehr ins Wanken geraten, da man energische Maßnahmen und energische Schritte zur Unterdrückung der gegendeutschen Propaganda mit Flugzetteln und Zuflüsterungen nicht sieht. Ebenso sind auch keinerlei Handlungen zur Eindämmung der deutschfeindlichen Haltung eines Teils der Bürokratie und der Militärkreise bemerkbar.«

Oftmals wurde mir das Beispiel des Polizeipräsidenten von Belgrad Drinčić genannt. Dieser ließ Leute verhaften und des Landes verweisen unter der Begründung, sie seien Anhänger der Fünften Kolonne, Leute, die jahrelang schon in Belgrad als Angestellte, als Kaufleute, Ingenieure gelebt und sich in jeder Beziehung un-

tadelig geführt hatten. Eines Tages wollte dieser Mann sogar aus Belgrad alle Hauswarte entfernen lassen, die aus den deutschen Dörfern der Woiwodina stammten.

Es war klar, daß diese unglückliche Politik geändert werden mußte, um eine Verbesserung der Beziehungen zu Deutschland herbeizuführen, die jetzt auf deutscher Seite immer mehr einen Beigeschmack des Mißtrauens und auf jugoslawischer eine Note des Trotzes erhielten. Die verantwortlichen Faktoren Jugoslawiens (Regent, Ministerpräsident Cvetković und Maček) waren nicht im positiven Sinne verantwortlich für die Richtung, die die jugoslawische Innenpolitik eingeschlagen hatte, denn alle die Kundgebungen und Erscheinungen, die die Ursache des deutschen Mißtrauens waren, wurden von unverantwortlichen, untergeordneten Personen und Organen hervorgerufen. Es traf die Verantwortlichen nur der Vorwurf, nicht stark und energisch genug gewesen zu sein, um sich mit Erfolg dieser von außen erzeugten Propagandawelle entgegenzusetzen. Hier spielt aber der Einfluß der Freimaurer, die in der Regierung saßen, bestimmend in die jugoslawische Innenpolitik hinein. Von Innenminister Mihaldžić bis zu Konstantinović arbeitete alles daran, energische Maßnahmen zu verhindern. Insbesondere Konstantinović spielte eine verhängnisvolle Rolle in dieser ganzen Situation, wie er sie auch noch später bis zum Zusammenbruch des Landes spielen sollte. Er war der böse Geist der jugoslawischen Politik mit seinem Einfluß und seinem äußerst geschickten Spiel zwischen Cvetković und Maček, zwischen Kroaten und Serben, zwischen dem Hof und der Regierung.

Die Kluft zwischen Berlin und Belgrad wurde immer spürbarer. Ich gab mir viele Mühe, im Sinne meiner Auffassung auf die Lage einzuwirken, aber in all den Monaten zwischen Juli und November konnte ich keinen merkbaren Erfolg verzeichnen, es sei denn, daß damals die große Kampagne gegen die Freimaurer begonnen hatte.

Insbesondere als die deutschen Truppen in Rumänien einzogen und dadurch deutlich sichtbar wurde, daß Deutschland sein politisches Interesse nunmehr in der Richtung nach dem Südosten ausdehne, wurde es nötig, schnelle Maßnahmen zu ergreifen, damit die schon sehr abgekühlten Beziehungen, die schon fast einer kritischen Lage nahekamen, wieder in Ordnung gebracht würden.

Am 2. November hatte ich wieder eine lange Unterhaltung mit von Heeren. Er betonte, daß die deutschen Interessen auf die Erhaltung des Friedens im Südosten gerichtet seien. Dieses Gebiet sei von großer Wichtigkeit für Deutschland. Daher bestünde in Berlin nicht die Absicht, durch Maßnahmen oder Handlungen von außen her Unruhe in diesen Raum hineinzutragen. In diesem Zusammenhang wies der Gesandte die ständig wiederholten Behauptungen der ausländischen Propaganda zurück, daß deutsche Truppenansammlungen an den jugoslawischen Grenzen stattgefunden hätten.

Das Gespräch griff auf weitere Gesichtspunkte über. Aus den Worten des Gesandten wurde mir eindeutig klar, daß der Kampf gegen England, der Kampf auf Leben und Tod, die Grundlage der Politik des Deutschen Reiches in diesem Augenblick bildete und daß alles andere diesem großen Entscheidungskampfe untergeordnet wurde. Ich verstand es vollkommen, wenn mir von Heeren sagte, daß eine Änderung in der deutschen Haltung gegenüber Jugoslawien bzw. gegenüber den Fragen des Südostens nur dann eintreten würde, wenn von dieser Seite ein englischer Angriff, sei es mittelbar oder gar unmittelbar, erwartet werden müßte. Es würde dann, in einem solchen Falle, alles Notwendige getan werden, um einen solchen britischen Plan zu durchkreuzen. Ich verstand, daß ein britischer Angriff einen Gegenangriff auslösen müßte, oder vielmehr, daß Deutschland einem solchen zuvorkommen würde. Und ich verstand ebenso, daß Deutschland dann vor keiner Maßnahme zurückschrecken würde, wenn es darauf ankam, britische Übergriffe abzuwehren und zu verhindern.

Wir kamen wieder auf die aktuelle jugoslawische Politik zu sprechen. Es sei unverständlich, meinte der Gesandte, daß sich Jugoslawien anscheinend noch immer fürchte, eine deutschfreundliche politische Linie einzuschlagen, um ja nicht im Falle eines angenommenen britischen Sieges, der noch immer in Belgrad in einigen Köpfen unter den Maßgebenden umherspukte, mit den Siegermächten in Konflikt zu kommen und Unannehmlichkeiten befürchten zu müssen. Es sei klar, daß selbst im Falle des unmöglichen britischen Sieges das Schicksal Jugoslawiens ohne Rücksicht auf die Haltung, die das Land im Laufe des Krieges eingenommen hatte, nur aus den rein britischen Interessenerwägungen entschieden werden würde.

Wir stimmten vollkommen überein, daß es für Jugoslawien das beste sei, seine Beziehungen zur Achse, und vor allem zu Berlin, in Ordnung zu bringen. Je näher die Bindung, desto größer die Aussichten, das Territorium des Staates unversehrt zu erhalten. Von Heeren unterstrich nochmals, daß Deutschland keinerlei Wünsche im Hinblick auf jugoslawisches Gebiet habe. Doch seien Wünsche kleiner Nachbarn Jugoslawiens bekannt. Beim europäischen Kräfteverhältnis sei es klar, daß die Realisierung solcher Wünsche nur durch die Achse verhindert werden könne.

Ich schnitt die Frage der Kompensationen an, die Jugoslawien bekommen könnte, wenn es sich aus seiner Neutralität heraus offen ins deutsche Lager begeben würde.

»Für das Land ist es von größter Wichtigkeit, daß die Verlängerung der wirtschaftspolitischen Achse Donau-Morawa-Wardar bis Saloniki für den jugoslawischen Wirtschaftsverkehr gesichert ist.«

Er wisse nicht, was Berlin darüber denke, antwortete von Heeren, aber Griechenland stehe jetzt gegen einen der Achsenpartner im Kriege. Wie dieser Krieg beendet werde, sei natürlich klar, und er könne sich denken, daß unter gewissen Bedingungen Jugoslawiens Ausgang zum Ägäischen Meer eine Diskussionsbasis sein könnte.

Es war für mich und für die Gruppe meiner engeren politischen Freunde durchaus klar, daß sich die Frage einer militärischen Niederlage Deutschlands in diesem Kriege überhaupt nicht stellen ließ. Wenn Deutschland zusammenbrechen sollte, so müßte dies einen inneren Zusammenbruch zur Folge haben. Dann aber könnte kein militärisch-demokratisches Regime dem Nationalsozialismus folgen, sondern nur eine vollkommene Anarchie, ein Super-Bolschewismus. Dann könnte niemand verhindern, daß diese Anarchie ganz Europa — und natürlich auch Jugoslawien — erfaßte. Daher gab es für die jugoslawische Politik nach unserer festen Überzeugung nur zwei Alternativen: einen deutschen Sieg — oder einen europäischen Bolschewismus. Zwischen diesen beiden Alternativen hatte sich die jugoslawische Außenpolitik zu entscheiden.

Natürlich mußte aber Jugoslawien auch versuchen, aus einer solchen Lage, die es zur Annäherung an Deutschland herandrängte, für sich einen gewissen Nutzen zu ziehen. Dieser Nutzen hieß: Saloniki.

Gleich nach dem oben wiedergegebenen Gespräch mit Heeren suchte ich Cvetković auf und fand ihn auf dem Belgrader Flughafen, eben im Begriff abzufliegen. Ich teilte ihm den Inhalt der Unterhaltung kurz mit.

Cvetković überlegte. Man sah, wie seine Gedanken schnell arbeiteten und wie sich seine Schlußfolgerungen schnell aneinanderreihten.

»Für Saloniki treten wir auch offen dem antibritischen Block bei«, sagte schließlich Cvetković, »das können Sie von Heeren als meine Meinung mitteilen.«

»Ich denke in einigen Tagen nach Berlin zu fahren auf Grund einer Einladung von Freunden. Bei dieser Gelegenheit könnte ich auch eine kleine Enquête durchführen, ganz inoffiziell natürlich, um festzustellen, was man darüber denkt.«

Cvetković antwortete rasch:

»Sehr gut! Reisen Sie möglichst bald ab! Und das, was ich Ihnen gesagt habe über Saloniki und über unsere Stellungnahme, können Sie auch dort allen mitteilen. Wir sind bereit, unsere Beziehungen zu Deutschland in jeder Beziehung zu verbessern und offen dem deutschen politischen Block in Europa beizutreten. Erforschen Sie die Gedankengänge und die Haltung Berlins über diese Fragen und sagen Sie denen, mit welchen Sie sprechen werden, alles, was Sie wissen!"

Unmittelbar vor meiner Abreise besuchte ich noch den Außenminister Cincar-Marković, um ihm über die Reise Mitteilung zu machen und von ihm auch noch Anweisungen zu bekommen, falls er welche zu geben hatte.

Cincar-Marković sah mich nachdenklich zwischen seinen dicken Augenlidern an. Schließlich schob er den Kopf mit dem glänzend glattgescheitelten Haar zurück und sagte langsam:

»Es ist mir nicht ganz klar, was eigentlich die Leute wollen, die in Berlin über Jugoslawien entscheiden. Wir bemühen uns hier in jeder Hinsicht, den einzelnen deutschen Wünschen entgegenzukommen, soweit uns dies nur irgend möglich ist. Immer wieder aber wird betont, man sei mit uns nicht zufrieden. Wir haben keinen richtigen Kontakt mehr mit Berlin!«

»Deutschland ist der Auffassung, wenigstens nach meinen Feststellungen, daß wir keine aufrichtige Politik machen«, erwiderte

ich. »Soweit ich von hier aus zu urteilen die Möglichkeit habe, scheinen die einzelnen wirtschaftlichen und anderen Konzessionen, die wir Deutschland machen, nicht die wichtigste, nicht die zentrale Frage zu berühren, jene Frage, die immer wieder auftaucht — es ist die grundsätzliche, allgemeine Haltung Jugoslawiens.«

»Unsere grundsätzliche Haltung ist doch bekannt«, antwortete Cincar-Marković. »Und ich verstehe nicht, was Berlin eigentlich will. Berlin kann jedenfalls sicher sein, daß wir keine Überraschung mit eigenen Abenteuern oder mit einer unerwarteten Wendung bereiten werden. Es ist in jedem Falle von Wichtigkeit, festzustellen, was man dort denkt.«

So kam ich denn im November 1940 mit der Mission nach Berlin, mit möglichst vielen Menschen aus den maßgebenden politischen Kreisen zu sprechen, und zwar mit jenen, die mit Autorität und mit Sachkenntnis über die Richtungen und Ziele der deutschen Politik zu sprechen imstande waren. Gleichzeitig hatte ich auch festzustellen, wie Berlin über unsere Wünsche hinsichtlich Salonikis dachte.

Berlin war in diesen Tagen besonders an zwei Fragen interessiert: Einerseits wurde an einer Verständigung mit Vichy intensiv gearbeitet, und es bestanden die besten Aussichten, mit der Regierung des Marschalls Pétain ein Abkommen zu treffen, das Frankreich in das Lager der europäischen Erneuerung hineinbringen könnte. Andererseits stand auch der Besuch des Präsidenten des Rats der Volkskommissare der UdSSR., Molotow, bevor; bei dieser Gelegenheit sollte der ganze Komplex der deutsch-russischen Beziehungen durchgesprochen werden. Daher war der Augenblick nicht gerade günstig, Fragen Jugoslawiens zu besprechen. Immerhin war der Südosten für Deutschland auch in diesem Augenblick wichtig in Hinblick auf den italienisch-griechischen Konflikt und auf die Möglichkeit, daß dieser Konflikt in Verbindung mit einem eventuellen britischen Eingreifen größte Bedeutung gewinnen könnte. Daher erschien das Problem der Regelung der Beziehungen zwischen Deutschland und den Staaten des Südostens wie auch jener der zwischenstaatlichen Beziehungen im Südosten selbst als einer der Komplexe, die trotz der im Vordergrund stehenden Fragen nicht aus den Augen gelassen wurden. Es war kurze Zeit vorher zum Zusammenbruch Rumä-

niens, zum Schiedsspruch, der die rumänisch-ungarischen Beziehungen aufs neue regelte, und zu allen jenen Ereignissen gekommen, die Rumänien und seine Politik von Grund aus umgekrempelt hatten. Auf dem Balkan wütete der Krieg zwischen Griechenland und Italien auf albanischem Territorium. England bemühte sich mit allen Mitteln, die Türkei dafür zu gewinnen, daß sie aus ihrer platonischen Englandfreundschaft in eine offen feindliche Haltung gegen Deutschland übergehe. Auch um Bulgarien wurde ein diplomatischer Kampf geführt. Sowjetrußland war mit seinen Wünschen gegenüber Bulgarien und den Meerengen aufgetaucht. Die Propaganda Moskaus wurde in den verschiedenen Balkanländern immer stärker bemerkbar. Und so war eigentlich in jenem Zeitabschnitt, als nach außen hin auf dem Balkan vollkommene Ruhe herrschte, dieser Teil Europas der Mittelpunkt wichtiger und bedeutender, vorläufig unterirdischer Auseinandersetzungen. Immerhin mußte erwartet werden, daß plötzlich eine explosive Klärung die immer größer werdenden Verwicklungen lösen würde.

Einer der Männer, die sich mit besonderem Interesse und mit sehr viel Sachkenntnis mit den Fragen des europäischen Südostens befaßten, war Dr. Paul Schmidt, der mit großer Energie und Schaffensfreude, politischem Geschick und umfangreichen Kenntnissen die Presseabteilung in der Wilhelmstraße leitete. Ich war schon von früher mit ihm bekannt, und über gemeinsame Bekannte war ich auch diesmal mit ihm in Verbindung getreten, als ich in Berlin meine Enquête machen wollte. Er ermöglichte mir, mit einer großen Zahl hervorragender Vertreter des politischen Lebens und der Presse zusammenzukommen. Selbst aber hatte er sich in stärkstem Maße dafür eingesetzt, die Frage der deutsch-jugoslawischen Beziehungen über den toten Punkt hinwegzubringen.

Im Auslands-Presseklub in der Fasanenstraße verbrachte ich damals viele Stunden in interessanten und inhaltsvollen Besprechungen, aus denen sich in mir ein immer klareres Verständnis für die Beweggründe und Ziele der deutschen Balkanpolitik herauskristallisierte. Besonders war es mir vollkommen klar, was die deutschen Absichten für Jugoslawien bedeuteten.

Dr. Schmidt und ich saßen eines Abends in den tiefen ledernen Sesseln am Kamin. Die Unterhaltung drehte sich um das Problem der Organisation des Friedens im Südosten.

»In Jugoslawien meint man«, sagte ich, »daß man Deutschland in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht weit entgegengekommen wäre. Die deutsche Eindringung in die Wirtschaft trifft in Jugoslawien auf kein Hindernis. Im Gegenteil, in vielen Fragen kommen die jugoslawischen amtlichen Faktoren den deutschen Wünschen in jeder Hinsicht entgegen, da sie der Ansicht sind, daß eine möglichst intime Zusammenarbeit mit Berlin für Jugoslawien wirtschaftlich nur von großem Nutzen sein könnte. Die jugoslawischen Politiker haben sich ja, als dies von Wichtigkeit war, am Schicksal der Kleinen Entente desinteressiert. Jugoslawien bemüht sich durch seine Aktivität, den britischen Einfluß auf dem Balkan, der sich über die Türkei ausbreitet, abzuschwächen. Trotzdem ist Berlin mit unserer Haltung nicht zufrieden. Konkretes hat aber Berlin bisher von Jugoslawien noch nicht gefordert.«

Dr. Schmidt beugte sich vor und lächelte leicht:

»Wir haben nicht das Gefühl und die Überzeugung, daß Jugoslawien mit uns ist. Wir zweifeln nicht daran, daß in den kleinen Fällen der Tagespolitik unseren Wünschen entgegengekommen wird, aber die allgemeine Grundhaltung Jugoslawiens ist uns gegenüber reserviert geblieben. Nicht nur das. Wir bemerken, daß in Jugoslawien unbehindert Kräfte am Werk sind, die einer näheren Zusammenarbeit zwischen Deutschland und Jugoslawien unbedingt feindlich entgegenstehen. Diese Kräfte versuchen ständig, die normale Entwicklung der deutsch-jugoslawischen Beziehungen zu stören und zwischen den beiden Völkern böses Blut zu schaffen. Die Politik Belgrads zeigt jedoch nicht die geringste Tendenz, sich festzulegen und auf diesem Wege die Tätigkeit dieser Kräfte zu unterbinden.«

»Man ist von deutscher Seite an Jugoslawien mit keiner Initiative größeren Stiles herangetreten. Wir wissen in Belgrad genau, daß etwas nicht in Ordnung ist, und deshalb wollen wir ja auch gewisse Fragen klären.«

»Wir wissen, daß es in Jugoslawien viele Anhänger des Verständigungsgedankens zwischen Berlin und Belgrad gibt. Es ist uns auch bekannt, daß diese Leute die jetzigen ziemlich kühlen Beziehungen in eine intimere Verbindung umwandeln würden. Es ist nur die Frage, ob die Regierung, die in ihren wichtigsten Teilen anscheinend auf diesem Standpunkt steht, eine solche Politik

durchführen könnte. Schließlich entsteht auch die Frage, ob sich Prinz Paul damit einverstanden erklären würde. Es sieht uns aus, als ob er dahingehenden politischen Erwägungen vorläufig ziemlich fern stände. Wenn es jetzt zur Regelung der Beziehungen zwischen Deutschland und Jugoslawien kommen könnte und wenn Deutschland zur Überzeugung kommen würde, daß es auf die Mitarbeit Jugoslawiens — und zwar nicht nur auf die formelle, sondern auf eine faktische, ehrliche — rechnen könnte, so würde Jugoslawien eine außerordentlich wichtige Rolle spielen können. Es handelt sich jetzt um die Organisation des Südostens. Diese Frage wird sich schließlich einmal auf der Tagesordnung melden.«

Da war also der Punkt, über den ich gerade sprechen wollte. Für mich war es ganz klar, daß die Lage Jugoslawiens, obwohl im Augenblick im Südosten Frieden herrschte, sehr schwer war. Von sechs Nachbarn hatten mindestens vier klar und offen erklärte Wünsche im Hinblick auf das jugoslawische Territorium. Und diese vier Nachbarn waren untereinander einig und befanden sich im selben politischen Lager. Im Süden, in Griechenland, wütete ein Krieg, der für Jugoslawien ein Unsicherheitselement bedeutete, und einzig Deutschland hatte keine Absichten auf jugoslawisches Gebiet und hatte ein Interesse an der Erhaltung Jugoslawiens. Aus den Worten Dr. Schmidts konnte ich entnehmen, daß in der bevorstehenden Periode — vielleicht schon in Wochen — auf dem Balkan Ereignisse von größter Wichtigkeit und Bedeutung eintreten könnten. Wenn Jugoslawien diese Ereignisse in seiner jetzigen ungeklärten Haltung erwartete, mußte es die schlimmsten Folgen für sich befürchten.

»Was die Regierung betrifft, so bin ich der Ansicht, daß sie zweifellos imstande wäre, eine Politik intimer Zusammenarbeit mit Berlin durchzuführen, wenn sie dem Volke Garantien und eventuell auch Kompensationen vorweisen könnte, die sie für eine solche Politik für das Land erhalten hat. Der Prinz ist vor allem Staatsmann, und zwar ein kluger Staatsmann, und ein Patriot. Im übrigen ist die jugoslawische Außenpolitik der Annäherung an Deutschland ja sein Werk, da er maßgeblich die jugoslawische Außenpolitik führt. Und schließlich glaube ich hinsichtlich der Möglichkeiten, die sich für Jugoslawien im Zusammenhang mit der Neuordnung auf dem Balkan ergeben, daß es am besten wäre,

wenn im Sinne dieser Besprechungen von deutscher Seite die Initiative für einen Kontakt mit Jugoslawiens Staatsmännern ergriffen würde.«

Nach einigen Tagen sagte mir Dr. Schmidt, daß er unsere Unterhaltung dem Reichsaußenminister mitgeteilt habe, den die Frage des Südostens jetzt sehr interessiere, obwohl er durch den Besuch Molotows vollkommen in Anspruch genommen sei.

Ich begriff, daß Berlin der Auffassung war, daß ein jugoslawisch-bulgarisches Arrangement möglich wäre. Nur müßte sich Belgrad natürlich auch politisch unzweideutig im Sinne der Neuordnung Europas festlegen. Belgrad müßte heraus aus seiner Neutralitätspolitik, die ihm ja nur schade. Es müßte sich klar Deutschland anschließen, denn dann könnte sich Deutschland auch für Jugoslawien einsetzen. So also sah Berlin die Dinge.

»Ich kann Ihnen erklären«, erwiderte ich gemäß der von Cvetković erhaltenen Instruktion, »daß Jugoslawien offen dem antibritischen Block beitreten würde, falls die Frage des Ausgangs auf die Ägäis und die Frage der Sicherstellung und Garantie des jugoslawischen Territoriums gelöst werden würde. Ich sage Ihnen das natürlich privat, aber aus der Kenntnis der Meinung der maßgebenden Faktoren heraus.«

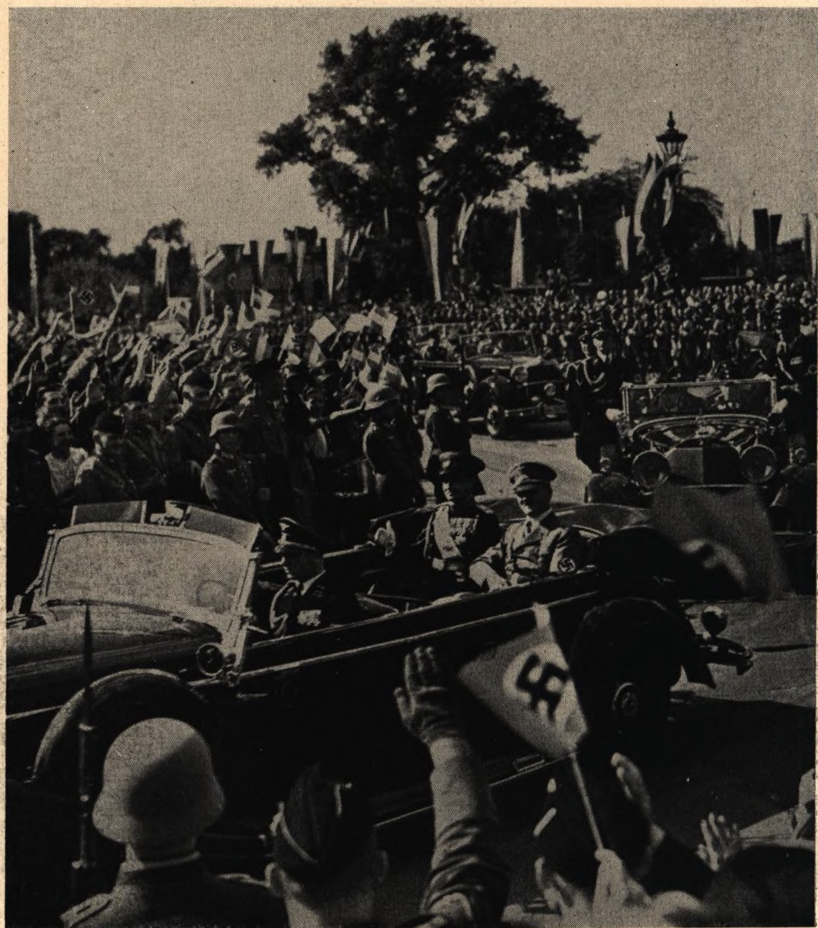
»Wir sind ein bißchen skeptisch geworden bezüglich der Möglichkeit einer solchen Umorientierung Jugoslawiens. In Paris sind Dokumente gefunden worden, aus denen zu schließen ist, daß Jugoslawien gegenüber Deutschland keine aufrichtige Politik geführt hat. Berlin ist nicht überzeugt, daß die Strömungen, die im jugoslawischen politischen Leben ausgesprochen antideutsch sind, nicht doch stark genug sind, jeden Versuch einer Umorientierung durch ihren Einfluß im Keime zu ersticken. Es ist Sache der jugoslawischen Politik, etwas energisch vorzugehen und die Initiative für die Klärung der Beziehungen zu Berlin und hiermit zur Achse zu ergreifen.«

Ich erinnerte mich dieser Dokumente, zu denen mir in Belgrad erklärt worden war, als ich mich danach erkundigte, daß es sich um Berichte des französischen Gesandten in Belgrad und seines Militärattachés handle.

Weitere Unterredungen vervollständigten noch in einer Reihe von zwanglosen Zusammenkünften das Bild, das ich von der Stel-



9. Dr. Maček legt im Schloß Brdo im August 1939 den Eid ab.



10. Der Führer geleitet Prinzregent Paul bei seinem Besuch im Juni 1939 ins Gästehaus des Reiches.

lungnahme Berlins in bezug auf die Probleme Jugoslawiens erhalten hatte. Hier war man ebenfalls der Ansicht, es sei höchste Zeit, daß Jugoslawien die nichtssagende Neutralität verlasse und sich auf den Boden einer aktiven Politik stelle. Jugoslawien war für Berlin auch deswegen von Wichtigkeit, da es als bedeutendster Balkanstaat die zentrale Kraft in der neuen Balkanorganisation, die Berlin durchzuführen gedachte, sein konnte.

Im Hinblick darauf, daß der Krieg mit England wahrscheinlich längere Zeit dauern würde, lag Deutschland daran, einen einheitlichen europäischen Block zu schaffen, der im Gegensatz zu den Angelsachsen die Einheit Europas dokumentieren würde. Daher war zu erwarten, daß schon in den nächsten Wochen — also gegen Jahresende — eine intensive politische Aktion im Südosten stattfinden werde. Die Staaten, die rechtzeitig mit dem neuen Europa in Verbindung traten, die sich zu dem Block bekannten, den Deutschland vorbereitete, würden natürlich viel besser abschneiden als jene, die sich hinter der Haltung einer unbestimmten Neutralität verschanzten. Die Neutralität war überhaupt nicht länger ein Zustand, der den tatsächlichen Verhältnissen in der Welt entsprechen konnte.

Jugoslawien hatte viele wichtige und für sich günstige Momente übersehen und nicht ausgenutzt, aber trotzdem konnte ich spüren, daß die deutschen Sympathien für Jugoslawien noch immer lebhaft waren. Und zwar nicht nur jene Sympathien, die aus trockenem Interesse entsprangen, sondern auch eine gewisse fast sentimentale Schwäche, möchte ich sagen. Natürlich war das Problem Jugoslawien für Berlin, das Weltpolitik treibt und dessen Horizont fünf Kontinente umspannt, keine besonders wichtige Angelegenheit. Es würde auch von Berlin aus nicht darauf gewartet werden, wie Jugoslawien sich die Sache zurechtlegte. Sollte es zur Frage der Regelung im Südosten kommen, bevor Jugoslawien sich entschlossen hätte, so würde man eben darüber zur Tagesordnung übergehen. Daher war es notwendig, daß sich Jugoslawien rechtzeitig so einstellte, daß es im Augenblick der Regelung der Fragen an der richtigen Stelle stand.

Und immer wieder wurde von deutscher Seite wiederholt: in unwichtigen Dingen, in kleinen Tageskonzessionen sei Jugoslawien Deutschland gegenüber entgegenkommend. Aber in den

grundlegenden Dingen geschehe nichts. Es war mir klar, daß Belgrad die Mentalität der Lenker der deutschen Politik nicht erfaßte. Die Männer hier sahen vorwiegend die große politische Linie, während die kleinen Tageskonzessionen für sie nicht von sonderlicher Bedeutung waren. Sympathisch war es Deutschland wohl, daß Jugoslawien sich in wirtschaftlichen Fragen entgegenkommend zeigte. Aber daraus entstand noch längst nicht die Schlußfolgerung für Berlin, daß sich Jugoslawien in der Tat bereit fühle, aktiv am Aufbau des neuen Europa mitzuarbeiten — das aber war es, was von grundlegender Bedeutung blieb.

Ich erhielt den unzweifelhaften Eindruck, daß Deutschland sehr gern gesehen hätte, wenn von jugoslawischer Seite die Frage einer Neuregelung der politischen Stellung Jugoslawiens in der Welt aufgegriffen würde. Berlin würde eine solche Initiative begrüßen, denn es konnte alsdann aktiv an der Klärung der Position Jugoslawiens zu den übrigen Staaten des Südostraums mitarbeiten. Wenn Belgrad in Berlin mit konkreten Anregungen herausrücken würde, konnte Deutschland alles unternehmen, um einen jugoslawisch-bulgarischen und einen jugoslawisch-ungarischen Ausgleich herbeizuführen, und dadurch alles verhindern, was zum Schaden des Volkes und zur Beeinträchtigung des jugoslawischen Territoriums führen konnte. Es wurde mir offen in Berlin gesagt, daß Deutschland gar kein Interesse daran hätte, daß das jugoslawische Territorium angegriffen würde, wenn nur Belgrad jetzt die Initiative für die Verständigung mit dem Reich ergreifen würde. Dann könnte ja Deutschland mit seinem Achsenpartner alles unternehmen, um Jugoslawien tatsächlich eine sichere Stellung zu schaffen und ihm den Ausgang auf die Ägäis zu ermöglichen. Die Achse werde ihrem Freund und Verbündeten zweifellos nichts wegnehmen, im Gegenteil habe sie ein Interesse daran, dem ganzen Balkan zu zeigen, wie ein Land behandelt wird, das der Achse beitritt. Einer der bestinformierten deutschen Journalisten, dessen Artikel immer als authentische Erläuterung der Pläne und Ziele der deutschen Außenpolitik angesehen wurden, sagte mir am Ende einer Unterhaltung folgendes:

»Es ist mir unverständlich, weshalb die jugoslawische Außenpolitik bei einem derartigen Stand der Dinge nicht schon längst die Initiative zur Klärung der Lage ergriffen und nicht längst ganz

offen eine entsprechende Richtung eingeschlagen hat. Es bestehen ja übrigens keine anderen Möglichkeiten mehr in Europa; man kann keine andere Richtung einschlagen. England kann sich auf dem Kontinent von keiner Seite als Faktor melden, an den sich kleine Staaten anlehnen könnten. Sowjetrußland kann mit seiner Propaganda kleine Staaten nur ihrer Zerstörung zuführen. Amerika wird es sich jedenfalls noch überlegen, bevor es wirklich aktiv mit Waffen in den Krieg eingreift, und außerdem ist es viel zu weit entfernt vom europäischen Südosten. Die Türkei befindet sich eben jetzt in einem Umbruch, dem höchstwahrscheinlich ein Überwechseln aus dem englischen Lager in die Neutralität und dann aus der Neutralität in eine Umorientierung gegenüber Berlin folgen dürfte. Jedenfalls ist es unklar, worauf sich eigentlich das Zögern Jugoslawiens noch stützt. Wenn Jugoslawien die Linie der Achse ergreift, kann es nur Nutzen haben. Selbst im Falle eines englischen Sieges würde dies für das Land nur die Veränderung einiger Persönlichkeiten an der Spitze bedeuten. Wenn jedoch Jugoslawien in seiner jetzigen Haltung verbleibt, wird es auf jeden Fall verlieren und kann nicht erwarten, irgend etwas zu gewinnen.«

Nach meiner Rückkehr aus Berlin, und nachdem ich mir das umfangreiche Material über die verschiedenen Unterhaltungen zurechtgelegt hatte, wurde mir noch einmal vollkommen klar, daß Jugoslawien eine nicht wiedergutzumachende Sünde gegen seine Zukunft begehen würde, falls es nicht vor Beginn der großen Umgruppierung in Europa und der großen deutschen Aktion auf dem Balkan alles tun würde, sich im Laufe dieser Aktion schon als Freund Berlins auf dem Tapet zu zeigen. Ich legte Cvetković, Cincar-Marković und dem Hofe einen langen Bericht vor und hatte Besprechungen mit dem Ministerpräsidenten, die lang und eingehend waren. Ich war überzeugt, daß Belgrad und auch Cincar-Marković jetzt endlich ein klares Bild über die Lage bekommen hätten, und erwartete mit Recht, daß umgehend die Aktivität einsetzen würde, die Berlin erwartete.

VIERTES KAPITEL

Der erste amtliche Kontakt wird hergestellt

Im Umbruchsaal des »Vreme« war Hochbetrieb. Neun Uhr vorbei, die dramatischen Minuten vor dem Schluß. Auf die Minute genau mußten die Seiten, umbrochen in Stahlrahmen, unter die Presse, damit drei Minuten später von den Matern die einzelnen Seiten gegossen und nach wenigen weiteren Minuten schon auf die Walzen der Rotationsmaschinen geschraubt werden konnten.

Starke Tageslichtlampen warfen ihr klares, bläuliches Licht auf die Reihe der Metteure, die den verantwortlichen Schriftleitern gegenüberstanden, um nach deren Anweisungen den in Zeilen gegossenen Satz, die großen Überschriftlettern und die Bildklischees zur Seite zu formen. Lautes, nervöses Stimmengewirr, ein Durcheinander von Zurufen und Anordnungen.

»Rasch einen langen Saracoglu!« schreit dort einer. Und schon taucht jemand im blauen Kittel neben ihm auf und übergibt ihm das verlangte Bild in Längsform.

»Der halbe Patriarch ist noch nicht da!« schreit wieder einer am anderen Ende des langen Tisches und stürzt in den Nebensaal zu den Setzmaschinen, um festzustellen, wo der zweite Teil der Rede des Patriarchen geblieben ist.

Mitten hinein platzt ein Stenograph aus der Redaktion mit einer wichtigen, soeben telephonisch erhaltenen Meldung, die unbedingt noch ins Blatt muß.

Ein Hexenkessel von Aufregung und Krach. Für den Laien mußte es aussehen, als ob die Arbeit nie zu Ende gehen sollte und als ob das Durcheinander nicht zu entwirren sei. Nur der Fachmann konnte sehen, daß sich alles mit größter Präzision abwickelte und mit einer technischen Eingespieltheit, wie sie nur durch lange, lange Praxis möglich war.

Ein Telephonanruf für mich. Rasch hinüber zum Glasverschlag, von dem aus die beiden großen Säle mit Maschinen und Setzerkästen, mit vielen emsigen Menschen zu übersehen waren. Mit einem unterdrückten Fluch stürze ich an den Apparat. Ausgerechnet jetzt, in den wichtigsten Momenten muß jemand kommen!

Es war Berlin. Der Gesandte Schmidt war am anderen Ende des Drahtes.

»Wann können Sie frühestens hier sein?«

»Ich bin doch eben dort gewesen und habe bis über den Kopf zu tun.«

»Also, wann können Sie hier sein?« wiederholte er die Frage. »Der Minister will Sie empfangen.«

Das war natürlich ganz etwas anderes. Ich überlegte schnell. »Übermorgen kann ich in Berlin sein.«

»Gut, machen Sie also schnell, und rufen Sie mich an, sobald Sie da sind.«

Ein kurzer Gruß, und ich legte mit einem Aufatmen den Hörer auf. Also doch. Wir waren so weit und bekamen nun persönlichen Kontakt mit dem Reichsaußenminister. Wie wichtig war dies, da unser Gesandter in Berlin, der schöngeistige, hochkultivierte Andrić seit Kriegsbeginn nicht Gelegenheit gehabt hatte, mit von Ribbentrop persönlich die Fragen, die für Jugoslawien lebenswichtig waren, zu besprechen, und überhaupt ganz zurückgezogen ein beschauliches Dasein führte. Allerdings war auch Cincar-Marković daran schuld, da er Andrić nicht recht leiden konnte und ihn geflissentlich ausschaltete.

Ich nahm den Hörer wieder auf und rief Cvetković an.

»Berlin lädt mich ein. Von Ribbentrop will mich empfangen«, teilte ich kurz mit.

»Sehr gut«, kam die Antwort rasch. »Kommen Sie morgen vormittag zu mir, damit wir alles besprechen.«

Und am nächsten Tage saß ich Cvetković gegenüber in seinem großen Arbeitszimmer.

»... und sagen Sie also von Ribbentrop, daß wir hier nichts sehnlicher wünschen, als den Frieden zu erhalten und auf wirtschaftlichem und politischem Gebiet mit Deutschland zusammenzuarbeiten. Wir wollen also, wie gesagt, auch dem antibritischen Block, den Deutschland jetzt formiert, beitreten, wenn wir dadurch die nötigen Garantien für unsere Grenzen und unsere Integrität bekommen. Insbesondere wenn wir noch Saloniki bekommen könnten, kommen wir sofort zum Abschluß.«

Cvetković schloß seine längeren Darlegungen.

Ich überlegte. Es müßte doch eigentlich in amtlicherer Form geschehen. Die Fühlungnahme mit Berlin müßte von einer verantwortlichen Persönlichkeit aufgenommen werden. Ich sprach diese Meinung aus.

»Richtig«, antwortete der Ministerpräsident. »Sie sollen ja Berlin nur informieren und betonen, daß wir gewillt sind, bindende Abkommen zu treffen, wenn unsere Interessen dabei voll gewahrt werden. Dann soll Berlin selbst entscheiden, wen es einlädt, um verbindlich zu verhandeln.«

Noch ein kurzer Besuch bei Cincar-Marković, dem Außenminister. Über den blauen Rauch seiner amerikanischen Zigarette hinweg sagte mir dieser:

»Ich möchte natürlich sehr gerne von Ribbentrop sprechen, den ich ja aus meiner Dienstzeit in Berlin kenne. Aber zuerst müßte ich seinen Standpunkt kennen, und dann kann ich mich ja doch nicht selbst einladen. Auf eine Einladung hin würde ich sofort kommen.«

Und so saß ich nun am übernächsten Tage — es war der 23. November 1940, ein Tag nach meinem einunddreißigsten Geburtstag — von Ribbentrop gegenüber am Kamin seines Arbeitszimmers. Das männliche, durchgeistigte Gesicht des Reichsaußenministers war ruhig und klar. Er hatte die Fingerspitzen aneinandergestützt und saß aufrecht in seinem Lehnsessel.

»Der Gesandte Schmidt sagte mir, daß Sie mich sprechen wollen«, begann von Ribbentrop. »Er hat mir einiges erzählt über die Dinge, die Sie ihm mitgeteilt haben.«

»Ich hatte Herrn Gesandten Schmidt gebeten, mir den Empfang bei Ihnen zu verschaffen, da ich glaube, daß jetzt der Zeitpunkt gekommen ist, an dem die deutsch-jugoslawischen Beziehungen geklärt und festgelegt werden müßten. Ich habe vom Ministerpräsidenten Cvetković den Auftrag, dies hier mitzuteilen.«

Von Ribbentrop nickte leicht. Klar formuliert kamen seine Worte. Er sprach über den Wunsch Deutschlands, mit Jugoslawien in Frieden und Freundschaft zu leben. Er betonte, daß die Deutschen im Weltkrieg den Serben als tapferen Gegner kennengelernt hätten und ihn schätzten. Der Führer selbst habe sich bemüht, zwischen Deutschland und Jugoslawien ein möglichst gutes Verhältnis herzustellen. Deutschland habe ja keinerlei territoriale Forderungen an Jugoslawien zu stellen, sondern nur den Wunsch, daß im Südosten Frieden und Ruhe herrschen möge und daß sich der wirtschaftliche Austausch unter möglichst normalen Verhältnissen abwickeln könne.

Der Reichsaußenminister fügte hinzu, daß er den Eindruck gewonnen habe, daß in Jugoslawien nicht alle Kreise für eine Verständigungspolitik mit Deutschland seien — eine Politik, die ja einzig und allein auch den jugoslawischen Interessen entspräche.

»Ich kann Ihnen mit Bestimmtheit sagen«, erwiderte ich, »daß es der Wunsch der jugoslawischen Regierung ist, die Beziehungen zu Deutschland möglichst günstig zu gestalten. Jugoslawien will sich in kein Abenteuer stürzen. Es will auch nur den Frieden und die Zusammenarbeit mit seinem großen Nachbarn. Wir wissen wohl, daß Deutschland keinerlei Ansprüche an uns hat, und ich glaube, daß die Erkenntnis, daß Deutschland auch Ansprüche anderer gegen Jugoslawien nicht unterstützt, bei uns allgemein ist. Es besteht in gewissen Kreisen wohl eine andere Stimmung gegen Deutschland. Aber sie ist nicht aus jugoslawischem Interesse selbst, sondern unter der Einwirkung ausländischer Propaganda entstanden.«

»Aha«, lächelte von Ribbentrop. »Die bekannte britische Propaganda, das dumme Geschrei über die fürchterlichen deutschen Invasionspläne nach allen Richtungen. Ich sage Ihnen, es ist nur dummes Geschrei, nur Panikmache. Schließlich haben wir ja nicht die Absicht, alle möglichen Völker zu bevormunden. Wir haben in Deutschland genug zu organisieren und zu arbeiten.«

Von Ribbentrop sprach betont. Man sah es, es war seine volle Überzeugung, die er aussprach. Er lehnte sich zurück, verschränkte die Arme und setzte fort:

»Wir führen jetzt Krieg gegen England. Einen Krieg, den wir nicht gewollt haben, der uns aufgezwungen worden ist. Ich selbst war als Bevollmächtigter des Führers mit der Aufgabe betraut, mit England eine friedliche Zusammenarbeit herzustellen. Wir haben uns alle Mühe gegeben, England verständlich zu machen, daß eine solche Zusammenarbeit auch in seinem Interesse läge. Aber London wollte den Krieg. Und jetzt führen wir ihn bis zu seiner letzten Konsequenz. Wo immer wir England treffen können, wollen wir es auch treffen. Und eben deshalb wollen wir Ruhe in Europa und Frieden zwischen den europäischen Völkern und so auch mit Jugoslawien.«

»Es ist eine Politik, die Jugoslawien bekannt ist«, sagte ich. »Und wenn wir mit Deutschland alle jene Punkte klären können,

in denen scheinbare oder tatsächliche Unklarheiten bestehen, so wollen wir dies sicher tun. Jugoslawien hat ja nichts zu fordern von seinen Nachbarn. Nur eines ist für Jugoslawien wichtig: die Linie Donau—Morawa—Vardar und deren Fortsetzung bis nach Saloniki. Es war schon früher immer das Bestreben Serbiens, diese wirtschaftlich und politisch wichtige Linie in die Hand zu bekommen und auszubauen. Jugoslawien hat diese Politik fortgesetzt und sich in Saloniki eine freie Zone im Hafen geschaffen.«

Von Ribbentrop erwiderte, daß ihm dieser Umstand bekannt sei. Er habe nur zu oft den Eindruck erhalten müssen, daß die Politik Jugoslawiens schwankend, beeinflußbar sei. Deutschland würde es aber nur begrüßen, wenn in Jugoslawien tatsächlich der Wunsch Oberhand bekäme, die Politik des Landes zu klären. Durch eine klare Politik, die den Interessen Jugoslawiens voll entsprechen würde, wäre nur diesem selbst gedient. Wenn Jugoslawien den Weg zu Deutschland fände, wäre es gegen alle Eventualitäten gesichert und hätte eine große Entwicklung vor sich, wenn nach dem Endsieg der Friede wiederhergestellt sein würde. Abschließend meinte der Minister, er könnte sich vorstellen, daß Jugoslawien diese Gelegenheit gern dazu benützen würde, dann auch seine berechtigten Ansprüche für einen Ausgang zur Ägäis durchzusetzen. Er hätte jedenfalls dafür volles Verständnis.

»Die Stimmung der Maßgebenden im Lande ist heute so«, erwiderte ich, »daß eine Klärung der Politik, wie sie Ihnen vorschwebt, allen erwünscht wäre. Sowohl der Regent als auch die Regierung möchten, im Sinne der langjährigen Linie der jugoslawischen Außenpolitik, mit Deutschland nun zur klaren Zusammenarbeit kommen. Daß gewisse Kreise im Lande dagegen sind, kann nicht als maßgebend angesehen werden. Und hinsichtlich der Frage Saloniki konnte Jugoslawien nichts dagegen haben, daß sich dieser Hafen in griechischen Händen befindet. Aber das Bild ändert sich natürlich, wenn jemand anderes die Hand darauf legen sollte. Wenn schon Griechenland Saloniki verlieren sollte, so wäre es das Natürliche, daß Jugoslawien diesen Hafen bekommt, der für das Land mehr als lebenswichtig ist.«

Von Ribbentrop hatte sich weit zurückgelehnt. Seine Hände lagen auf den Sessellehnen. Sein Blick ruhte auf mir.

»Deutschland und die Achse bauen jetzt ein neues Europa. Die Länder müssen ihre Einstellung zu diesem neuen Europa finden. Was für alle gilt, gilt auch für Jugoslawien. Und dies möchte ich möglichst bald klären: Wie will sich Jugoslawien zum neuen Europa stellen und wie will es sich in die neue Ordnung unseres Kontinents einfügen?«

»Ich bin natürlich nicht berechtigt, in diesem Sinne irgend etwas Verbindliches zu erklären. Aber ich glaube, es wäre das beste, wenn Sie den jugoslawischen Außenminister sprechen würden, der als maßgebender Leiter der Geschäfte des jugoslawischen Außenministeriums mit Ihnen diese Dinge viel eingehender und vor allem mit den nötigen Vollmachten besprechen könnte.«

Von Ribbentrop erwog, ob die Zeit dazu schon reif sei. Wenn jedoch Jugoslawien die Absicht habe, die internationale Lage des Landes in Ordnung zu bringen, so würde er Herrn Cincar-Marković gerne empfangen. Nur hätte das natürlich keinen Sinn, wenn die Unterredung mit ihm keine Resultate zeitigen würde. »Wie steht es übrigens mit der jugoslawischen Generalität? Man hört, die Generale seien gegen eine Verständigung mit Deutschland«, fragte von Ribbentrop.

Ich mußte zugeben, daß in gewissen Militärkreisen eine antideutsche Stimmung gepflegt wird. Doch gleichzeitig konnte ich aus vollster Überzeugung betonen, daß ein Großteil der Generalität, in richtiger Erkenntnis der Möglichkeiten und der Sachlage, unbedingt für die Herstellung der besten Beziehungen, ja sogar eines Bündnisverhältnisses mit Deutschland war.

Die Unterhaltung währte über eine Stunde. Die Eindrücke, die ich mitnahm, waren tief und nachhaltig. Vor allem war es das große, seltene politische Format und die Offenheit des Reichsaußenministers und dann die Sicherheit, daß Deutschland gegenüber Jugoslawien wirklich nur die besten Absichten verfolge, was mich so sehr beeindruckt hatte.

Am nächsten Tage sprach ich nochmals mit von Ribbentrop, wieder mehr als eine Stunde. Während der erste Tag der jugoslawischen Frage gewidmet war, erklärte mir bei der zweiten Unterredung von Ribbentrop die Grundzüge der deutschen Weltpolitik.

Bei Beginn der Unterhaltung teilte er mir mit, er hätte sich entschlossen, mit Cincar-Marković die Fragen, die wir am Vortage be-

rührt hatten, zu besprechen. Daher habe er an den Gesandten von Heeren ein Telegramm gerichtet, das noch am selben Abend abgehen werde. Im Telegramme benachrichtigte er den Gesandten, er wäre auf Grund der Unterhaltung mit mir zu der Auffassung gekommen, daß Belgrad eine Unterredung über die Frage der deutsch-jugoslawischen Beziehungen für wünschenswert halte. Der Gesandte möge daher Cincar-Marković besuchen und ihm eine Einladung des Reichsaußenministers übermitteln.

Es war ein seltenes Gefühl der Genugtuung, das ich empfand, als mir diese Mitteilung gemacht wurde. Die Mission, mit der mich die Regierung betraut hatte, war also gelungen. Cincar-Marković konnte nun die Sachen besprechen. Ich war überzeugt, daß es jetzt schnell zu der so sehr erwünschten und notwendigen Verständigung kommen würde.

Und dann sprach von Ribbentrop weiter. Er berührte das Thema der europäischen Neuordnung, die unserem Kontinent eine friedliche Zukunft im Zeichen der Wirtschaftsentfaltung und der Sicherstellung des harmonischen Zusammenlebens der Nationen geben werde. Auf England kam der Minister zu sprechen. Seine Stimme wurde hart. Man merkte die Kraft und Entschlossenheit, die hinter ihr lag.

England — der Staat, der kein europäisches Gefühl hat. Eine Gesellschaft, eine große kapitalistische Gesellschaft, mit Interessen überall in der Welt, verbunden durch den Geist des Geschäftemachens. Weit von europäischem Denken. Der Staat, der eigentlich nicht zu Europa gehört.

Klar und logisch zog der Minister die Konsequenzen aus der britischen Politik: England habe in Europa nichts mehr zu suchen. Entweder müsse es selbst durch die weitere Entwicklung der europäischen Politik zu dieser Einsicht kommen, oder diese Einsicht würde ihm beigebracht werden. Der Welthandel, die Beherrschung der Weltverkehrswege, der Weltmärkte sind Englands Ziel, ein geordnetes, untereinander harmonisch abgestimmtes Europa aber niemals.

Hier war der Kern der ganzen großen geschichtlichen Auseinandersetzung unserer Tage getroffen. Wie sehr konnte ich die Darlegungen von Ribbentrops verstehen, da ja mein Land so sehr von den raumfremden britischen Interessen bedrängt wurde, die

Jugoslawien in den Krieg hineinhetzen wollten nur um der britischen Herrlichkeit willen. Jugoslawiens Platz ist in Europa. Seine Politik muß daher eine europäische sein und bleiben.

Als hätte er meine Gedanken gelesen, ging von Ribbentrop auf die Rolle ein, die Jugoslawien in einem befriedeten und geeinten Europa zu spielen hätte, wenn es sich dazu entschließen würde, europäische Politik, also die Politik der eigenen Interessen, zu machen. Ein wichtiges Bindeglied könnte es werden zwischen West und Ost, ein Faktor der Ordnung und Ruhe, des europäischen Wirtschaftsaufbaus, ein wesentlicher Baustein des europäischen Gebäudes.

Und dann fiel das Wort: Hemisphärenpolitik. Die große Politik, die mit Räumen und Zeiten rechnet wie keine zuvor. Die westliche Hemisphäre könne mit ihren politischen und wirtschaftlichen Ansichten und mit ihrer politischen und wirtschaftlichen Praxis machen, was sie machen wolle. Auf unserer Hemisphäre hat politischer Weitblick das große Dreieck gebildet: Berlin—Rom—Tokio. Die Achse in Europa, Japan in Ostasien, sie wollen dasselbe: Ordnung schaffen und Zusammenarbeit im ganzen großen Raum vom Atlantik zum Pazifik. Und zu dieser Hemisphäre gehört auch das koloniale Rohstoffreservoir Afrika. Großbritannien muß sich dieser Hemisphäre einfügen oder sich ganz dorthin verlegen, wohin es schon heute seiner wirtschaftlichen, sozialen und politischen Struktur nach gehört, zur anderen Hemisphäre.

Unsere Hemisphäre aber ist ein Ganzes, das, ausgeglichen und wirtschaftlich sich selbst voll zufriedenstellend, auch für sich leben kann, wenn dies notwendig sein sollte. Die westliche Hemisphäre ist darauf angewiesen, mit dem Ganzen, Europa—Asien—Afrika, einen Austausch anzustreben, von sich aus geregelte Verhältnisse herbeizuwünschen. Es ist dies sogar eine Lebensnotwendigkeit für die Neue Welt. Wir aber, auf unserer Hemisphäre, genügen uns selbst.

Mit der Eingebung eines Visionärs und dem kühlen, scharfen, sezierenden Verstand des Realpolitikers hatte von Ribbentrop die Zukunft der Welt in kurzen Strichen aufgezeichnet. Es war eine Vorlesung gewesen, eine Vorlesung aus der großen Weltpolitik, die Raum und Zeit umspannt und die so weit, so himmelhoch entfernt war vom kleinen, dummen Parteiengezänk bei mir

zu Hause. Wie geringfügig erschienen mir die Probleme, die Jugoslawien die langen Jahre hindurch beschäftigten, in diesen großen Rahmen der Weltpolitik hineingestellt.

»... und grüßen Sie mir Cincar-Marković. Sagen Sie ihm, daß ich Sie gern mit ihm in Fuschl begrüßen würde.«

Nächsten Mittag fuhr ich vom Belgrader Lufthafen geradenwegs zu Cvetković. Er war sehr erfreut über die Ergebnisse meiner Mission und notierte sich die wichtigsten Punkte meines Berichtes, um sie sofort dem Regenten vorzutragen.

Bei Cincar-Marković, bei dem ich gleich anschließend vorsprach, erfuhr ich, daß von Heeren schon bei ihm gewesen war. Er hatte auch das Telegramm, das ich am Vorabend über die Gesandtschaft in Berlin an ihn gerichtet hatte, erhalten, hielt es aber anscheinend nicht für notwendig, zuerst meinen Bericht abzuwarten, sondern hatte schon vor meiner Ankunft von Heeren empfangen.

Cincar-Marković fuhr einige Tage später nach Fuschl. Ich fuhr nicht mit. Er hatte dies ziemlich ungeschickt eingerichtet. Zuerst sagte er mir, er würde mich verständigen, wenn er abführe, ließ mir dann noch einmal sagen, es würde noch einige Tage dauern, und plötzlich hieß es, er sei weg. Ich war belustigt über diese sonderbare Art. Wenn Cincar-Marković dachte, meine Anwesenheit in Fuschl sei nicht notwendig, oder es wäre nicht angebracht, daß ich mit ihm führe, da ich nicht Berufsdiplomat, sondern Privatmann bin, hätte er mir dies ruhig sagen können. Ich hätte es natürlich ohne irgendwelche Umstände zur Kenntnis genommen, obwohl ich immer der Ansicht bin, daß es bei diplomatischen Besuchen und Zusammenkünften auch wichtig ist, wer außer den Hauptpersonen, sozusagen im Vorzimmer, dabei ist.

So begannen die Verhandlungen zwischen Jugoslawien und Deutschland, die schließlich, nach langen Verschleppungen seitens Jugoslawiens, zur Unterzeichnung des Beitritts zum Dreierpakte geführt haben.

FÜNFTES KAPITEL

Die jugoslawischen Staatsmänner beim Führer

Dezember und Januar vergingen. Nach der Rückkehr Cincar-Markovićs aus Fuschl verfaßte die jugoslawische Regierung eine Antwortnote zu den Vorschlägen, die er mitgebracht hatte. Ich sprach in diesen Zeiten oft mit Cvetković und Antić, dem Hofminister, und hatte auch einige Male Gelegenheit, mit von Heeren über die Frage zu sprechen.

Schließlich war es ja eigentlich nicht meine Sache mehr. Meine Mission war mit dem Besuch eines verantwortlichen jugoslawischen Staatsmannes in Deutschland erledigt. Nun sollten die amtliche Diplomatie und die Regierung einsetzen, aber ich hatte den Eindruck, daß etwas nicht stimmte.

Cvetković sagte mir einmal, daß der Bericht, den Cincar-Marković nach der Rückkehr aus Fuschl der Regierung und dem Regenten vorgelegt hatte, anscheinend nicht übereinstimmte mit der Auffassung Berlins über den Inhalt der Besprechungen, die Cincar-Marković mit von Ribbentrop in Fuschl und anschließend beim Empfang auf dem Berghof mit dem Führer geführt hatte.

»Entweder hat Cincar-Marković nicht genau den Sinn des ihm Gesagten erfaßt, oder er hat hier eben nicht alles berichtet«, meinte Cvetković. »Das, was Cincar-Marković als deutsche Stellungnahme berichtete, haben wir zu 90% glatt akzeptiert und haben gleichzeitig erklärt, daß wir geneigt sind, über die restlichen 10% in wohlwollendem Sinne zu verhandeln. Und nun ist eine deutsche Antwortnote gekommen, aus der ersichtlich ist, daß wir anscheinend irgendwie aneinander vorbeireden. Ich müßte einmal die Gelegenheit haben, festzustellen, wo der Kern dieses Mißverständnisses liegt. Denn schließlich müssen wir ja das möglichst schnell bereinigen. Wir haben auf die deutsche Note zum zweiten Male nach Berlin geschrieben und erwarten nun die Antwort. Vielleicht klärt sich dann die ganze Angelegenheit.«

In der Zwischenzeit gingen die Wogen der englischen Propaganda ganz hoch. Auf alle mögliche Weise, über Flugzettel und Zeitschriften, durch gelehrte Vorträge und auf dem Wege der Flüsterpropaganda ging sie durchs ganze Land. Die Angriffe persönlicher Art auf alle jene, die eine Politik des Verstandes und der Verantwortung vor dem Volke und seiner Zukunft befürworteten, wurden immer schärfer, immer wütender. In der Hauptsache wurde

nichts dagegen unternommen oder nur sehr wenig, außer gewissen platonischen Maßnahmen.

Die Freimaurerschaft in der Regierung und außerhalb arbeitete mit Volldampf. Überall wußten die Brüder ihre Leute hinzusetzen. Die Rundfunkgesellschaft wurde verstaatlicht, schnell hatte Konstantinović einen Verwaltungsausschuß für sie zur Hand, der fast ausschließlich aus Freimaurern bestand. Ein oberster Wirtschaftsausschuß wurde beim Ministerratspräsidium gebildet. Dessen Geschäftsführer wurde natürlich ein Freimaurer.

Überall wo sie nur konnten, waren die Freimaurer in der Offensive. Großbritannien hatte Lunte gerochen, merkte, daß etwas vorging, wußte vielleicht sogar, was vorging, und es legte sich ins Zeug mit allen Mitteln. Immer schwerer wurde der Kampf, immer wütender die Angriffe. Und auch die Sowjetgesandtschaft wurde immer aktiver in ihrem Streben, Presse, Straße, Generalität und Politik zu beeinflussen in einem panslawistisch-antideutschen Sinne.

Und zu all dem kam dann noch die Angst, daß sich die Verhandlungen mit Deutschland festgerannt hatten, daß tatsächlich die angebahnte Aktion wieder im Sande versickert war. Ich sprach im Auftrage Cvetkovićs mit von Heeren und erfuhr von diesem, daß man auf deutscher Seite erstaunt über das Verhalten Jugoslawiens war, daß sich trotz der Besprechungen in Fuschl nicht geändert hatte, wenigstens nicht in den vielen Kundgebungen des täglichen politischen Lebens.

»Wir haben einen Fehler gemacht«, meinte Cvetković einmal Mitte Januar. »Es wäre besser gewesen, wenn ich persönlich in Berlin oder irgendwo mit den deutschen Staatsmännern zusammengekommen wäre.«

»Ich glaube, daß von deutscher Seite ja auch die Geneigtheit besteht, die festgerannte Lage aus dem toten Punkt zu bringen«, antwortete ich.

»Ich möchte ja gern mit dem deutschen Außenminister zusammenkommen, nur kann ich mich natürlich nicht selbst einladen. Wenn ich eine Einladung bekäme, führe ich sofort nach Deutschland.«

Es war mir unmöglich, in dieser Zeit von Belgrad abzukommen. So schrieb ich ein kurzes Schreiben nach Berlin, in dem ich den

Sachverhalt mitteilte. Und einige Tage später kam die Antwort telephonisch.

»Glauben Sie, daß der Herr, von dem Sie mir schrieben, eine Einladung annehmen würde?« fragte Schmidt.

»Natürlich, er wartet auf eine Einladung und kommt sofort.«

»Gut. Kommen Sie zuerst mal herauf, damit wir die Sache hier besprechen.«

Ich ging zu Cvetković.

»Das ist eine sehr erfreuliche Nachricht, die Sie mir da bringen. Fahren Sie hinauf oder fliegen Sie gleich. Telephonieren Sie mir sofort alles; wenn das Datum des Besuches festliegt, benachrichtigen Sie mich, und warten Sie auf mich in Deutschland.«

So flog ich am nächsten Tage nach Berlin. Es handelte sich jetzt darum, Klarheit in die Lage zu bringen, das bestehende Mißverständnis aus der Welt zu schaffen. Die jugoslawische Antwortnote hatte genau dem Bericht Cincar-Markovićs entsprochen. In Berlin erfuhr ich aber, daß die Hauptfrage beim Besuch des Jugoslawen in Deutschland die Stellungnahme Jugoslawiens zum Dreierpakt gewesen war. Das wurde auch ganz klar ausgedrückt. Die jugoslawische Antwortnote ging aber um diesen Kernpunkt herum, als ob sie es absichtlich vermeiden wollte, dazu Stellung zu nehmen.

Das war unverständlich. Man konnte in diesen Zeiten wirklich nicht mit kleinen Mätzchen Kabinettspolitik machen, sondern mußte die großen Probleme frei und offen erörtern und dazu klar Stellung nehmen. Wenn nicht positiv, dann negativ. Oder man mußte einen begründeten Gegenvorschlag machen. Es stand für mich außer Zweifel, daß Deutschland von Jugoslawien in erster Linie Loyalität und eindeutiges Verhalten forderte, Klarheit und Aufrichtigkeit. Wie sich dies formell ausdrücken würde, ob im Beitritt Jugoslawiens zum Dreierpakt oder durch eine andere entsprechende Lösung — das war Sache der Diplomatie, Sache Cincar-Markovićs.

»Vielleicht würde ein sofortiger Beitritt Jugoslawiens zum Dreierpakt zu unpopulär sein im Lande«, sagte ich meinem Freunde. »Aber wenn die breiten Massen den Nutzen sehen würden, der für das Land dadurch entspringt, werden sie sich positiv zum Pakt stellen. Diesen Nutzen müßte man mit dem Pakt zeitlich zusammenlegen.«

Ich verbiß mir die Bemerkung, daß der Regent und seine Mitarbeiter nun schon seit zwei Monaten genauestens im Bilde waren und daß sie sich doch schließlich zu einem Entschluß aufraffen müßten. Wenn für den Pakt, dann war es unerläßlich, die Gegenpropaganda aus britischen, amerikanischen und sowjetischen Quellen energisch abzudämmen und gleichzeitig mit einer intensivsten Propaganda für den Pakt zu beginnen. Wenn sie den Pakt nicht wollten, dann mußten sie es eben Berlin wissen lassen, und zwar in der Form eines entsprechenden Gegenvorschlages, der die notwendige Sicherheit für die aufrichtige Haltung Jugoslawiens mit sich bringen und ausdrücken würde.

Ich wollte loyal bleiben gegen mein Land und dessen Regierung und sagte nichts davon.

Wieder saß ich von Ribbentrop gegenüber. Wieder stand ich unter dem Eindruck seiner starken Persönlichkeit.

Er betonte, daß beim Besuch des jugoslawischen Außenministers diesem klar gesagt worden sei, wie Deutschland die Fragen des Südostens und Jugoslawiens beurteile. Leider sei in der Zeit von November bis jetzt von jugoslawischer Seite nichts geschehen, um die Stellungen zu klären und um die schwebenden Fragen ins reine zu bringen. Jugoslawien müsse sich nun doch entschließen, ob und wie es bei der Neuordnung Europas mitmachen und mitarbeiten wolle.

»Es wäre gut, wenn Sie Gelegenheit hätten, auch mit Cvetković zu sprechen«, antwortete ich, »denn schließlich ist er der Mann, der die Innenpolitik unmittelbar leitet und die Verantwortung für die ganze Politik trägt. Auch könnte er mit mehr politischer Autorität sprechen als Cincar-Marković, der mehr Diplomat als Politiker ist.«

Von Ribbentrop pflichtete bei. Der Minister erzählte mir, er habe mit dem Duce und dem Grafen Ciano über das Thema Jugoslawien gesprochen und eingehend alle Fragen mit ihnen behandelt, die Belgrad interessieren. Das Ergebnis dieser Besprechungen sei ein so günstiges, wie Belgrad sich dies nur wünschen könne. Zwischen Deutschland und Italien bestünde wie immer volles Einvernehmen in diesen Fragen.

Mit dem Ergebnis dieses Gespräches konnte ich mehr als zufrieden sein. Von Ribbentrop wollte nochmals die schwebenden

Fragen mit den jugoslawischen Staatsmännern durchsprechen. Er war gewillt, den ganzen Komplex zu erörtern.

»Ich bin an diesem Wochenende wieder in Fuschl. Fragen Sie die beiden Herren, ob sie schon am Wochenende, also in drei Tagen, auch in Fuschl sein könnten, und geben Sie mir dann Nachricht. Wenn nicht, dann sollen die Herren den Termin bekanntgeben, an dem sie frühestens frei sind, damit wir sie dann offiziell einladen können über die deutsche Gesandtschaft in Belgrad.«

Am selben Abend telephonierte ich nach Belgrad, und am nächsten Morgen wurde ich angerufen. Es sei nicht möglich, so schnell zu fahren, und ich solle doch nach Belgrad zur Berichterstattung kommen.

Ich verstand nicht, was da wieder vorging. Zuerst die große Eile und jetzt wieder ein Aufschub. Ich flog nach Belgrad.

Hoch über Berge und Täler dröhnte die Maschine. Es war ein klarer Wintertag. Ich dachte noch einmal den ganzen Hergang seit November vergangenen Jahres durch.

Beim ersten Besuch in Berlin, vor zwei Monaten, war die Lage doch so, daß man Etappen bauen konnte, wenn man schnell zugriff. Die deutsche Politik ist offen und macht keine Winkelzüge. Cincar-Marković hätte damals doch schon mit konkreten Vorschlägen seinerseits kommen können, statt nur Vorschläge entgegenzunehmen, und wir hätten schon im November oder spätestens im Dezember einen Pakt mit Deutschland haben können, der Deutschland Sicherheit bot, daß es von Jugoslawien keine Überraschung zu erwarten brauche, und der Jugoslawien alle jene Vorteile sichern würde, die ein intimes Verhältnis zum großen Nachbarn Deutschland mit sich bringt. Damals war durch die jugoslawische Initiativlosigkeit die Sache verzögert, hinausgeschoben worden.

In der Zwischenzeit hatte sich vieles verändert. Engländer waren in Griechenland gelandet. Sofia stand vor dem Beitritt zum Dreierpakt. Man sprach von einem Einmarsch deutscher Truppen in Bulgarien. Die Dinge lagen nicht mehr so, wie sie im November gelegen hatten. Um Jugoslawien hatte sich die Lage zugespitzt, und in Jugoslawien hatte die antideutsche Propaganda mit allen unerschöpflichen Mitteln gearbeitet, zwei volle Monate lang.

Wenn ein Beitritt zum Dreierpakt im November für Jugoslawien unvorbereitet nicht leicht möglich war, so hätte man doch von jugo-

slawischer Seite offen die Lage in Berlin darlegen können, wie ich es getan hatte, und man hätte eine Zwischenlösung finden können. Wo wäre Jugoslawien jetzt, wenn man nicht so viel Zeit hätte verstreichen lassen?

Nun war dies verpaßt. Jetzt war keine Zeit mehr für Etappen. Die Ereignisse überstürzten sich. Und die ungeheuer langsame und schleppende Führung der ganzen Frage seitens Jugoslawiens hatte wieder einmal viel Zeit und viele Chancen verloren. Es war einerseits die ständige Lauheit, andererseits aber auch offensichtlich der Wunsch, sich möglichst spät festzulegen, und schließlich aber gewöhnliche Sabotage aus der Regierung und den Regierungskreisen selbst.

Was hatte übrigens von Ribbentrop beim Abschied gesagt?

»Machen Sie es doch Ihren Landsleuten klar, daß Jugoslawien jetzt eine große Chance hat, die es nicht verpassen dürfte. Solche Chancen sind einmalig.«

Das stimmte. Hatte schon im November gestimmt. Und nun wieder diese Verzögerung um eine Woche. Weshalb eigentlich? Es war zum Haarausreißen.

Ich berichtete schriftlich und mündlich an Cvetković, Cincar-Marković und den Hofminister. Und hatte nun Gelegenheit zu sehen, wie unverständlich sich wieder Cincar-Marković benahm. Zuerst erklärte er Cvetković, er müsse amtlich über die Gesandtschaft die Anfrage über den genehmen Termin erhalten, und erst dann, nachdem dieser Termin wieder über die Gesandtschaft nach Berlin gegeben war, die hochoffizielle Einladung erwarten. Das ginge nicht so einfach und unamtlich. Dann, als er über die Gesandtschaft erfuhr, daß mir das Datum bekanntgegeben werden sollte, bequemte er sich schließlich dazu, diesen unamtlichen Weg zu gehen. Aber er setzte sich auch gegen Cvetković auf das energischste zur Wehr, als wieder die Frage auftauchte, ob ich mitfahren sollte oder nicht. Ich war wieder eingeladen. Cincar-Marković verhinderte es wieder, obwohl ich am Abend vor der Abreise noch einen Telephonanruf erhielt, der mich noch einmal einlud.

So kam es denn, daß mir Cvetković erklären konnte:

»Cincar-Marković sagte mir kategorisch, wenn Sie mit mir führen, bliebe er in Belgrad.«

Natürlich lag es mir fern, irgendwie Spannungen zu schaffen, die

der Sache schaden konnten. Darum fuhr ich nicht. Und bedauere es heute.

Dieser Tage, als sich die Herren für die Fahrt nach Berchtesgaden vorbereiteten, erhielt ich den Besuch einer deutschen halbamtlichen Persönlichkeit. Wir sprachen über die Reise nach Berchtesgaden und die Themen, die dabei zur Erörterung kommen würden.

Der Besucher aus Deutschland — und ich sah, daß dies der Zweck seines Besuches war — sagte mir:

»Ich weiß nicht, ob Jugoslawien jetzt dem Dreierpakt beitreten wird. Ich fürchte, daß die Gegenpropaganda, der man so bereitwillig freien Lauf gelassen hat, Stimmung dagegen im Land gemacht, während die Regierung gar nichts dagegen unternommen hat. Andererseits bin ich überzeugt, daß man auf deutscher Seite die Frage des Beitrittes den beiden Jugoslawen vorlegen wird. Es wäre vielleicht angezeigt, wenn die beiden bei dieser Gelegenheit ihre Bedenken — falls sie welche haben sollten — frei ausdrücken und dann sofort einen Gegenvorschlag machen: den Abschluß eines Paktes, der nicht ganz reiner Beitritt zum Dreimächteabkommen ist, in dessen Text man aber die Klausel einsetzen könnte, daß er sich organisch in das System dieses Abkommens eingliedert. Praktisch hätte dies denselben Wert der Festlegung. Andererseits könnte es aber vielleicht auch als Präzedenzfall dienen für die Regelung der Frage des Verhältnisses zur Achse für andere europäische Staaten. Für die Schweiz zum Beispiel, für Schweden, für Finnland, vielleicht die Türkei, auch Spanien usw. So würden sich dann um die Achse zwei Reihen von Staaten ordnen: eine, die unmittelbar durch den Dreierpakt mit der Achse verbunden ist; die andere, die zum Dreierpakt mit einer etwas freieren, aber ebenso eindeutig festgelegten Beziehung steht. Ich glaube, daß Berlin dies akzeptieren würde.«

Der Standpunkt meines Besuchers war sehr interessant. Und seine Eigenschaft war so, daß ich diesem Gegenvorschlag und der Annahme, daß Berlin ihn annehmen würde, größte Aufmerksamkeit schenkte und Bedeutung beimessen mußte.

Ich verständigte daher sofort Cvetković über den Inhalt dieses Gespräches und riet ihm, wenn er einen Beitritt Jugoslawiens zum Dreierpakte im Augenblick als nicht ratsam betrachte, aus Gründen, die ich nicht absehen konnte, diesen Gegenvorschlag zu machen.

Auch Cvetković war äußerst interessiert über diese Möglichkeit und wollte sie gleich zum Thema der Besprechungen in Belgrad, die die Abreise vorbereiteten, machen. So fuhren nun die beiden Herren nach Berchtesgaden. Ihre ganze Begleitung bestand aus einem jungen Sekretär des Außenministeriums und einem Polizeikommissar.

Sie waren beide in Deutschland sehr freundlich empfangen worden. An Besprechungen mit von Ribbentrop schloß sich ein mehrstündiger Empfang beim Führer an. In einer längeren Darstellung der politischen Gesichtspunkte Deutschlands hatte der Führer genau wiederholt und bestätigt, daß Deutschland keinerlei Aspirationen gegen Jugoslawien habe. Infolgedessen bestünde kein Grund für Jugoslawien, von Deutschland irgend etwas zu befürchten. Im Gegenteil lege Berlin größten Wert auf eine friedliche Entwicklung der weiteren Beziehungen sowohl in wirtschaftlicher als auch in politischer Hinsicht. Es sei vor allem das Bestreben Deutschlands, eine Kriegsausbreitung im Südosten zu verhindern. Deshalb — und ebenso auch wegen der Durchführung der Neuordnung Europas, die von bleibender Dauer sein würde — läge es dem Reich nunmehr am Herzen, eine stabile Lage im europäischen Südosten zu schaffen. Die wichtige Rolle, die Jugoslawien im Südosten spiele, befähige das Land zur Durchführung großer Aufgaben und gäbe ihm die Möglichkeit eines Aufstieges für die Zukunft.

Stumm und gespannt verfolgten Cvetković und Cincar-Marković die Darlegungen des Führers. Der Führer sprach weiter.

Er betonte, daß Deutschlands Absichten gegenüber Jugoslawien die freundschaftlichsten seien. Er betonte, daß bis zum Kriegsende deutsche Truppen weder die Straßen noch die Bahnen Jugoslawiens zur Benützung fordern würden. Allerdings sei die Lage Jugoslawiens so, daß in der weiteren Entwicklung des Krieges und besonders bei der endgültigen Organisation Europas nach Kriegsende Wünsche anderer Nachbarn Jugoslawiens auf dessen Territorium geltend gemacht werden könnten. Es läge daher im Interesse Jugoslawiens, sich der großen europäischen Ordnungsformation anzuschließen und dem Dreierpakt beizutreten. In diesem Falle hätte es natürlich vollkommene Sicherheit für seine Grenzen, seine Souveränität und seine zukünftige Entwicklung.

In seiner Erwiderung betonte Cvetković seinerseits, daß Jugoslawien die Freundschaft Deutschlands kenne und schätze und daß es sich wie bisher auch in Zukunft dem Ausbau dieser Freundschaft als wichtigster außenpolitischer Aufgabe widmen wolle. Es sei für Jugoslawien klar, daß der deutsche Ordnungsfaktor der maßgebende in Europa ist und bleiben wird. Daher und aus seinen natürlichen Interessen heraus sei sich Jugoslawien seiner Verbundenheit mit Deutschland voll bewußt. Es könne sich nie für England entscheiden; für Deutschland seien Überraschungen in dieser Beziehung ausgeschlossen.

Die Unterhaltung dauerte lange und berührte alle Probleme der deutsch-jugoslawischen Beziehungen und auch die Zukunft Europas, geformt von der großen Neuordnung, die Deutschland und die Achse eingeleitet haben. In der Hauptsache hatten aber die beiden Jugoslawen die Ausführungen des Führers zur Kenntnis genommen, ohne sich endgültig und verbindlich über die Frage des Beitritts zum Dreierpakte geäußert und ohne einen konkreten Vorschlag ihrerseits gemacht zu haben. Die Besprechungen waren äußerst freundschaftlich, brachten aber kein endgültiges Ergebnis.

Zum Abschluß machte der Führer dann noch den beiden Jugoslawen die Andeutung, er würde diesen ganzen Komplex nun auch recht bald mit dem Regenten Paul besprechen, und gab so Cvetković und Cincar-Marković zu verstehen, eine baldige Zusammenkunft zwischen ihm und dem Regenten in die Wege zu leiten.

Als Cvetković mit Ribbentrop die Straße vom Berghof hinunterfuhr, wiederholte der Reichsaußenminister nochmals, daß die Frage des Beitritts Jugoslawiens zum Dreierpakt Anregung sei, aber keineswegs eine Forderung Deutschlands. Über die Zukunft Jugoslawiens habe nur Jugoslawien selbst zu entscheiden ohne jeglichen Druck von anderer Seite.

Die Stimmung in den Regierungskreisen war nach der Rückkehr der beiden Staatsmänner von Deutschland äußerst gehoben. Cvetković sagte mir, er sehe nun die Zukunft des Landes vollkommen gesichert vor sich. Es würden jetzt alle Vorbereitungen getroffen werden, damit die unmittelbaren Verhandlungen für den Beitritt Jugoslawiens zum Dreierpakt möglichst schnell beginnen könnten.

Während nun in Belgrad die Beratungen einsetzten, erwartete ich täglich die Nachricht, daß sich der Regent im Sinne des auf dem Berghof ausgesprochenen Wunsches nach Deutschland begeben habe. Leider geschah außer langatmigen Beratungen in Belgrad gar nichts.

Ich erfuhr nachträglich, Cvetković habe bei seinem ersten Gespräch mit von Ribbentrop diesem den Plan eines Balkanblockes nahegelegt, in den Bulgarien und die Türkei neben Jugoslawien eintreten würden. Dieser Block würde sich bemühen, Griechenland zur Waffenniederlegung zu bewegen, und es dann auch in seine Verbindung aufnehmen, so daß zwischen dem Nahen Osten und den englischen Angriffsmöglichkeiten auf den europäischen Kontinent einerseits und Deutschland anderseits ein neutrales Polster aufgebaut wäre, das den Schutz Deutschlands vor allen Eventualitäten aus dem Osten darstellen würde. Ich war sehr erstaunt, als ich dies hörte, denn dieser Gedanke war Belgrad von englischer Seite nahegelegt worden, als man in der britischen Gesandtschaft festgestellt hatte, daß sich Jugoslawien in Verhandlungen mit Deutschland befand. Auch der Hofminister Antić hatte sich für ihn ausgesprochen, doch dachte ich, ich hätte es ihm ausgeredet. Statt also den Gegenvorschlag so zu formen — wenn schon ein Gegenvorschlag überhaupt als notwendig erachtet wurde —, wie er den natürlichen Interessen des Landes in der gegebenen Sachlage entsprochen hätte und wie er auch von jener deutschen Persönlichkeit gedacht war, die mich damals kurz vor der Abreise der beiden jugoslawischen Staatsmänner nach Berchtesgaden aufgesucht hatte, war nun dieser unmögliche Gedankengang vorgelegt worden. Es war klar, daß von Ribbentrop nicht auf ihn eingegangen war und daß dieser aus britischen Quellen angeregte Plan gleich beim Beginn der Besprechungen vollkommen fallen gelassen worden war.

In der Zwischenzeit setzte nun erneut mit ungeheuerem Druck eine Verstärkung der britischen Propaganda ein. Vor allem die USA.-Gesandtschaft zog alle Register des Druckes. Englische und amerikanische Sender gaben täglich unzählige Emissionen in serbischer Sprache, in denen sie die fürchterlichsten Schauergeschichten über die Pläne Deutschlands gegen Jugoslawien verbreiteten. Deutschland habe ein Ultimatum gestellt. Eine Unzahl deutscher

Divisionen stünde an den jugoslawischen Grenzen, bereit zum Einmarsch. Die bedingungslose und sofortige Entwaffnung des Landes sei gefordert worden. Jugoslawien müsse alle seine Waffen an Deutschland abliefern und deutsche Garnisonen in allen größeren Orten aufnehmen. Cvetković und Cincar-Marković hätten beim Besuch in Berchtesgaden große jugoslawische Gebietsteile auf das Verlangen Deutschlands den Nachbarn abgetreten. So und ähnlich, immer toller ging die Hetze durch den Äther.

Flugzettel, Broschüren, Flüsterpropaganda — alles setzte wieder in ungeahntem verstärktem Ausmaße ein. Es war ein fürchterliches Kesseltreiben auf das kleine Volk losgelassen worden. England und die Vereinigten Staaten gingen Hand in Hand. Roosevelt selbst ließ durch seinen Gesandten die Autorität des Präsidenten der USA. auffahren mit Warnungen und Ratschlägen. Riesenmittel flossen aus den Gesandtschaftskassen dieser beiden Länder. Ein Heer von bezahlten Agenten ging durchs Land, in alle Städte, in alle Dörfer.

Der Prinz und Cvetković wollen das Land verkaufen, wollen das Volk verraten — so wurde in allen möglichen Tonarten auf das Volk eingehämmert. Die vielen Organisationen, in denen Freimaurer auf bestimmenden und leitenden Posten saßen, kamen mit einer Überschwemmung von Warntelegrammen an die Regierung und den Prinzen. Juden und Freimaurer, englische und amerikanische Agenten legten sich ins Werk, mit Geld und Lüge.

Die Regierung bot diesem Treiben nicht Einhalt. Man hörte immer von den Verantwortlichen:

»Wenn wir einmal unterschrieben haben, ist die ganze Propaganda gegenstandslos geworden. Wir brauchen nicht besondere Maßnahmen zu ergreifen. Das Volk wird ja dann sehen, wie lügnerisch und falsch diese ganze Propaganda gewesen ist. Und nie mehr wird es dann jenen Glauben schenken, die es jetzt in diesen Tagen so sehr belügen.«

Ich gab mir größte Mühe, dieser falschen Auffassung, die wahrscheinlich von den freimaurerischen Mitgliedern des Kabinettes besonders genährt wurde, entgegenzutreten. Es war vergebens. Als einziges Ergebnis häuften sich in meiner täglichen Post Drohbriefe mit den unflätigsten Beschimpfungen. Ich sei Spion, Verräter, man würde mich aufhängen, spießen, vierteilen. Und immer

wieder: ich sei bezahlt, habe Unmengen von Geld von Deutschland bekommen. Die Leute, die das schrieben, verstanden anscheinend nicht, daß man eine politische Überzeugung auch aus idealistischen und patriotischen Gefühlen, aus einem Verantwortungsbewußtsein gegenüber dem Volke und seiner Zukunft haben konnte. Wenn jemand eine Überzeugung verfolgt, so war er eben für diese Leute dafür bezahlt. Anders konnten sie sich das nicht denken.

Drei Wochen vergingen so, toll und nervös. Belgrad zerredete die Frage des Beitritts zum Pakt. Besprechungen und Konferenzen statt Taten. Und immer höher stieg die Welle der Propaganda und der Aufputschung. Besonders an die Armee, an die jüngeren Offiziere hatte sich die Propaganda herangemacht und an die orthodoxe Geistlichkeit. Man hörte, daß in Kirchen, beim Gottesdienst, Popen in vollem Ornat gegen den Pakt und die Verräter gewettert hätten.

Drei Wochen vergingen, der Prinz reiste nicht ab. Und eines Tages kam die Nachricht, deutsche Truppen seien in Bulgarien einmarschiert, Bulgarien sei dem Dreierpakt beigetreten.

Es wirkte wie ein jäher Donnerschlag. Hatten doch die Verantwortlichen im Außenministerium, vor allen der Staatssekretär Smiljanić, der einflußreichste Mann in der jugoslawischen Diplomatie, ständig behauptet, Bulgarien würde nicht dem Dreierpakt beitreten. Deutschland würde nicht in Bulgarien einmarschieren, weil die Sowjetunion und die Türkei dies als casus belli ansehen würden. Und nun war dieses Ereignis doch eingetreten. Wenn ich auf Grund der klaren Informationen, über die ich verfügte, dem Staatssekretär immer wieder betonte, es würde dazu kommen, antwortete er mit überlegenem Lächeln:

»Sie sind Panikmacher. Ich muß das doch besser wissen.«

Jetzt kam auf einmal Leben in den Stillstand. Nun überstürzten sich die Bemühungen. Nun fuhr schnell der Prinz nach Deutschland. Und über die deutsche Gesandtschaft in Belgrad begann die Aktion zur Festlegung der Modalitäten, unter denen Jugoslawien dem Pakt beitreten würde.

Es schien so, als ob die Belgrader Diplomatie von der Überzeugung erfüllt gewesen wäre, daß die Welt stillstehe und sich nirgendswo etwas ereigne, wenn man in Belgrad nichts tue.

Deutschland bewies wieder ein überaus großes Entgegenkommen für die jugoslawischen Wünsche. Man sah: es war dem Reich daran gelegen, Jugoslawien in seinem Lager zu wissen. Deutschland baute auf Jugoslawien.

Und schließlich wurde die Unterzeichnung des Beitritts Jugoslawiens zum Dreierpakt für den 25. März 1941 angesetzt. Nicht ohne viele »technische Schwierigkeiten«.

SECHSTES KAPITEL

Kirchliches Zwischenspiel

Im Arbeitszimmer des Regenten saßen sich in tiefen Lehnsesseln die beiden gegenüber: Prinz Paul, schmal, mit fein geschnittenen Zügen, kränklich-bleicher Gesichtsfarbe, einem kleinen nervösen Zucken um den Mund, die Beine übereinandergeschlagen und zurückgelehnt. Eine langfingrige weiße Hand trommelte auf der Lehne. Ihm gegenüber, dick und ungeschlacht, in breiten, schwarzen, fließenden Gewändern, mit hoher weißer Kopfbedeckung, an der vorn ein Kreuz aus blinkenden Edelsteinen angebracht war, der Patriarch Gavrilo von Serbien, das Oberhaupt der serbisch-orthodoxen Kirche. Sein aufgedunsenes gerötetes Gesicht mit dem grauen, langen Vollbart und der dunklen Brille war mehr das eines Genießers als das eines Kirchenfürsten. Weit bauschte sich sein Talar mit den breiten Ärmeln um seine volle Gestalt. Seine dicken, fleischigen Hände waren zusammengelegt über dem gewölbten Bauch. Und über ihnen auf der Brust ein großes Kreuz und ein Heiligenbild an zwei schweren Goldketten. Die Beine auseinandergestellt, breit hingegossen, saß der Patriarch. Einen größeren Gegensatz als die beiden konnte man sich nicht vorstellen.

Die etwas nasale, aber sonst klare, ruhige Stimme des Prinzen ließ sich vernehmen:

»Aber es geht doch nicht so weiter, daß Eure Heiligkeit nicht Mittel und Wege finden, Ihren Klerus zu bändigen. Sehen Sie« — eine leise Bewegung zeigte auf den Schreibtisch — »da habe ich wieder Berichte bekommen über die Reden, die Ihre Bischöfe und Geistlichen führen. Über Predigten, die Haß in die Seele des Volkes träufeln. Über ständige Wiederholungen von biblischen Sprüchen, aus denen man eine scharfe Tendenz gegen unsere Politik hervorholen will. Ich habe Ihnen schon wiederholt gesagt, ich schätze die Kirche sehr und betrachte sie als wesentlichen Bestandteil der Staatsordnung. Aber ich kann nicht zulassen, daß sie sich mit Politik befaßt, und zwar mit Politik, die ein Aufhetzen der Massen gegen die Staatsgewalt und ein Aufputschen gegen die politische Linie des Staates bedeutet.«

Der Patriarch erhob beschwörend seine Hand.

»Aber Königliche Hoheit, die Kirche muß doch dem Volke nahestehen. Sie teilt doch seine Sorgen und seine Befürchtungen. Und

die Kirche ist eine serbische Kirche. Sie hat heilige Pflichten zu achten, daß das Serbentum in seinen Rechten und in seinen Lebensgesetzen nicht beeinträchtigt wird.«

»Aber ich wiederhole Ihnen doch nun schon zum ich weiß nicht wievielten Male, daß niemand das Serbentum beeinträchtigt. Im Gegenteil, der Pakt gibt uns die Möglichkeit einer Festigung von Jugoslawien. Und ebenso auch, oder besser gesagt, eben deshalb ist dies auch eine Festigung von serbischen Interessen.«

»Das kann die Kirche nicht einsehen. Wir sehen nur die Gefahr einer Unterjochung im Dreierpakt. Alle unsere Traditionen sind in Gefahr, und unsere nationalen Gefühle sind beleidigt. Der Serbe will nicht Knecht sein. Unter der Anführung ihrer Popen haben die Serben gegen die Türken gekämpft und haben ihren Staat gegründet. Und heute, wo wir wieder in Gefahr stehen, ist es wieder die Kirche, die vorangehen will und vorangehen muß.«

Der Prinz beugte sich vor.

»Ich verstehe Sie nicht, Heiligkeit. Erstens können wir nichts anderes als den Pakt unterzeichnen, und zweitens ist der Pakt nicht einer Unterjochung gleichzustellen. Er legt uns zwar auf die deutsche Seite fest, aber bringt uns nur Vorteile, keinen Nachteil.«

Salbungsvoll war die Stimme des Patriarchen.

»Ihr gefallener Vetter hätte nicht so gesprochen, Königliche Hoheit. Der würde sich nie beugen.«

»Holen Sie nicht jetzt den armen Alexander hervor«, sagte der Prinz scharf. »Er war ein großer Patriot und hätte jetzt sicher dasselbe getan, zu dem ich mich entschlossen habe. Und außerdem hätte er es besser verstanden, Ihnen das Politisieren zu verbieten.«

»Ich selbst politisiere ja doch gar nicht«, wandte der Patriarch mit seiner polternden Stimme ein. »Ich vertrete nur die Interessen der Kirche und die Interessen des Volkes. Die anglikanischen Bischöfe, die im letzten Winter hier waren ...«

Der Prinz war aufgesprungen.

»Die anglikanischen Bischöfe in allen Ehren, aber England ist nicht Jugoslawien, und wir müssen unsere Politik nach unseren Interessen machen. Wie kamen Sie überhaupt dazu, nun plötzlich den Synod der Kirche einzuberufen? Was hat das wieder zu bedeuten? Die Kirche hat einmal schon Politik gemacht, in der Konkordatsfrage, und es ist völlig genug damit.«

Auch der Patriarch war aufgestanden. Seine dicke Hand hielt das Kreuz auf seiner Brust umfaßt.

»Ich mußte doch die Bischöfe einberufen, um ihre Stellungnahme einzuholen. Und was die Konkordatsfrage betrifft, hat die Kirche es damals doch durchgesetzt, daß das Konkordat nicht ins Leben trat, und hat erst Frieden geschlossen, als sie in dieser Frage gesiegt hatte.«

Der Prinz saß wieder im Lehnstuhl und betrachtete eingehend den Patriarchen. Wie war das damals gewesen mit dem Konkordat? Und wie kommt jetzt Gavrilo, der es nur dem Konkordat zu verdanken hat, daß er Patriarch geworden ist, dazu, darüber zu sprechen. Der hatte am wenigsten Grund, daran zu erinnern.

Es war das erstemal in der Geschichte Jugoslawiens gewesen, daß die orthodoxe Kirche politisch aufgetreten war und es zustande gebracht hatte, das ganze serbische Volk an ihre Seite zu ziehen. Ein Konkordat war mit der römischen Kurie abgeschlossen worden. Ein Konkordat, wie es auch viele andere Staaten haben. Aber die orthodoxe Kirche wollte darin eine Bedrohung des Serbentums und der Orthodoxie sehen. Einige Bestimmungen, die der römischen Kirche, der ungefähr die Hälfte der Einwohner Jugoslawiens angehörten, gewisse Vorrechte einräumten, brachten das orthodoxe Episkopat, an dessen Spitze damals der Patriarch Varnava stand, in Weißglut. Und es begann ein erbitterter Kampf, besonders als Patriarch Varnava plötzlich verschied. Man sprach von Vergiftung. Das Volk wallfahrtete zu seiner Bahre, aufgehetzt durch Flugzettel, durch Hetzreden, durch Propaganda von Mund zu Mund über das bedrohte Serbentum. Demonstrationen wurden organisiert in allen serbischen Landen. Es entstanden täglich neue Zwischenfälle, es kam zu Schießereien, zu Zusammenstößen zwischen der religiös erregten Menge und der Polizei. Und als einige Bischöfe mit Gewalt versuchen wollten, einen Umzug in Belgrad zu veranstalten, und dabei mit Knüppeln auseinandergetrieben wurden, brach es überall los. Stojadinović, der damalige Ministerpräsident, gestützt auf das Vertrauen des Prinzen, hatte eine Kraftprobe daraus gemacht. Mit allen Mitteln wurde der Aufruhr unterdrückt.

Hinter die Kirche hatten sich damals die Kommunisten gestellt auf Grund der Instruktionen aus Moskau, das die Politik Stojadino-

viés als Gefahr für sich ansah. In der entstandenen Unruhe war ein günstiges Betätigungsfeld für die Zersetzungspropaganda. Die serbischen demokratischen Parteien identifizierten sich mit der Politik der orthodoxen Kirche. Auch ausländische Propaganda bemächtigte sich der Sache, um die Regierung Stojadinović zu stürzen. Immer ärger wurde der Trubel, immer ernster waren die Zusammenstöße. In den Gebieten, wo Orthodoxe und Katholiken zusammen leben, in Bosnien und Slawonien, kam es zu förmlichen Kämpfen zwischen den Bauern. Die Regierung Stojadinović und sämtliche Abgeordnete, die für das Konkordat gestimmt hatten, wurden aus der orthodoxen Kirche ausgeschlossen, als Hochverräter, als Renegaten bezeichnet.

Und schließlich fand sich ein Mann, der Bischof Gavrilo, der bereit war, für den Preis der Nachfolge des verstorbenen Patriarchen Varnava die Kirche wieder zu beruhigen. Die Regierung setzte es durch, daß er zum Patriarchen gewählt wurde. Und er beruhigte dafür die aufgeregten Bischöfe, verbot den eifernden Popen die weitere Hetze. Es war eine rein geschäftliche Angelegenheit.

Gavrilo war gefürchtet von dem ihm unterstellten Klerus. Als Bischof von Montenegro zog er hoch zu Roß durch die Berge und verprügelte eigenhändig Popen, die er als nicht eifrig und ordentlich genug ansah. Er war ein ehrgeiziger Mann mit starkem Willen. Aber seine Popularität hatte er durch die Wahl zum Patriarchen, in Verbindung mit dem Konkordat, verloren. Die untergeordneten Geistlichen sahen in ihm einen Verräter an der Sache der Kirche, zwei Bischöfe wollten ihn überhaupt nicht als Oberhaupt anerkennen — es blieb eine unterdrückte, hie und da aufflackernde Gärung in der Kirche zurück. Und die Volksmassen, die die Popen durch den Konkordatskampf in die Hand bekommen hatten, wollten wenig von Gavrilo wissen.

Dies alles überlegte der Prinz und sah nun klar, was der Mann, der massig und dick ihm gegenübersaß und dessen Augenausdruck er durch die dunkle Brille nicht sehen konnte, im Sinne hatte. Der wollte nur jetzt endlich einmal eine Gelegenheit ergreifen und sich durch die Politik jene Popularität schaffen, die er sich als Kirchenfürst allein nicht schaffen konnte. Einerseits die anglikanischen Bischöfe mit ihrer Propaganda, ihren Versprechungen und ihren

eindringlichen Versuchen, das serbische Episkopat für sich zu gewinnen, für England zu gewinnen. Anderseits die Sucht, eine politische Rolle zu spielen, auf dem Umweg über die Straße und die Mächte, welche die Straße beeinflußten, zu jenem Ansehen zu kommen, nach dem er dürstete. Hier war die ganze Erklärung für das starrsinnige Festhalten Gavrilos an seinem Standpunkt, für den er keinerlei Argumente, keinerlei stichhaltige Unterbauung finden konnte. Es waren immer wieder dieselben Phrasen, die wiederholt wurden. Von Simović mit einem militärischen, den demokratischen Politikern mit einem politischen und Gavrilo mit einem geistlichen Unterton. Phrasen, die auf die Kritiklosigkeit der breiten Masse abgezielt waren, übernommen von den propagandistischen Ergüssen aus dem Westen und den Einflüsterungen aus dem Osten.

»Ich halte es für die Pflicht der Kirche, dem Staat keine Schwierigkeiten zu machen«, sagte der Prinz schließlich, »und ich ersuche Sie, die Sitzung des Synods aufzuschieben. Der Pakt wird unterzeichnet, das wissen Sie genau, und es ist nun alles, was jetzt dagegen gemacht wird, auch gegen den Staat gerichtet und gegen seinen Bestand.«

»Der Staat ist ein Werk von Menschenhänden. Das Volk ist ewig und darf nicht seine Geschichte mit einer Schande beschmutzen. Leider bin ich nicht imstande, die Sitzung aufzuschieben. Sie muß am 27. stattfinden.«

Die Unterhaltung ging weiter. Man ging ins große, getäfelte Speisezimmer. Und während des Essens, besonders aber später nach dem Essen, dem Gavrilo herzhaft zusprach, mit Verständnis die Weine genießend, wurde seine Stimmung weicher. Er schien sich den Argumenten des Prinzen nicht mehr zu verschließen, wurde einsichtsvoller und sagte schließlich, er müßte sich alles noch einmal überlegen, aber er glaube, daß er seine Bischöfe im Sinne des Prinzen beeinflussen könne.

Und so schied man nun im Frieden, und es schien, als ob der Konflikt beglichen wäre.

Aber schon einige Stunden später langte ein Schreiben des Patriarchen beim Prinzen an. Der Patriarch bedauerte, aber er müßte bei seinem Standpunkt beharren. Die Kirche betrachte die Politik des Dreierpaktes als nationale Gefahr und könne nicht einwilligen,

irgendwie durch stillschweigende Haltung oder gar durch aktive Teilnahme die Paktpolitik zu unterstützen.

Gavrilo hatte scheinbar nur deshalb in der Unterredung mit dem Prinzen nachgegeben, weil er einer weiteren Auseinandersetzung aus dem Wege gehen wollte. Aus seiner Wohnung aber, wo er sich nicht mehr dem kühlen Blick und der Argumentation des Prinzen gegenüber sah, hatte er schriftlich wieder seine Unnachgiebigkeit festgelegt.

SIEBENTES KAPITEL

Simović warnt

Es war ein schöner, warmer Märzsonntag gewesen. In der Luft spürte man schon den herannahenden kurzen Balkanfrühling. Diese Jahreszeit, die den Westeuropäern alljährlich zwei, drei Monate Gelegenheit gibt, von Blütenlenz, von springenden Knospen, von junger Liebe zu träumen und zu dichten, dauert auf dem Balkan nur einige Tage. Gestern war es noch eisig kalt gewesen, Schneeflöckchen waren, vermischt mit Regengesprüh, die winddurchwehten Straßen Belgrads entlang gewirbelt worden.

»... und heute dieses milde, linde Frühlingswetter«, dachte der Hofminister Antić.

Er hatte — entgegen seiner steten Gewohnheit, Fenster und Vorhänge an seinem mächtigen Packard fest geschlossen zu halten — eine Scheibe heruntergelassen und genoß in tiefen Zügen die würzige Abendluft. Der große, schwarze Wagen glitt die Fürst-Alexander-Allee entlang, Dedinje zu.

Das erste Grün der schlanken Pappeln erschauerte unter der letzten warmen Liebkosung der roten Sonne, die langsam im blauen Dunst der weiten Ebene jenseits der großen Ströme versank. Ein goldnes Erzittern hauchte einen Abschiedskuß auf die zarten, jungen Blätter.

Und dann ward es Nacht. Übergangslos, jäh. Ein leichtes Frösteln bewog Antić, sein Fenster wieder hinaufzuschrauben. Er lehnte sich tief in die Kissen.

»Noch zwei Tage, und dann ist es vorbei mit diesen nutzlosen, überflüssigen Herumredereien. Mit diesen Protesten irregeleiteter, mit ausländischen Propagandaparolen gesättigter Paradepatrioten. Mit diesen Tiraden über nationale Ehre, Treuepflichten und dergleichen.«

Wie war doch Miša Trifunović, der lange, dürre Mittelschullehrer, den man im Volke mit dem Spitznamen »Pferd« bedacht hatte, als Sprecher der Radikalen Partei bombastisch aufgetreten. Die finster-wichtige Miene, die er immer zur Schau trug, war noch wichtiger, noch finsterer gewesen, als er bei Antić eingetreten war. Das Manifest der Vereinigten Opposition hatte er verteidigt. Jenes Gequassel, in dem sich kindisch-naive Leitsätze aus dem Waffenarsenal einer längst vergangenen Zeit mit anmaßenden Redensarten mengten.

11. Der Beitritt Jugoslawiens zum Dreimächtepakt. Am 25. März 1941 wurde in einem feierlichen Staatsakt im Schloß Belvedere in Wien der Beitritt des Königreiches Jugoslawien zum Dreimächtepakt vollzogen. Reichsaußenminister von Ribbentrop und der jugoslawische Ministerpräsident Cvetković bei der Unterzeichnung des Paktes.





12. Empfang beim Führer nach der Paktunterzeichnung. Von rechts nach links: Gesandter Dr. Schmidt, der Verfasser Dr. Gregorić, Gesandter von Heeren, Gesandter von Mackensen, General Streccius, Generaloberst Löhr.

»Die haben es auch nötig, jetzt mit Manifesten herumzuwerfen, diese Vereinigten«, dachte Antić. »Jetzt, wo sich der Prinz so sehr festgelegt hat, daß es ein Zurück überhaupt nicht mehr geben kann. Popularitätshascherei, wie gewöhnlich. Wenn diese Leute nur wüßten, wie man Politik macht, wie und wo die Drähte gesponnen werden — ja, dann wären sie eben auch Politiker. So möchten sie es nur sein. Nach Pašić gab es in diesem Land überhaupt keinen Politiker mehr. Nur Dilettanten machen sich mit wenig Kenntnis und viel Selbstüberhebung breit. Und vielleicht wird jetzt endlich einmal der Tag kommen, wo Pašić seinen würdigen Nachfolger findet. Ebenso geschickt, ebenso wendig, ebenso von der Mystik des Mannes umgeben, der weiß, was er tut. Der zwei Gesichter hat: eines, mit dem er den Mitarbeitern und der Masse gegenübertritt, und ein anderes, mit dem er im Kabinett die feinen Fäden spinnt, deren engmaschigem Netz man nicht entrinnen kann.«

Der Wagen hatte die Höhe von Dedinje erreicht und bog ab, dem Weißen Schlosse zu, dem Schlosse, das der verstorbene König dem Thronfolger zugedacht hatte und in dem jetzt der Regent wohnte. Es war ein dringender Anruf des Prinzen gewesen, der Antić jetzt zum Weißen Schlosse brachte.

»Was mag nun wieder sein«, überlegte Antić, als er leicht grüßend am diensthabenden Adjutanten vorbei die breite Treppe emporstieg. »Wohl wieder Ärger mit dem Patriarchen oder mit den aufgeputschten dummen Jungen, den Reserveoffizieren, oder mit ...«

Die beiden rot behosten Gardisten öffneten mit weiß behandschuhten großen Bauernpratzen die Tür. Antić stand vor dem Prinzen, dessen geheimste Gedanken er kannte, dessen leiseste Gesten ihm untrüglich dessen Gefühlsregungen enthüllten.

Hinter seinem Schreibtisch saß der Prinz, hager und dünn, nervös mit dem Papiermesser spielend. Zwei Männer in Uniform saßen ihm gegenüber. Breit und massig, den kantigen Kopf mit dem kurzgeschorenen Haar und dem militärisch gestutzten Schnurrbart über das weiße Kreuz des Karadjordje-Ordens vorgeschoben, ein grimmiges Leuchten in den scharfen, kleinen Augen, Petar Kosić, der Generalstabschef. Stutzerhaft aufgerichtet, in seiner blauen, knappen Fliegerkleidung, das Haupt im Nacken gesteift,

das zurückfliehende Kinn noch mehr als gewöhnlich weit unter der vorspringenden Nase in die Halsfalten vergraben, Dušan Simović.

»Eine verdammt aufgeregte Unterhaltung muß dies gewesen sein«, schoß es Antić durch den Kopf, als er mit raschem Blick, nachdem er aus der tiefen Verbeugung vor dem aufgestandenen Prinzen aufgetaucht war, die erregten Gesichter der beiden Generale streifte. War schon wieder Simović die Ursache gewesen? Armer Prinz! Sich mit diesem Starrhalsigen herumärgern zu müssen, ist doch eine zu harte Nervenprobe.

Die Begrüßung war kurz. Simović und Antić waren sich schon lange nicht gut. Und auch diesmal konnte Antić schwer den körperlichen Widerwillen beherrschen, den er gegen diesen eingebildeten General empfand. Ebensowenig wie Simović sich Mühe gab, ein freundliches Gesicht vor dem Manne aufzustecken, den er als seinen persönlichen Feind ansah.

Scharf, wie es selbst Antić noch nie gehört hatte, klang die Stimme des Prinzen:

»Wiederholen Sie, Simović, nochmals, was Sie mir eben sagten.«

Kosić machte eine jähe Handbewegung, als ob er Simović zu sprechen verbieten wollte. Dieser aber neigte knapp den Kopf vor dem Prinzen und saß gleich darauf noch steifer, noch aufgereckter da.

»Ich sagte, daß die Armee auf das entschiedenste gegen den Pakt ist. Ich sagte, daß die Erregung im Offizierskorps so groß ist, daß sie nicht mehr abebben kann. Ich sagte, daß man nicht über die Entschlossenheit der jüngeren Offiziere, diese nationale Schande zu verhüten, hinweggehen kann Und ich erinnerte an den 29. Mai 1903 ...«

Antić war aufgesprungen. Sein fahles Gesicht hatte sich zu einer Grimasse des Schreckens und der Empörung zusammengezogen. Mit vorgestreckter Hand tat er einen Schritt auf den monoton und laut sprechenden General zu. Seine Stimme überschlug sich.

»Was nehmen Sie sich heraus? Wie wagen Sie in diesem Hause so zu sprechen? Wissen Sie überhaupt, wo Sie sich befinden?«

»Er ist verrückt, Hoheit, er ist total verrückt«, rief Kosić dazwischen. »Ich habe es Ihnen schon gesagt, Simović ist ein Narr.«

Mit zusammengedrückten Lippen, die Adern an der hohen Stirn

fingerdick aufgeschwollen, saß der Prinz. Das Spiel mit dem Papiermesser wurde noch zuckender.

»... jawohl, an den 29. Mai 1903, an welchem junge, vaterlandsliebende Offiziere der serbischen Armee einen König ermordet haben, welcher gegen den Willen seines Volkes und seiner Armee Politik führen wollte«, beendete Simović seinen Satz, trotzig und unbeirrt durch den Sturm, den er entfesselt hatte.

Antić stand starr. Er traute seinen Ohren nicht. Solche Drohungen, hier, im Schlosse, vor dem Prinzen — die Erinnerung an die grauenhafte Tat der Offiziersverschwörung als Analogon zur heutigen Lage, jener Verschwörung, die den letzten Obrenović und seine Frau, die schöne Draga Mašin, hingemetzelt hatte, die eine durch Jahre allmächtige Offiziersclique hervorbrachte, die das Land bis zum energischen Eingreifen König Alexanders Karadjordjević terrorisierte —, entsetzlich, unglaublich, unausdenkbar.

»Verrückt, ich sage es ja, verrückt!« wiederholte Kosić. »Du weißt nicht, was du sprichst!«

Ein kleines, spöttisches Lächeln umspielte die Lippen des steif dasitzenden Simović.

»Ich tue nur meine Pflicht gegenüber der Krone. Ich spreche die Meinung des Offizierskorps aus. Gehen Sie in die Garnisonen, befragen Sie die Regimentskommandanten über die Stimmung ihrer Offiziere. Überzeugen Sie sich selbst, nicht nur durch die sorgfältig frisierten Berichte des alten Pešić.«

Antić hatte sich erholt vom Schreck, der ihn fast gelähmt hatte.

»Was Pešić betrifft, ist der Kriegsminister zweifellos ein sehr fähiger Mann, der über die Stimmung in der Armee genau so gut oder noch besser Bescheid weiß als Sie. Und was Ihre Behauptungen angeht, sind diese ungeheuerlich. Wie können Sie überhaupt die heutige Lage mit 1903 vergleichen? Wir stehen vor dem Abschluß eines Paktes, der dem Land seine Integrität, seine Souveränität, seine Grenzen, seine Unabhängigkeit sichert. Eines Paktes, der die einzige, die beste Garantie unserer Zukunft ist, der uns Saloniki gibt ...«

»Aha, Saloniki, da haben wir's! Hier ist ja der ganze teuflische Plan Deutschlands. Man will uns einlullen, in Sicherheit wiegen. Man will uns zum Niederlegen der Waffen zwingen, um dann die Umzingelung Jugoslawiens zu beenden. Das mit Saloniki ist eben

die größte Ironie. Die Deutschen wollen Saloniki, wollen uns abschneiden, wollen uns von den Engländern trennen, die schon in Saloniki zwei Divisionen stehen haben und morgen dort zwanzig ausschiffen werden. Und wenn Saloniki in deutscher Hand ist, dann gibt es keine Front mehr auf dem Balkan.«

»Blöd, irrsinnig, hirnverbrannt!« Kosićs Kommandostimme gellte scharf dazwischen.

»Aber wozu die Front auf dem Balkan? Wir haben das schon so oft durchgesprochen. Und wir stehen heute fest in unserer Überzeugung, daß die Errichtung einer solchen Front Wahnsinn wäre. Wir können sie überhaupt nicht aufstellen. Wir wollen doch nicht den Krieg. Wir müssen doch den Krieg unbedingt von unserem Volke fernhalten.«

Erregt sprach Antić. Er sagte »wir« und meinte sich und den Prinzen, der inzwischen aufgesprungen und mit schnellen Schritten aus dem Zimmer gegangen war. Er dachte an den greisen Kriegsminister Pešić, der in Demission war, da er es sehr verübelt hatte, daß der Prinz Simović überhaupt anhörte, wenn dieser von der Stimmung in der Armee sprach. Pešić hatte doch erklärt, er würde Simović, dem er zur Rehabilitierung durch den Posten eines Kommandanten der Luftwaffe verholfen hatte, tüchtig den Kopf waschen. Hatte dies nicht geholfen? Oder hat Pešić Simović doch nicht richtig die Meinung gesagt?

Da sprach schon Simović, nun zurückgelehnt im Lehnstuhl, die langen Beine lässig übereinandergeschlagen, weiter.

»Die Front auf dem Balkan ist das einzige, was wir unseren Bundesgenossen aus dem Weltkrieg, denen wir zu ewigem Dank verpflichtet sind, darbieten können. Und nur durch diese Front kann der Staat errettet werden vor der deutschen Hunnenflut. Wir müssen die Front auf dem Balkan halten, und wir können sie halten gegen jede Übermacht. Wir haben heute eine Million unter Waffen. Wir können noch eine halbe Million mobilisieren. England gibt uns Flugzeuge, Geschütze, Panzer. Die britischen Divisionen kämpfen mit unseren tapferen Soldaten Schulter an Schulter. Die Türkei wird dann auch sofort in den Krieg eintreten, die Sowjetunion und wer weiß, wer noch. In Bulgarien wird sofort eingebrochen, wir vereinigen uns mit den Türken, wir werfen die Italiener ins Meer in Albanien.«

Simović holte Atem. Er hatte sich in eine Erregung hineingeredet, die krankhaft war. Antić benützte diese Pause.

»Aber Saloniki geht uns doch gar nichts an. Sollen es die Deutschen ruhig nehmen. Und die britische Hilfe haben wir in Norwegen, in Belgien, Holland, Frankreich gesehen. Und die Türkei wird sich hüten, aus ihrer Reserve herauszugehen. Wir können doch gegen diese riesige deutsche Übermacht nichts ausrichten. Und haben dagegen, auf der anderen Seite, alle weitestgehenden Garantien für unseren Staat, wenn wir dem Pakt beitreten.«

»Aber klar«, ließ sich Kosić vernehmen. »Ich habe, seit ich Generalstabschef geworden bin, immer darauf hingewiesen, daß wir keinen Krieg führen können. Unsere Offiziere, unsere Mannschaften sind nicht auf die moderne Kriegführung der Großmächte eingestellt. Unsere Bewaffnung ist mangelhaft. Und überdies ist es überhaupt ganz wahnsinnig, an Krieg zu denken, jetzt, wo wir den Frieden gewonnen haben. Denn das ist ja auch das Ziel jeglicher Politik. Und so denkt auch der ganze Generalstab, nicht nur ich.«

Wieder das spöttische Lächeln um Simovićs zusammengekniffenen Mund.

»Aber nicht die jüngeren Offiziere.«

»Dann ist es eben Ihre Pflicht«, warf Antić ein, »sie in der Luftwaffe, wo Sie verantwortlich sind, zum Verstand zu bringen.«

»Das kann ich nicht. Die jungen Männer sind empört über die Feigheit der jetzigen Politik. Sie sind entrüstet über die Charakterlosigkeit, mit der wir unsere alten Bundesgenossen verraten. Und wenn wir jetzt noch den Pakt unterzeichnen, haben wir Ehre und Stolz in den Staub geworfen. Unsere Tradition ist im Spiel und die Ehre unseres Volkes.«

»Was redest du wieder für einen Unsinn zusammen«, ereiferte sich Kosić, zorngerötet. »Ist das Ehre, wenn wir für englische Interessen ein wehrloses Volk in den Krieg stürzen, wenn man uns die Friedenshand bietet?«

»Lächerlich, Friedenshand«, erwiderte ebenso erregt Simović. »Die Deutschen wollen uns jetzt mit Versprechungen in Ruhe halten, bis sie im Süden fertig sind. Und dann kommen wir an die Reihe. Das ist doch jedem Kinde klar.«

»Nur dem Kinde klar«, rief Antić dazwischen, der aufgesprungen war und nun mit erregten Schritten das Zimmer durchmaß, lebhaft

gestikulierend. »Deutschland hält Wort. Und wir können nur alles verlieren, nichts gewinnen, wenn wir gegen Deutschland gehen.«

»Sie haben aber früher nicht so gedacht«, warf Simović spöttisch ein, »wenn ich mich gut erinnere.«

Antić wurde immer erregter.

»Die Politik ist ein Rechnen mit Gegebenheiten. Wie heute die Dinge liegen, ist jede andere Politik als die des Dreierpaktes für uns Selbstmord. Und Ihre jungen Offiziere haben Sie eben zu zähmen.«

»Das geht nicht. Die Leute wollen mit unseren Apparaten nach Griechenland fliehen und dort kämpfen. Ich kann sie nicht zurückhalten. Und vorher wollen sie das Weiße Schloß mit Bomben belegen.«

»Du sprichst so wie ein Narrenhäusler«, sagte jetzt aufstehend auch Kosić. »Das ist diese verfluchte Propaganda, die nicht abgebremst, nicht verfolgt wird. Es ist jetzt keine Zeit mehr für Politiker. Man muß energisch vorgehen gegen alles, was den Staat ins Verderben stürzen könnte.«

Immer erregter wurde die Unterhaltung, die Stimmen immer lauter. Rede und Widerrede, schon fast herausgeschrien, schwirrten durch die Luft.

Antić lief im Zimmer auf und ab, von Zeit zu Zeit stehenbleibend. Er fuchtelte mit den Händen, um seinen Worten Nachdruck zu geben. Kosić saß schwer im Lehnstuhl vergraben, immer wieder betonend, Simović sei »total verrückt« und solle nicht »Blödsinn sprechen«.

Simović, mit verbissenem Gesicht, war der kühlste. Er ging von seiner These nicht ab. Zähe hielt er an seinen Behauptungen fest und wiederholte stur, es sei nationale Pflicht, gegen Deutschland loszuschlagen, und die nationale Ehre verbiete es, mit dem Reiche in ein Paktverhältnis zu treten.

Fast eine Stunde verlief in diesem Zank. Schließlich schwieg Simović. War er nun überzeugt, oder verschloß er sich nur? Was bedeutete dieses ununterbrochene, kurze Zupfen am kleinen Schnurrbärtchen?

Plötzlich sprang die Tür zum Nebenzimmer auf. Der Prinz trat ein, ein Papier in der Hand. Hinter ihm erschien das orientalische

Gesicht des Ministerpräsidenten, und einige Gestalten sah man im Hintergrund.

»Antić, kommen Sie einen Augenblick zu mir. Kosić, Sie warten nun einige Augenblicke. Simović, holen Sie mir bitte General Pešić.«

Klar klang die Stimme des Prinzen durch den Raum. Er war wieder ganz ruhig, und seine Ruhe vermittelte sich den Erregten.

Alleingeblieben mit Antić, fragte der Prinz:

»Nun, ist Simović endlich verständig geworden?«

»Hoheit, leider nein. Dieser Mann ist eine Gefahr. Er muß schleunigst in den Ruhestand versetzt werden, sonst kann ein Unglück passieren«, war die rasche Antwort.

»Das ist schon beschlossen. Simović geht und ebenso auch Bogoljub Ilić, der Mann, in dem ich mich so sehr getäuscht habe.«

»Nur, Hoheit, je eher desto besser.«

»Jetzt, vor der Unterzeichnung, will ich es nicht tun«, erwiderte der Prinz mit einem nachdenklichen Blick zur Tür des Nebenzimmers, in dem die Minister saßen. »Vielleicht würde das wirklich Erregung bei der Luftwaffe hervorrufen. Ich habe schon an dem Popen genug.«

Antić gab zu, daß dies ein Grund sei, die Pensionierung der beiden Generale um einige Tage aufzuschieben.

»Ich will, daß die Antwort auf dieses Telegramm möglichst schnell abgefertigt wird«, setzte der Prinz fort und übergab Antić das Papier.

Rasch überflog der Hofminister das Telegramm. Es war vom König von Großbritannien. Georg VI. beschwor vor der Unterzeichnung des Dreierpaktes nochmals den Prinzen, seinen Verwandten, nicht das Instrument zu unterzeichnen, das gegen England, die Zivilisation und die Freiheit der Welt gerichtet sei. Er appellierte an die verwandtschaftlichen Gefühle, an die persönlichen Beziehungen, an die Waffenbrüderschaft der Völker.

Und bald war die Antwort fertig. Wieder persönlich an Georg VI. Ein kleiner Prinz vom Balkan antwortet seinem großen Verwandten, entschlossen und unzweideutig. Ein Mann, bewußt der Verantwortung, die auf ihm lastet, durchdrungen vom Ernst der Mission, die ihm sein ermordeter Vetter hinterlassen hat: Jugoslawien zu hüten.

Die verwandtschaftlichen Gefühle blieben unberührt vom Laufe der Ereignisse. Der Beitritt zum Dreierpakt habe nichts damit zu tun. Er sei aber notwendig, um die Ruhe des Landes, seinen Frieden zu sichern. Jugoslawien führe eine Politik, die den Gegebenheiten seiner wirtschaftlichen und politischen Lage entspräche.

Der letzte Versuch Großbritanniens war abgewehrt. Aber der Prinz hatte mit der Unterzeichnung des Antworttelegramms auch sein Urteil unterschrieben. London erhielt das Telegramm. London gab den Befehl aus.

»Und nun gehen wir zu den Herren der Regierung.«

»Simović und Kosić — sollen die auch dabei sein?«

»Nein. Simović kann nach Hause gehen. Und Kosić ebenso. Nur soll er morgen mit den Generalen sprechen. Ich will morgen noch einen genauen Bericht über deren Stellungnahme.«

Ein böser Zug grub sich in Simovićs Gesicht, als ihm Antić mitteilte, er könne sich zurückziehen. Man hatte eiligst Pešić holen lassen, und Simović dachte, nun würde dessen Demission angenommen werden. Und er, Dušan T. Simović, der Fähigste, würde zu seinem Nachfolger bestimmt werden. Nun aber wird er fortgejagt, während diese Zivilisten da drinnen in aller Form die Unterzeichnung des Paktes beschließen werden. Gut, sie sollten haben, was sie wollten.

Mit rascher Bewegung setzte Simović die goldbestickte Mütze auf. Hocherhobenen Hauptes schritt er die Treppe hinunter. Und nur das kleine Zucken um das schwache Kinn verriet seine innere Erregung.

ACHTES KAPITEL

Der Beitritt zum Dreierpakt

Auf dem kleinen Vorstadtbahnhof Topčider stand am 24. März um 10 Uhr abends der Sonderzug. Zischend entströmte Dampf dem Körper der mächtigen Lokomotive. Es war ein ruhiger Abend, sternklar und warm. Der Bahnsteig war geräumt, und nur die Regierungsmitglieder und die sogenannten »Spitzen der Behörden« hatten sich zum Abschied versammelt. Cvetković und Cincar-Marković sollten nach Wien, um die Unterschrift Jugoslawiens unter das Dokument des Beitritts zum Dreierpakt zu setzen.

Es waren schwere Tage gewesen, die hinter uns lagen. Nach der denkwürdigen Sitzung des Kabinettes waren die Demissionen dreier Minister gekommen: Konstantinović, Budisavljević und Čubrilović waren aus der Regierung ausgetreten. Alle drei Freimaurer. Alle drei deshalb, weil sie gegen die Politik des Dreimächtepaktes waren. Konstantinović hatte seine Demission zurückgezogen, und er hatte so als Kabinettsmitglied noch alle letzten Beratungen vor der Abreise verfolgen können. Schließlich, am Tage bevor die beiden Minister nach Wien zur Paktunterzeichnung abzureisen hatten, reichte er wieder seinen Rücktritt ein. Diesmal endgültig.

Wir warteten auf dem Bahnsteig auf Cvetković und Cincar-Marković. Es waren ungefähr fünfzig Personen beisammen. Umfassende Vorsichtsmaßregeln waren getroffen worden, denn man sprach von Attentaten.

Ich trat zum Slowenenführer Dr. Kulovec, der mit viel Energie und großen politischen Fähigkeiten die Nachfolge des verstorbenen Dr. Korošec angetreten hatte. Er gehörte dem Kabinett als Minister für Öffentliche Arbeiten an.

»Sie haben wohl auch viel Nervosität und Arbeit hinter sich, Herr Minister.«

Kulovec lächelte schwach durch seine Brille. Er sah müde und abgespannt aus.

»Es war wirklich sehr schwer. Es ist ja unverständlich, mit welch kindischer, lächerlicher Logik, mit welchen blödsinnigen Argumenten man kämpfen muß. Für uns ist es klar, besonders für uns Slowenen, daß Jugoslawien nur bestehen kann, wenn es hundertprozentig mit den Mächten der Ordnung und des Aufbaues geht. Das ist der einzige Weg, nicht nur um den Frieden des Landes zu sichern, sondern auch um ihm eine große Zukunft zu verschaffen.

Es ist wohl nie in Jugoslawien ein Entschluß, eine politische Entscheidung gefallen, die so sehr reinem Patriotismus und Verantwortungsgefühl entsprang, wie diese.«

»Aber ich verstehe nicht«, warf ich ein, »weshalb die Regierung diese unglaubliche Gegenpropaganda zuläßt und ihr nichts in den Weg stellt.«

»Ich habe mich ja auch so sehr bemüht, die Leute zu überzeugen, daß man etwas machen muß. Die größte Tat, die segensreichste, kann vor dem Volk als Nebensächlichkeit oder gar als etwas Schlechtes dastehen, wenn man sie nicht mit der nötigen Propaganda ins Volk bringt, das Volk aufklärt, das Wie und Was erläutert. Aber ich habe immer umsonst gesprochen. Und jetzt haben wir, ausgerechnet am Tage vor der Abreise des Präsidenten und des Außenministers, noch diese dumme Demonstration der Reserveoffiziere gehabt, die verhindert werden konnte, wenn man den Leuten ein paar Aufklärungen gegeben oder die paar Hetzer in Gewahrsam genommen hätte. Aber man tut nichts und ist dann überrascht, wenn die Gegenpartei was tut.«

Kulovec dachte an die nur wenig besuchte Versammlung der Vereinigung der Reserveoffiziere, die am Vortage stattgefunden hatte. In ihr hatte ein bekannter übler Hetzer — es stellte sich heraus, daß es auf Initiative des zurückgetretenen Ministers Budisavljević geschehen war — eine Entschließung vorgeschlagen. In dieser wurde das Vaterland durch die Politik der Regierung als in Gefahr stehend erklärt und der Beschluß ausgesprochen, die Versammlung zum Zeichen des Protestes gegen diese Politik nicht abzuhalten. Die meisten der Anwesenden, die aus der Provinz gekommen waren und nicht wußten, worum es ging, hatten bestürzt geschwiegen, während die Schreier mit viel Getöse die Entschließung angenommen hatten. Und schon war im britischen und amerikanischen Rundfunk diese Tatsache propagandistisch voll ausgeschlachtet worden. Schon war das Land wieder von einer Flut von Flugzetteln überschwemmt.

Kulovec hatte recht. Diese ganze üble Szene, die an sich keine Bedeutung hatte, aber immerhin ärgerlich war, hätte ohne weiteres vermieden werden können.

»Jetzt müssen wir uns aber an die Arbeit machen, wenn sie zurückkommen«, sagte Kulovec. »Jetzt muß einmal reiner Tisch

gemacht werden. Wenn die Leute jetzt nicht mit voller Energie hier im Lande vorgehen werden, ziehe ich mich aus dem Kabinett zurück. Wo man hingreift, ein Freimaurer oder ein Agent! Das muß jetzt aufhören. Wir werden viel zu tun haben in den nächsten Wochen!«

Eine kleine Bewegung war entstanden. Cvetković war mit Maček und Cincar-Marković auf dem Bahnsteig erschienen. Alle drei sahen ermüdet aus, doch man sah, daß sie von der Freude beseelt waren, nunmehr vor der Vollendung eines großen Werkes zu stehen. Cvetković war mit raschen Schritten zur Gruppe der Minister getreten, als ihn jemand an den Fernsprecher rief.

Ich fragte Kulovec noch schnell:

»Was bedeutet die Geschichte mit Konstantinović eigentlich?«

Das freundliche, gutmütige Gesicht mit den klugen Augen verfinsterte sich. Eine Handbewegung, als ob man etwas Lästiges abstreifen wollte, untermalte die Veränderung des Gesichtsausdrukkes.

»Na ja, er hat aus Protest demissioniert, dann aber von seinen Logenbrüdern den Auftrag erhalten, noch so lange in der Regierung zu bleiben, bis alle Beratungen beendigt sind. So nahm er die Demission wieder zurück und spionierte uns aus. Und als er sah, daß alles fertig war, hat er nochmals demissioniert. Er hatte seien Aufgabe erfüllt.«

Cvetković war mit nachdenklicher Miene zurückgekommen. Ich merkte, es war nichts Gutes, was ihm telephonisch mitgeteilt worden war. Später erfuhr ich, es wäre der Regent gewesen, der ihn angerufen und ihm mitgeteilt hätte, er sei informiert worden, daß auf der Strecke bis zur ungarischen Grenze zwei Brücken unterminiert seien, um den Sonderzug in die Luft zu sprengen.

Noch eine kurze Begrüßung, und wir stiegen ein. Außer den beiden jugoslawischen Staatsmännern war noch von Heeren und eine kleine Gruppe der bekanntesten jugoslawischen Journalisten im Zuge, der langsam den Bahnhof verließ.

Die Regierungsmitglieder grüßten. Ganz vorne stand Maček und schwenkte seinen braunen Filzhut.

»Mach es gut, Dragiša!« rief er dem winkenden Cvetković nach. »Ich werde hier schon alles fest in der Hand halten.«

Die Information von den vorbereiteten Sprengattentaten hatte

sich als unrichtig erwiesen. Am nächsten Vormittag fuhren wir in den mit Fahnen geschmückten Ostbahnhof in Wien ein. Von Ribbentrop stand auf dem Bahnsteig, frisch, lächelnd, hoch aufgerichtet. Neben ihm der Gesandte Schmidt, dem man die aufrichtige Freude, daß es nun so weit gekommen war, anmerken konnte.

Eine kurze Begrüßung, und wenige Minuten später saß ich meinem Freund gegenüber in seinem Zimmer im Hotel Imperial.

Ich gab ihm eine knappe Darstellung der Lage.

»Wie steht es mit der Generalität?« fragte er.

»Kriegsminister, Generalstabschef und die Mehrzahl der Armeekorpskommandanten sind dafür. Ein Teil, und zwar ein sehr geringer, hat sich dagegen ausgesprochen.«

»Und glauben Sie, daß daraus etwas entstehen kann?«

»Ich glaube nicht, man muß nur schließlich energisch durchgreifen.«

»Wir konnten ja nicht verstehen, weshalb man bei Ihnen das immer wieder hinausgeschoben hat. Wir hätten schon viel früher so weit sein können, und Ihrem Land wäre die ganze Fieberwelle erspart geblieben.«

»Ich hoffe, daß jetzt alles gut gehen wird und eine rasche Abwicklung kommt, obwohl man die Schwierigkeiten nicht unterschätzen darf.«

»Der Reichsaußenminister wird Sie nachher dem Führer vorstellen. Er weiß schon von Ihnen.«

Und zwei Stunden später war ich im großen Saal des Belvedere. Eine lebhafte, in allen Sprachen durcheinanderredende Menge Journalisten aus aller Herren Ländern stand und ging umher, tauschte die letzten Informationen aus, erkundigte sich über die Einzelheiten, bestürmte die deutschen Kollegen mit ihren Sorgen wegen rechtzeitiger Telephonanschlüsse und Bildübertragungen. Es war so richtig die Atmosphäre, die vor großen Ereignissen von geschichtlicher Bedeutung bei den Leuten der Presse herrscht.

Mein Korrespondent aus Berlin, Sokolović, war auch da. Ich setzte mich mit ihm in eine Ecke und diktierte schnell, während wir auf den Beginn des Staatsaktes warteten, zwei Leitartikel. Einen für das Morgenblatt, den anderen für das Abendblatt meines Verlages.

Ich merkte nichts vom Stimmengewirr, das den großen Raum

erfüllte. Klar sah ich vor mir das Bild Jugoslawiens der Zukunft. Ein Land, dessen Grenzen gesichert waren, dessen Felder und Fluren die erbarmungslose Sturmflut des Krieges nicht berühren würde, dessen Söhne ruhig hinter dem Pflug einhergehen würden, statt für fremde Rechnungen und fremde Interessen zu verbluten, dessen Städte in Handel und Gewerbe aufblühen würden und das schließlich noch seinen Ausgang zum Mittelmeer bekommen würde — ein Bild, das mich mit tiefer Freude erfüllte, der ich in den beiden Artikeln auch Ausdruck gab.

Wir wurden in den Saal gerufen. Durch die großen Spiegelfenster sah man den Teppich des herrlichen alten Belvedereparkes, mit dem gepflegten Rasen, den grünen Mauern der hohen, alten, beschnittenen Bäume, dem Wasserspiel. Mütter saßen auf Bänken, Kinder spielten auf den Wegen. Ich erinnerte mich: Wie oft war ich als Kind hier gewesen, hatte gespielt, die langen Wege entlang getobt. Ein alter Mann, auf einen Stock gestützt, kam langsam vom Schwarzenbergpalais herauf. Ein Bild des Friedens unter dem klaren, durchsichtig lichten Märzhimmel. Und weiter unten dann in leichtem, bläulichem Dunst die Innenstadt, überragt vom Stephansturm.

Am langen Tisch waren neun Plätze vorgesehen. Vor jedem eine Mappe und ein Schreibzeug. Ein großer Gobelin bedeckte die Wand dahinter. Einfacher Blumenschmuck brachte Frische in den Raum und Frühling. Gegenüber dem Tisch die dichte Menge der Pressevertreter mit gezückten Notizblöcken und Bleistiften. Filmapparate waren aufgebaut, Jupiterlampen. Einige Rundfunksender waren mit ihren Mikrophonen angeschlossen.

Und nun saßen sie da — an einer Längsseite und den beiden Schmalseiten des Tisches —, die Vertreter der Staaten des Dreimächtepaktes. In der Mitte von Ribbentrop. Rechts von ihm Cvetković, weiter Cincar-Marković. Links von ihm Ciano, sonnenverbrannt. Man sah, daß er nicht aus dem Büro, sondern von der Front gekommen war. Neben ihm das altjapanische, energiegeladene dunkle Samuraigesicht Oshimas. Und dann noch die Vertreter von Ungarn, Rumänien, der Slowakei und Bulgarien.

Nach kurzer Begrüßung von Ribbentrops sprach Cvetković. Seine Stimme war ruhig. Er sprach über die Politik Jugoslawiens, über den Wunsch des Landes nach Frieden und Zusammenarbeit,

über seine Bejahung der neuen europäischen Ordnung, über den festen Entschluß, an dem Aufbau Europas mitzuwirken im Rahmen des Dreimächtepaktes. Ich wußte, daß der letzte Absatz erst im allerletzten Augenblick dazugekommen war, aber das wußten die andern Presseleute nicht. So war der ganze Eindruck gut.

Von Ribbentrop antwortete: Er begrüße in Jugoslawien das neue Mitglied der Völkerfamilie, die sich zur Neuordnung Europas bekannt habe. Und dann rechnete er ab in scharfen Worten, schneidend und eisern, mit England, das im Gegensatz zu den Bestrebungen nach europäischem Frieden und Zusammenarbeit immer wieder versuche, die europäischen Völker gegeneinander zu hetzen und Unglück und Unruhe in den europäischen Kontinent hineinzutragen.

Das blendende Licht der Jupiterlampen erhellte grell die Gesichter der Staatsmänner. Surrende Filmapparate wurden an sie herangetragen. Das Klicken der Photographen vervollständigte die Atmosphäre.

Der Vertragstext in vier Sprachen — deutsch, italienisch, japanisch und serbo-kroatisch — war unterzeichnet. Ich betrachtete mit Interesse die kleine, gepflegte dunkle Hand Oshimas, die mit schwarzer Tusche rasch über das Papier hinflog und in ornamentalen Schriftzeichen seine dekorative Unterschrift unter die Texte setzte.

Und dann kam der Empfang beim Führer. Wir standen in einer Reihe im Spiegelsaal des Belvedere, unter der wunderbaren Stuckdecke. Mit raschen Bewegungen war der Führer eingetreten, ging nun die Reihe entlang. Neben ihm von Ribbentrop, der vorstellte. Der Führer war an mich herangetreten. Ich hörte von Ribbentrops Stimme, die, vorstellend, meinen Namen aussprach. Ein langer Händedruck. Die großen blauen Augen des Führers ruhten klar und fest auf mir. Ein freundliches Lächeln stand auf seinem Gesicht. Schmidt neben mir sagte:

»Herr Gregorić ist einer der Vorkämpfer für das, was heute geschaffen wurde.«

So trat Jugoslawien dem Dreierpakt bei.

Am selben Abend fuhren wir nach Belgrad zurück. Im Salonwagen des Ministerpräsidenten saßen wir zu viert: Cvetković, von Heeren, der deutsche Presseattaché in Belgrad, Dr. Berge, und

ich. Wir unterhielten uns über das Ereignis des Tages. Cvetković sagte:

»Jetzt werden wir endlich beginnen, mit aller Energie Ordnung zu schaffen im Land. Das wird jetzt aufhören mit dieser britischen Propaganda, die das Volk kopfscheu macht. Jetzt wird alles auf seinen Platz gestellt.«

Ich bemerkte, daß es schon allerhöchste Zeit wäre, endlich einmal mit energischen Maßnahmen vorzugehen.

»Bis jetzt konnten wir das nicht«, meinte Cvetković. »Denn unsere Position war noch nicht ganz geklärt. Aber nach der Unterzeichnung fallen alle Hindernisse weg, und wir müssen zuerst einmal einen großen Propagandafeldzug beginnen, um das Volk über den Pakt aufzuklären. Ich will selbst in allen größeren Orten des Landes Versammlungen abhalten und darlegen, wie es um den Pakt steht und was wir alles erreicht haben.«

Von Heeren hatte sich mit seinem Mitarbeiter in ein Gespräch vertieft. Inzwischen sagte mir Cvetković:

»Was wir bekommen haben, hat kein einziges Volk bekommen. Durch den Beitritt zum Pakt und durch die Zusatzprotokolle haben wir unser Land vollkommen gesichert und seine Zukunft in jeder Hinsicht auf feste Grundlagen gestellt. Neben der Erklärung über die Garantie für unsere Grenzen und über die Anerkennung unserer vollen Souveränität und Integrität und außer der Zusicherung, daß Truppen der Achse weder jugoslawisches Gebiet betreten noch durch unser Land marschieren oder durchfahren werden, haben wir mit den nicht veröffentlichten Zusätzen auch für die Zukunft gebaut.«

»Was steht in diesen Zusätzen eigentlich drin? Ich habe gewisse Informationen darüber erhalten, doch weiß ich es bisher nicht genau«, fragte ich Cvetković.

»Erstens die Zusicherung, daß wir nach dem Krieg Saloniki bekommen. Zweitens die Bestimmung über das Zusammenwirken der jugoslawischen mit der deutschen Wirtschaft. Drittens die Verpflichtung Jugoslawiens, keine deutschfeindliche Propaganda zuzulassen. Und schließlich die Vereinbarung über den Durchlaß von Transporten mit Kriegsmaterial und Verwundeten über jugoslawisches Territorium sowie die Entbindung Jugoslawiens von der vertraglichen Beistandspflicht. Hier ist die ungeheuere Chance für

Jugoslawien. Wenn wir Saloniki haben und dann unsere Wirtschaft der Wirtschaft Deutschlands angleichen, haben wir ungeheuere Entfaltungsmöglichkeiten. Der große Weg Donau—Morawa—Vardar—Ägäis und somit die Wirtschaftsachse des Südostens ist in unsere Hände gegeben. Und in wirtschaftlicher Zusammenarbeit mit Deutschland sehe ich die Möglichkeiten für einen Aufschwung, einen Wohlstand, wie man ihn in unserem Land nie kannte und nie voraussetzen konnte.«

Cvetković erzählte mir über seine Unterhaltung mit dem Führer am Nachmittag. Der Führer hatte Worte voll Sympathie und Wärme für Jugoslawien gefunden. Man sah es ihm an, daß durch den Beitritt Jugoslawiens zum Pakt eine Regelung geschehen war, die ihm besonders am Herzen lag. Und das Zukunftsbild, das er vor den Augen der jugoslawischen Staatsmänner entrollte, über die Entwicklung Europas, des Südostens und Jugoslawiens in der nächsten Periode, war so gewesen, wie es sich die jugoslawischen Staatsmänner nicht besser denken konnten.

»Es ist für mich klar, daß Jugoslawien in Hitler einen großen Freund hat. Diese Freundschaft müssen wir pflegen. Und die Ansichten, die der Führer über unser Volk und seine Zukunft hat, die Absichten, die er in seiner Politik gegenüber unserem Lande verfolgt und verfolgen wird, geben mir ein heiliges Recht darauf, jetzt auch mit allem Nachdruck die Politik zu betreiben, die uns würdig in Europa eingliedert. Ich habe sogar die moralische Pflicht, dem Lande gegenüber so Politik zu führen.«

Lange noch sprach Cvetković über seine Pläne. Nun müsse eine Säuberung geschehen. Alles, was nicht in die nun mit allem Nachdruck einzuschlagende politische Linie passe, müsse ausgemerzt werden aus dem öffentlichen Leben. Neue Männer müßten an Stelle der alten kommen. Cvetković war voll Energie und malte nun in schönsten Farben das Bild der vor uns stehenden Tätigkeit an die Wand.

Als er nun in den Salonwagen Cincar-Markovićs hinübergegangen war, blieb ich mit den deutschen Herren allein.

»Ich möchte nur wissen, was von allen diesen Plänen durchgeführt wird«, meinte von Heeren nachdenklich.

»Hoffentlich möglichst viel, nur ist es reichlich spät geworden dazu.«



13. Reichsaußenminister von Ribbentrop im Gespräch mit dem Ministerpräsidenten Cvetković nach der Paktunterzeichnung.

14. Ministerpräsident Cvetković trifft nach der Paktunterzeichnung wieder in Belgrad ein. Bei seiner Rückkehr wird er auf dem Bahnsteig von den Regierungsmitgliedern erwartet.



»Cvetković hat ja wahrscheinlich guten Willen, aber wenn er sich nicht von seiner Umgebung trennt, die ihn so sehr negativ beeinflußt, fürchte ich, daß es noch viele Komplikationen geben wird, bevor wir wirklich auch in der Innenpolitik Jugoslawiens eine klare und einwandfreie Linie sehen.«

Ich mußte von Heeren recht geben. Es war nicht genug, daß Cvetković überzeugt war, er müsse nun auch innerpolitisch alles der Außenpolitik anpassen. Man mußte vor allem dafür sorgen, daß er die nötige Energie nicht wieder durch Einflüsse, die immer wieder von anderer Seite versucht wurden, verlieren würde.

Man sprach in Belgrad in den letzten Tagen davon, daß die Paktpolitik in Jugoslawien selbst vielleicht von einer neuen Regierung durchgeführt werden würde, die mehr Nachdruck in die Sache bringen würde als Cvetković. Jedenfalls würde Cvetković auch dieser neuen Regierung maßgebend angehören.

Der Abend verlief äußerst optimistisch. Alle, die wir im Sonderzuge fuhren, waren überzeugt, daß nun ein Werk vollbracht war, das für Jugoslawien ebenso wichtig war wie der Vereinigungsbeschluß vom 1. Dezember 1918. Und erst spät nachts, nachdem wir auch schon Budapest hinter uns hatten, trennten wir uns, um uns niederzulegen.

NEUNTES KAPITEL

Ein Putsch wird vorbereitet

In seinem Arbeitszimmer im mächtigen Gebäude des Kommandos der Luftwaffe in Semlin saß General Bora Mirković. Er war ein intimer Freund des Generals Simović und leitete als dessen Stellvertreter die ganze Personalpolitik des Fliegerkorps und auch vieles andere. Klein und untersetzt, früh ergraut, hatte er es immer als seine Pflicht betrachtet, die nichtserbischen Elemente aus der Luftwaffe zu entfernen. Er glaubte nicht recht an die Loyalität aller jener Flieger, die aus den k. und k. Kadettenschulen hervorgegangen waren und nun wichtige Posten in der Luftwaffe einnahmen. Diese Leute waren alle irgendwie unzuverlässig. Zu sehr beeinflußt und beeinflußbar von der deutschen Kriegführung und besonders von der deutschen Luftwaffe. Und obwohl seine Frau eine Deutsche war, hatte Mirković immer eine stark antideutsche Einstellung gehabt. Dies hatte ihn auch mit Simović und später mit dem Major Knežević zusammengebracht.

Es war 9 Uhr abends. Am Vortage hatten Cvetković und Cincar-Marković ihre Unterschriften unter das Instrument der deutschen Hegemonie in Europa gesetzt und, nach seiner Meinung, dadurch ihr Land und das verbündete England verraten. Und noch einen Tag früher hatte Mirković begonnen, die letzten organisatorischen Anordnungen vorzubereiten und durchzuführen, durch die die beiden und mit ihnen der Prinz und alle übrigen, die da mitgewirkt hatten, ein für allemal aus der Politik ausgeschaltet werden sollten. Wie oft hatte er mit dem britischen Luftattaché in Belgrad, seinem guten Freund, die Sachen durchgesprochen. Und immer wieder wurden sich die beiden einig. Jugoslawien mußte in den Krieg. Hier konnte Deutschland empfindlich getroffen werden. Die englische Hilfe war sicher. Die vielen Apparate, Spitfire und Bristol-Blenheim und Wellington, waren schon startbereit in Griechenland, um in Massen auf die jugoslawischen Flugplätze zu kommen und von dort den großen Luftangriff gegen Deutschland, Rumänien und Italien zu führen. Eine große Zukunft tat sich vor Mirković auf. Ehre und Reichtum. England war stark, und groß ist das Pfund. Und mit Simović und Ilić zusammen würde er, Mirković, das Land ganz auf Englands Seite stellen. So würde er dazu beitragen, daß Deutschland zusammenbricht. England belohnt seine Freunde.

Ein Adjutant war eingetreten. Meldete an:

»Major Zobenica.«

Mirković sah auf die Uhr. Er war müde und übernächtig. Drei Tage und drei Nächte hatte er ununterbrochen gearbeitet. Der Plan war genau vorbereitet. Es konnte keine Panne passieren. Alles mußte haargenau klappen. Er zog ein Papier aus einem Stoß heraus.

»Soll eintreten!« antwortete er dem Adjutanten mit heiserer Stimme.

Der Major Danilo Zobenica, Führer einer Panzergruppe in Semlin, stand stramm vor Mirković.

»Nimm Platz«, sagte Mirković kurz und reichte ihm dann das Papier über den Tisch. Es war ein Bogen in Kanzleiformat, auf dem das Stadtzentrum von Belgrad mit Bleistift skizziert war. Grüne und braune Kreise und Pfeile, kleine Kreuze bedeckten den Plan. Rechts unten stand in kalligraphischer Schrift: »Ausgearbeitet von Major Živan Knežević.«

»Hier hast du deine Aufgabe. Knežević hat dich schon eingeweiht, und da sind jetzt die Einzelheiten. Die grünen Kreise mit den kleinen Pfeilen sind deine Panzer. Hier hast du sie aufzustellen« — die fleischige Hand mit den stumpfen Nägeln wies auf Punkte des Planes — »auf der Kreuzung beim Hotel London, auf der Kreuzung zwischen Präsidium und Kriegsministerium, bei der Agrarbank, auf der Terazija, vor dem Schloß.«

Zobenica betrachtete eingehend den Plan. Fieberhaft schnell arbeiteten seine Gedanken. Am Vortage hatte er zum ersten Male vom Major Knežević gehört, daß etwas im Gange wäre. Knežević hatte ihn gefragt, was er über die Lage denke. Hatte ihm gesagt, daß im Pakt Jugoslawien bedingungslose und volle Demobilisierung und Abschaffung des stehenden Heeres zugesagt hatte. Daß alle ihre Existenzen verlieren würden, die ihre Zukunft auf der Offizierslaufbahn aufbauen wollten. Daß deutsche Garnisonen in Jugoslawien einziehen würden und daß Jugoslawien unbedingt Krieg führen müsse, wenn es sich aus dieser Lage befreien wolle.

Und Zobenica war auf die Gedankengänge des Knežević eingegangen. Er hielt nicht viel von Knežević, aber er wußte, daß dieser Verbindungen hatte, starke und wohlinformierte Verbindungen. Der mußte es ja wissen. Und so antwortet er auch, er teile durch-

aus die Meinung Kneževićs. Die Ehre müsse gerettet werden, koste es, was es wolle. Er sei ganz dafür und seine Offiziere ebenfalls.

Knežević hatte ihm darauf geantwortet, daß das Vaterland auf ihn baue. Der König werde die Gewalt übernehmen, und er würde alle jene belohnen, die in dieser Stunde zu ihm standen und ihm halfen. Und Zobenica möge sich mit seinen Offizieren unterhalten, was sie davon dachten. Nur vorsichtig, damit nichts herauskomme.

So war Zobenica nun plötzlich drin, mitten drin in der Verschwörung. Er besah den Plan eingehend, und gleich dachte er schon ganz konkret, welchen von seinen Offizieren er wohin stellen würde. Er hatte mit ihnen gesprochen und hatte gemerkt, daß alle nach seinen Erklärungen über die Lage bereit waren, sich bedingungslos für die Absichten Kneževićs zur Verfügung zu stellen.

Mirkovićs Stimme unterbrach seine Gedanken.

»Hast du mit deinen Offizieren gesprochen?«

»Jawohl, Herr General, sie sind alle dabei, bedingungslos.«

»Na, dann gut!« Wieder wies die Hand auf den Plan. »Du rückst zur festgesetzen Stunde aus Semlin aus, gehst mit deinen Wagen über die Brücke und nimmst sofort hier die Plätze ein. Dort wirst du schon auch Infanterie finden und Maschinengewehre, die von anderen Abteilungen gestellt werden.«

»Und wann soll ich schießen, Herr General?«

»Beim geringsten Versuch des Widerstandes, ohne jede Rücksicht!« klang hart die Stimme Mirkovićs.

Mirković betrachtete schon einen anderen Bogen mit einem genauen Stundenplan für die bevorstehende Nacht.

»Also du rückst genau um 2 Uhr nach Mitternacht aus und bist um 2,10 Uhr bei der Brücke. Dort läßt du einen Wagen zurück.«

»Ich rücke um 2 Uhr aus, bin um 2,10 Uhr an der Brücke, hinterlasse dort einen Wagen und besetze sodann die angegebenen Plätze«, wiederholte Zobenica den Befehl.

Mirković legte sich zurück und streckte seine halbgelähmten Beine weit von sich unter den Tisch.

»Und nun habe ich noch einen besonderen Befehl für dich. Du wirst ihn ausführen.«

Die Züge des Majors strafften sich. Die Kinnmuskeln traten heraus. Er wußte, jetzt kam etwas Wichtiges.

»Wenn du mit der Besetzung fertig bist, rückst du mit den übrigen fünf Panzerwagen vor die Gardekaserne. Oberstleutnant Pešić, der Kommandant des 1. Bataillons des 1. Gardeinfanterieregiments, und Oberstleutnant Dimić, der Stellvertreter des Kommandanten des 2. Gardeinfanterieregiments, sind eingeweiht. Deine Pflicht ist es, mit ihnen zusammen dafür zu sorgen, daß die Garde keine Dummheiten macht. Beim geringsten Versuch hast du sofort zu schießen. Außerdem hast du die Regimentskommandanten und sämtliche Generale der Garde, die in den Gardekasernen sind, zu verhaften und in das Generalstabsgebäude zu bringen. Einen sicheren Mann mit der nötigen Mannschaft bestimmst du, um General Kosić festzunehmen, sollte dieser in der Gegend erscheinen.«

Automatisch wiederholte Zobenica den Befehl.

»Jetzt geh, du handelst für König und Vaterland.«

Allein geblieben, besah sich Mirković nochmals den Stundenplan. Alles war vorgesehen. Knežević hatte die Verhaftungen mit seinen Leuten vorzunehmen. Der Ministerpräsident, alle Regierungsmitglieder, der Stadtkommandant von Belgrad, der Generalstabschef, der Divisionskommandant, eine Anzahl von Generalen und Politikern sollten zwischen 2,30 Uhr und 3,30 Uhr verhaftet werden. Das Fernsprechamt, die elektrische Zentrale, das Wasserwerk, der Rundfunksender, die wichtigsten Ministerien, der Bahnhof mit allen Vorortbahnhöfen, das Telegraphenamt, alles sollte bis 2,30 Uhr in Händen der Verschwörer sein.

Es waren nicht viele Mitwirkende, auf die der genau durchdachte Plan Mirkovićs aufgebaut war. Das 6. Fliegerregiment in Semlin, eine Gruppe von Fliegeroffizieren aus Novi Sad und Pančevo, die Panzerabteilung Zobenicas, das Gardebataillon Knežević, einige wenige Gardeoffiziere und das 1. Bataillon des 2. Infanterieregiments, das im Banjicalager vor der Stadt lag. Das war alles. Aber der Plan war genau durchdacht. Er konnte nicht fehlgehen. Der Kommandant der Gendarmerie war eingeweiht, die Gendarmen würden den Befehl bekommen, in den Kasernen zu bleiben und nicht einzugreifen.

Schwer erhob sich Mirković aus seinem Sessel. Mit einer Hand auf den Tisch gestützt, ergriff er mit der anderen die beiden Krückstöcke, die an der Wand lehnten. Jetzt hatte er bis 11 Uhr nachts nichts mehr zu tun.

Langsam, schleppenden Schrittes ging er an seinen Stöcken durch den Raum. Im Nebenzimmer saßen einige Zivilisten, die bei seinem Eintreten aufgesprungen waren. Der einarmige, breitschultrige frühere Komitadschi Birčanin mit seinem rohen Gesicht und dem gelb angerauchten Schnauzbart trat ihm entgegen. Er war Präsident der nationalen Vereinigung Narodna Odbrana, die einst in den Befreiungskriegen eine wichtige patriotische Rolle gespielt hatte, später aber zum Tummelplatz fragwürdiger Existenzen unter unbedingter freimaurerischer Vorherrschaft herabgesunken war. Hinter Birčanin stand Nikodije Bogdanović, mit dem Band der Ehrenlegion im Knopfloch, hoch und schlank, den ergrauten Kopf steif im Nacken tragend. Er war Leiter des Verbandes der Reserveoffiziere, ein Mann, der früher bedingungslos frankreichhörig war und vor einigen Tagen die Demonstration der kleinen Gruppe seiner Verbandsmitglieder angezettelt hatte. Neben ihm stand kahlköpfig mit hoher Stirn der Professor Radoje Knežević, auf dessen Konto die Schließung der Mittelschulen in Belgrad zu setzen war. Schließlich waren da noch einige weniger bedeutende Männer. Ihre stürmischen Fragen beantwortete Mirković mit einer Handbewegung:

»Es ist alles in Ordnung. Es ist alles vorgesehen. Und übrigens, wenn es doch schief gehen sollte, erwarten schon am Flughafen in Semlin bereitgestellte Apparate den Befehl zum Abflug. Es ist Platz für alle. Benzin genug, um bis Griechenland zu kommen.«

Es war 11 Uhr. Mirković saß wieder an seinem Tisch. Der Reihe nach kamen Ordonnanzen zu ihm, nahmen Befehle entgegen, stürzten hinaus und sausten auf Krafträdern durch die Nacht. Berichte wurden gebracht. Es war ein fieberhaftes Hin und Her. Im letzten Augenblick schien es fast, als ob eine Panne passieren sollte. Unter den diensthabenden Offizieren im Generalstab war kein einziger Verschwörer. Und dabei sollte das Generalstabsgebäude am frühen Morgen schon die Zentrale werden für die weitere Entwicklung. Schließlich wurde auch diese Frage gelöst. Es gelang, einen der Verschwörer noch hineinzuschmuggeln. Der mußte eben dafür sorgen, daß die übrigen diensthabenden Offiziere unschädlich gemacht würden, damit dann die Verschwörer das Gebäude betreten konnten.

Um 2,05 Uhr kam der erste Bericht. Alles ging wie am Schnür-

chen. Um 2,30 Uhr meldete Zobenica und gleich nach ihm Knežević die erfolgte Besetzung der Stadt, der Ministerien, des Generalstabs.

Gleich darauf kam dann auch der Bericht vom Oberst Burazović, der mit einer Gruppe von Offizieren und Unteroffizieren der Luftwaffe zusammen mit Oberstleutnant Mesić das Polizeipräsidium besetzt hatte. Kein Schuß war dabei gefallen. Vor dem Präsidium waren leichte Geschütze und Maschinengewehre erschienen, und widerstandslos hatten sich die wenigen Beamten und Gendarmen ergeben.

Wenn nur das alles mit den Verhaftungen klappen wird, damit da nichts passiert! Hoffentlich gelingt es auch, wie vorgesehen, zu verhindern, daß andere Regimenter einschreiten und im letzten Moment eine Panne verursachen. Ein Anruf überzeugte Mirković, daß auf dem Flughafen die großen Militärapparate startbereit waren. Das war die Hauptsache.

Mirković schloß die schmerzenden Augen. Jetzt mußte er warten.

Plötzlich schrillte das Telephon. Es war Simović. Mit frohlockender Stimme rief er durch den Draht:

»Alles in Ordnung. Wir haben die Lage fest in den Händen. Komm sofort herüber mit den übrigen.«

Mirković atmete tief auf. Es war also gelungen. Und schon stand er, auf seine beiden Stöcke gestützt, im Nebenzimmer.

»Simović ruft uns. Wir gehen hinüber.«

ZEHNTES KAPITEL

27. März 1941

Am 26. März besuchte der Regent Dr. Stanković im Auftrage des Prinzen und im Einverständnis mit Cvetković den Patriarchen Gavrilo, um nochmals zu versuchen, ihn für den Pakt zu gewinnen, und ihn zu bestimmen, daß er auf der Sitzung des Synods, wenn er sie schon nicht absagen wollte, jene Bischöfe, die aktiv gegen die Paktpolitik vorgehen wollten, beruhige und ihnen verbiete, öffentlich gegen die Politik der Krone und der Regierung aufzutreten.

Nach einer langen Unterredung kehrte Dr. Stanković zum Prinzen zurück.

»Ein schwieriger Mann, dieser Gavrilo. Halsstarrig und verschlossen gegen jeden begründeten Versuch, ihn eines Bessern zu belehren. Alles, was ich erreichen konnte, ist, daß er einwilligt, vor dem Synod Cvetković und Cincar-Marković zu empfangen, um einen Bericht der beiden über den Pakt entgegenzunehmen.«

Cvetković wurde benachrichtigt. Er versuchte vergebens, mit dem Patriarchen in telephonische Verbindung zu treten, um mit ihm die Angelegenheit dieser Berichterstattung zu besprechen. Schließlich um 8 Uhr abends gelang es Cvetković, den Patriarchen an den Fernsprecher zu bekommen.

»Stanković teilte mir mit, daß Euere Heiligkeit Cincar-Marković und mich empfangen wollen, damit wir Ihnen einen Bericht über den Dreierpakt und über alles, was Jugoslawien durch seinen Beitritt erreicht hat, abstatten. Ich möchte dies am liebsten jetzt gleich tun.«

»Jetzt gleich? Aber es ist doch schon spät abends; jetzt wird wohl auch Cincar-Marković keine Zeit haben«, ließ sich die Stimme des Patriarchen vernehmen.

Cvetković wurde ungeduldig.

»Jetzt gleich, natürlich. Es ist gar nicht so spät. Cincar-Marković habe ich schon verständigt. Er ist mit allen seinen Papieren schon bereit.«

»Aber es ist doch besser, wenn der Bericht vor dem Synod erfolgt, in aller Form.«

»Im Gegenteil. Ich möchte Sie und die Mitglieder des Synods noch genau ins Bild setzen, damit Sie dann morgen bei den Beratungen schon ganz klar sehen und die ganze Frage des Dreier-

paktes und alles, was damit zusammenhängt, aus den Besprechungen ausschalten können.«

»Nein, nein«, beharrte Gavrilo auf seinem Standpunkt. »Jetzt ist es schon spät, mein Sohn. Die Mitglieder des Synods sind von ihrer Reise nach Belgrad müde, wollen ausruhen. Lassen wir dies für morgen vormittag um 10 Uhr. Kommen Sie dann mit Cincar-Marković zu mir, und wir werden alles schön besprechen ...«

Gavrilo räusperte sich und fügte noch hinzu:

»... wenn wir morgen alle lebend und gesund sein werden.«

So endete auch diese Unterredung ergebnislos.

Um 2,30 Uhr nachts, nach dem schweren Tage, der mit Besprechungen und Aufregungen ausgefüllt war, schrak Cvetković jäh aus dem ersten Schlummer. Das Telephon klingelte. Es war der Polizeipräsident Drinčić.

»Herr Präsident, in der Stadt bewegen sich Truppen und Panzerwagen in voller Kriegsausrüstung. Es geht etwas vor sich.«

Die Stimme war erregt. Beinahe atemlos. Beinahe zu atemlos.

Cvetković fragte noch einmal zurück. Er glaubte, nicht gut verstanden zu haben, war noch nicht ganz wach.

»Was für Truppen? Welche Truppen? Wo sind diese Truppen?«

»Hier, mitten in der Stadt.«

Cvetković schwieg einige Augenblicke. Er mußte sich erst die Gedanken zurechtlegen, wie es kam, daß Truppen in der Stadt herummarschierten und er davon nichts wüßte. Und mit einem Male erfaßte er, was vorging. Das muß der Putsch sein, von dem ihm noch vor einigen Tagen der ehemalige Abgeordnete und jetzige Abteilungsleiter der Präsidialkanzlei Mikić gesprochen hatte. Mikić war damals zu ihm hineingestürzt, hatte unzusammenhängend herausgesprudelt, die Fliegeroffiziere würden etwas vorbereiten, einen Putsch, einen Staatsstreich. Cvetković hatte ihn schroff abgewiesen. Er dachte, es wäre wieder ein Versuch, Panik zu machen, die schon beschlossene Unterzeichnung des Paktes zu verhindern. Und wenig hätte gefehlt, daß Mikić verhaftet worden wäre. Hatte ihm nicht auch Neuhausen, der deutsche Generalkonsul, in seiner geraden Art einige Tage vorher mitgeteilt, er befürchte den Putsch, und Simović, Ilić und Mirković bereiteten etwas vor? Er hatte damals Neuhausen, der deswegen zu wichtigen Verhandlungen, die er im Auslande hatte, nicht reisen wollte, um bei seinen Volksgenossen

zu sein, wenn dieser Umsturz käme, ganz nachdrücklich erklärt, es sei ausgeschlossen, daß ein Staatsstreich komme, die Generalität sei mit dem Regenten und der Regierung. Und Neuhausen hatte ihm erklärt, er würde sehr beunruhigt seine Reise antreten, trotz der Versicherungen, die er ihm abgegeben hatte.

Alles dies schoß Cvetković durch den Kopf, als er mit belegter Stimme dem Polizeipräsidenten den Auftrag gab, sofort zu ihm nach Dedinje zu kommen.

Cvetković überlegte. Nur einige Augenblicke saß er versunken da, dann plötzlich sprang er auf, voller Tatkraft. Er rief den diensthabenden Adjutanten des Königs an, konnte ihn nicht erreichen, mußte warten und wählte schließlich die Nummer des Hofministers Antić. Durchs Fenster hatte er gesehen, wie sich ein kleiner Truppenverband aus der Gardekaserne, die gegenüber seiner Villa lag, hinaus- und die lange Allee des Fürsten Alexander entlang der Stadt zu bewegte. Antić meldete sich gleich. Rasch und nun selbst erregt, teilte ihm Cvetković kurz mit, was er von Drinčić gehört und selbst gesehen hatte. Doch mitten in der kurz und abgehackt geführten Unterhaltung hörte man ein metallisches Klicken durch die Leitung. Die Verbindung war abgerissen. Nochmals versuchte Cvetković das königliche Schloß anzurufen, diesmal aber merkte er, daß sein Apparat tot war, ausgeschaltet.

Er mußte jetzt schnell einen Wagen bekommen, um in die Stadt, ins Präsidium zu kommen oder aber in eine Kaserne, um sofort Widerstand zu organisieren. Einen der zehn Gendarmen seiner Wachmannschaft, die sich, durch die nächtliche Unruhe in der Gardekaserne aufmerksam gemacht, schon mit Gewehren bewaffnet beim Gartentor versammelt hatte, rief er zu sich.

»Lauf schnell hinunter zum nächsten Polizeirevier und hole mir den Leiter und einen Wagen.«

Der Gendarm schlug die Hacken zusammen, grüßte stramm und verschwand in langen Sätzen im Dunklen.

Cvetković war auf die Straße getreten. Eine Kolonne blahenbedeckter Lastwagen fuhr die Straße hinunter der Stadt zu. Ein Gendarm hatte ihm mitgeteilt, daß dieselbe Kolonne einige Minuten früher von der Stadt heraufgekommen war. Cvetković befahl:

»Halte den letzten Wagen an!«

Der Gendarm war vorgesprungen, hatte dem Fahrer ein Zeichen gemacht, doch dieser machte keine Anstalten zu halten. Da schrie ihn der Gendarm laut an:

»Bleib doch stehen! Der Präsident ruft dich!«

Der Wagen stand. Der Fahrer beugte sich hinaus und fragte: »Welcher Präsident?«

»Der Ministerpräsident, du dummer Kerl!« brüllte erbost der Gendarm.

Cvetković war herangetreten. Der Fahrer war ein Soldat. Neben ihm saß noch eine Gestalt. In der Dunkelheit konnte man nicht sehen, ob es ein Unteroffizier oder ein Offizier war.

»Wo fährst du hin?« fragte Cvetković.

»Ich weiß es nicht genau, der Kolonne nach, in die Stadt.«

In diesem Augenblick kam im Laufschritt der abgesandte Gendarm mit dem Polizeibeamten die Straße hinauf. Cvetković wandte sich ab von dem Fahrer, der seinen Wagen sofort in Bewegung setzte und mit größter Geschwindigkeit die vorausgefahrene Kolonne einzuholen suchte. Er fühlte, daß der Gendarm, der dem Fahrer mitgeteilt hatte, Cvetković sei da, einen Fehler begangen hatte.

Der Polizeibeamte meldete auf die Frage von Cvetković, daß er keine Ahnung hätte, was vorgefallen war und was im Gange sei. Niemand habe ihn angerufen, niemand benachrichtigt.

Cvetković überlegte schnell. In die Gardekaserne hineinzugehen, ist vielleicht gewagt. Wer weiß, was in der Garde jetzt los ist. Vielleicht ist eben dort der Sitz der Empörung. So drehte er sich kurz um und befahl dem Gendarmen, ihm zu folgen. Mit raschen Schritten ging er durch die stillen Straßen zwischen den schlafenden Villen der Banjica zu, wo er das 18. Infanterieregiment, dessen Kommandeur sein persönlicher Freund war, aufsuchen wollte.

Aber schon nach wenigen hundert Schritten hörte er hinter sich das Gedröhn eines großen Lastwagens. Er drehte sich um. Die Gendarmen standen schußbereit um ihn. Der Lastwagen war mit kreischendem Bremsen vor der Gruppe stehengelieben. Im Nu waren ihm einige Uniformierte entsprungen. Ein Offizier trat an Cvetković heran, die gezückte Pistole auf die Brust des Präsidenten gerichtet.

»Herr Präsident, ich bitte Sie, mir zu folgen!«

Die Gendarmen warteten auf ein Zeichen, um das Feuer zu eröffnen. Cvetković fragte:

»Wer schickt Sie?«

»Ich kann Ihnen das nicht sagen, machen Sie keine Umstände und kommen Sie mit mir.«

Jetzt merkte Cvetković, daß der Offizier, ein Hauptmann, offensichtlich betrunken war. Er schwankte auf den Beinen und strömte eine Alkoholwolke aus.

»Gut, ich gehe mit Ihnen.«

Er stieg in den Wagen, saß zwischen dem Fahrer und dem Hauptmann. In schneller Fahrt sauste das schwere Fahrzeug der Stadt zu, durch die langen Straßen in Richtung zur Semliner Brücke. Cvetković nahm an, die Fahrt würde zum Kommando der Luftwaffe, nach Semlin gehen. Doch auf der Brücke wurde der Wagen angehalten. Einige kurze Befehle, und schon wendete der Wagen und brauste mit halsbrecherischer Geschwindigkeit wieder die Straßen hinauf zum Generalstabsgebäude.

Zur selben Stunde ging mit schnellen, langen Schritten ein einsamer Fußgänger durch die nächtlichen Straßen. Den Hut hatte er tief ins Gesicht gezogen, den Mantelkragen hoch geschlagen. Er vermied es offensichtlich, hell erleuchtete Plätze oder Straßenzüge zu überqueren. Nun war er unter dem Topčiderhügel angelangt, blieb einen Augenblick stehen und holte tief Atem. Er sah auf die Uhr. Es war kurz vor drei. Das Licht einer Straßenlaterne fiel auf das fahle Gesicht: Es war der Hofminister Antić.

Von Cvetković war er geweckt worden, hatte versucht, mit dem Schloß in Verbindung zu treten, bemerkt, daß die Telephonverbindungen unterbrochen waren, und war dann kurz entschlossen zu Fuß losgegangen, da er auch seinen Wagen nicht herantelephonieren konnte. Er hatte die Absicht, die Gardekaserne zu erreichen.

Und atemlos stand er eine halbe Stunde später vor General Stajić, dem Befehlshaber der Königlichen Garde. Sonderbarerweise war der General in seiner hell erleuchteten Kanzlei.

»Was ist in Belgrad los, Herr General?« fragte Antić heiser und wischte sich mit dem seidenen Taschentuch die feuchte Stirn, noch ganz außer Atem vom schnellen Marsch.

Der General reichte ihm wortlos ein Stück Papier. Es war ein

Brief. Antić sah auf die Unterschrift, die kalligraphisch schön am Ende des Textes stand: Major Zivan Knežević.

Das Schreiben war kurz. Knežević benachrichtigte seinen Kommandanten, er hätte sein Bataillon auf die Straße geführt, ohne einen Befehl seiner Vorgesetzten erhalten zu haben. Er müsse dies tun, denn es sei seine Pflicht, als Patriot mit bewaffneter Gewalt den Rücktritt der Regierung zu erzwingen, die den Schandpakt mit der Achse unterzeichnet hatte. Er bäte den General um Entschuldigung für sein eigenmächtiges Handeln, aber er hätte nicht anders vorgehen können, und er beschwöre gleichzeitig den General, sich an die Seite der patriotischen Bewegung zu stellen.

Antić ließ das Papier sinken.

»Und was sagen Sie dazu, General?«

Der General schwieg einige Augenblicke, dann sagte er langsam:

»Ich weiß nicht, was vorgeht. Man hat mich geweckt, um mir dieses Schreiben zu überreichen. Später erfuhr ich, daß ein Leutnant einen Zug Gardeinfanterie auch von hier hinausgeführt hat. Es ist Unruhe unter den Leuten entstanden. Einige Bataillonskommandeure haben ihre Mannschaften wecken lassen. Ich weiß aber nicht, was ich tun soll, denn ich weiß nicht, was eigentlich geschieht.«

»Aber wir müssen doch etwas unternehmen!«, rief Antić ungeduldig.

»Natürlich«, pflichtete der General bei, »aber zuerst müssen wir wissen, was eigentlich los ist. Es sind einige Offiziere aus der Stadt gekommen, die behaupten, das Militär hätte die Gewalt im ganzen Lande übernommen, und der König hätte sich damit einverstanden erklärt.«

Antić war sprachlos.

»Der König? Das ist doch ganz ausgeschlossen. Das muß der General Simović sein und vielleicht Ilić mit ihm.«

Die Tür wurde aufgerissen. Groß und breit polterte General Kosić ins Zimmer. Er hatte oben beim König im Schloß Dedinje geschlafen. Er war auch Gouverneur des Königs und hatte im Schlosse einige Zimmer zur Verfügung. Und da war er geweckt und benachrichtigt worden, in der Stadt sei etwas im Gange, Unruhen wären ausgebrochen, und Militär hätte sich eingemischt.

Einige kurze Fragen, und schon traf Kosić, energisch und zielbewußt, kaltblütig seine Anordnung.

»Senden Sie sofort einen Offizier aus, die beiden Regenten Stanković und Perović zu holen. Lassen Sie die Gardeartillerie sofort wecken und antreten. Die Kavallerie soll sofort satteln. Wir werden schon sehen, ob wir mit den Kerlen fertig werden.«

Die überlegene Ruhe und Entschlossenheit des Generals hatte auch dem Gardekommandanten und Antić die Ruhe wiedergegeben. Und schon einige Minuten später waren die beiden Mitregenten in der Kaserne.

»Simović macht seinen Putsch«, sagte Kosić kurz den beiden Herren. »Er hat anscheinend einige Verbände hinter sich und besetzt mit ihnen die wichtigsten Punkte der Stadt. General Leko ist nach meinen Informationen zum 18. Infanterieregiment geeilt, um es aufzustellen. Anscheinend bedient sich Simović der Parole, der König sei mit ihm. Wir müssen sofort zum König und ihn herbringen, damit wir die Garde in den Händen behalten.«

Die Herren waren einverstanden. Und so begaben sich alle miteinander hinauf, durch die Kasernen nach Schloß Dedinje. Kosić, Erzieher des Königs, trat in das Schlafzimmer Peters. Behutsam weckte er ihn auf.

»Majestät, entschuldigen Sie, daß ich Sie wecke, aber es geschehen wichtige Dinge, die mich dazu zwingen.«

Der lang aufgeschossene, schmächtige Junge saß verstört in seinem Bette und hörte, was ihm Kosić berichtete: von Simović, von den Unruhen, die Simović in der Stadt hervorgerufen hatte, von der Behauptung, daß er, der König, mit Simović einverstanden sei.

Ein Kammerdiener war herbeigeeilt. Rasch zog sich der Junge an. Er begriff die Lage nicht ganz, aber er sah, daß etwas sehr Ernstes im Gange war.

»Aber ich habe doch keine Ahnung von den Dingen, General. Ich kenne ja Simović kaum. Und was ist mit meinem Onkel? Ist er benachrichtigt?«

Kosić konnte keine Auskunft darüber geben, was mit dem Prinzregenten sei. Er war abgereist und mußte sich jetzt irgendwo im Zuge in der Richtung nach Zagreb befinden.

Die beiden Regenten, Antić, Kosić und zwei diensthabende Generale saßen zusammen mit dem König und berieten. Der Ad-

jutant, General Petrović, übernahm den Schutz des Schlosses. Er eilte hinaus und gab den Befehl, niemand an das Schloß heranzulassen, wer es auch sei. Das Bataillon der Leibwache war unter die Waffen getreten und ging um das Schloß in Stellung. Der König begab sich mit den übrigen zur Gardekaserne. Unterwegs wurde beschlossen, General Kosić unumschränkte Vollmacht zu erteilen, mit Waffengewalt den Putsch zu unterdrücken und die Ordnung herzustellen. Der König, verängstigt, fassungslos, sagte immer wieder zu Kosić:

»Machen Sie Ordnung, schlagen Sie zu.«

Unten war, gemäß dem Befehle des Generals Kosić, inzwischen der größte Teil der Garde angetreten. Stramm standen die Fronten, als der junge König in Begleitung des Generals und der beiden Mitregenten erschien. Die Offiziere, eben noch wankend gewesen, nicht wissend, was sich abspielte, nahmen sich zusammen. Also war der König doch nicht mit den Verschwörern?

Vor den Regimentern stand der schmächtige Junge in der Uniform eines Oberleutnants der Luftwaffe. Mit seiner hellen Stimme begrüßte er die Formationen mit dem alten Gruß, der noch aus den Türkenkriegen überliefert war:

»Gott mit euch, ihr Helden!«

Und aus den rauhen Bauernkehlen seiner Gardisten schallte es wider:

»Gott mit dir!«

Langsam schritt die kleine Gruppe die Reihen ab, damit alle genau den König sehen konnten. Kosić ging neben ihm, überlegte schon, wie er die nächsten Stunden zur Niederschlagung des Aufstandes verwenden werde. Er machte sich schon seinen genauen Plan zurecht. Ein kurzbefristetes Ultimatum an Simović, sofortige Unterwerfung — und dann aber ganz energisch, mit allen Mitteln die England- und Sowjetfreundlichen ausgemerzt aus der Armee.

Prüfend betrachtete der General die Gesichter der Offiziere, während er an ihnen vorbeischritt. Im unsicheren Licht konnte man nicht genau den Ausdruck lesen, der in ihren Augen stand. Ob wohl Verschwörer darunter waren? Der Hauptmann da, mit dem deutlich merkbaren nervösen Zucken um den Mund? Oder jener Oberstleutnant, der vor seinem Bataillon stand? Wenn nur die Garde fest bleibt, dann kommt alles in Ordnung. Und der treue

Leko, der Chef der Hofverwaltung, hat wohl inzwischen auch die Infanterieregimenter da draußen auf der Banjica sichergestellt. Noch ein Blick über die schnurgerade ausgerichteten Reihen, die sich im Dunklen unter den Bäumen verloren, dann kehrte die Gruppe zurück ins Schloß, um den König zu geleiten. Die Regenten und Antić blieben im Schlosse, Kosić ging schnell zurück in die Gardekasernen. Nun sollte der Aufstand erledigt werden.

Vor dem großen Kasernentore hörte man das metallene Rollen von Panzerwagen. Was war das schon wieder? Ein Major erschien, wollte Kosić sprechen. Der General ließ ihn zu sich.

»Herr General«, sagte Major Zobenica überlaut, aufgeregt, »Herr General, ich bitte Sie, mir sofort zu folgen. Das Militär hat die Gewalt übernommen, und General Simović hat dazu Auftrag vom König.«

»Du lügst, du bist ein Verräter!« schrie nun der General, bleich vor Wut, den Major an und wandte sich an neben ihm stehende Offiziere. »Führt den Kerl ab, er ist festzuhalten.«

»Mich kann niemand festhalten!« rief Zobenica. »Die Offiziere sind mit der nationalen Erhebung!«

Es entstand eine Bewegung in der Gruppe, die sich um die beiden gebildet hatte. Einige wollten, gemäß dem Befehle des Generals, Zobenica festnehmen. Andere, wankend oder vielleicht auch eingeweiht, drängten sich dazwischen und ermöglichten dem Major so, durch das Kasernentor wieder hinauszukommen.

Kosić wutschäumend, sandte nun eine Schwadron auf die Straße, um die Panzergruppe zu umzingeln und festzuhalten. Im Laufschritt eilte er hinüber ins Hauptgebäude, in die Kanzleien des Stabes.

Doch der Leutnant, der die ausgesandte Schwadron befehligte, ging zu den Verschwörern über. Und die Wache, überredet, überrumpelt von eindringenden Offizieren, ließ nun eine neue Verschwörergruppe ein. Kosić konnte nicht mehr zum Stabe des Gardekommandanten gelangen. Eine größere Zahl von jungen Offizieren, Leutnante, Oberleutnante, war ihm in den Weg getreten.

»Sie kommen mit uns!«

Und schon war Kosić umzingelt. Er versuchte, seine Pistole zu ziehen, sie wurde ihm jedoch entwunden. Zehn, zwanzig Hände verkrampften sich in seine Uniform. Er schlug um sich, wie irr-

sinnig kämpfte er gegen die Übermacht an. Seine Kleidungsstücke wurden ihm in Fetzen vom Leibe gerissen. An Armen und Beinen gepackt, wehrlos, wurde er hinausgeschoben zu dem Wagen des Majors Zobenica. Vergebens versuchte er, die Meute von sich abzuschütteln, schrie, fluchte, sträubte sich.

»Sie müssen also doch mitkommen, Herr General!«

Es war Zobenica mit einem Ausdruck höhnischer Wut. In den Wagen hineingestoßen, festgehalten, in ohnmächtigem Grimm die Zähne zusammengebissen — so fuhr nun Petar Kosić, der Generalstabschef, zur Stadt, zu Simović.

Zobenica trat nun zum zweiten Male in den Kasernenhof. Die Verschwörer hatten sich mit den übrigen Offizieren, die fassungslos den Ereignissen der Nacht gegenüberstanden, vermengt, standen in Gruppen herum.

»Der König ist mit uns. Glaubt Kosić nicht, er hat den König gezwungen, sich mit ihm bei euch zu zeigen. Das ganze Heer steht hinter Simović. Es ist unsere Pflicht, das Vaterland ist in Gefahr.«

Erregt und heftig wurden die Argumente herausgestoßen und eindringlich unzählige Male wiederholt. Und wenn auch noch einige Stimmen laut wurden, die Zweifel, Unsicherheit ausdrücken wollten, sie wurden übertönt von der Flut der überzeugenden Ausführungen der Verschwörer. Und keiner konnte so die Disziplin, die Ordnung wiederherstellen.

So eroberten die Verschwörer die Garde. Zobenica aber stand vor General Stajić, dem Gardekommandanten.

»Im Auftrag des Generals Simović ersuche ich Sie, sämtliche Regimentskommandeure anzuweisen, sie mögen sich sofort mit mir zum Generalstab begeben.«

Stajić wollte nicht — oder konnte vielleicht nicht — widersprechen. Er ließ die Obersten kommen. Und da standen sie alle mit ihren blinkenden Uniformen, ihren goldnen Tressen, ihren glänzenden Stiefeln. Die Kommandeure der Garderegimenter, ein Bild von Befehlshabern, die niemand mehr befehlen konnten. Ihre Garde war ihnen zwischen den Fingern zerbröckelt.

Ein Major führte die Reihe von Obersten ab. General Stajić blieb allein, setzte sich an seinen Schreibtisch, zündete sich eine Zigarette an und blies nachdenklich den Rauch in die Luft. So fand ihn das Morgengrauen.

ELFTES KAPITEL

Der Tag in Belgrad

Bis spät nachts war ich noch in der Redaktion gewesen. Der große, leider verspätete Propagandafeldzug sollte beginnen, um dem Volke den ganzen Fragenkomplex der europäischen Neuordnung zu erklären und die Rolle Jugoslawiens nach dessen Eintritt in den Dreimächtepakt zu schildern. Es war viel zu tun noch diese Nacht. Und müde legte ich mich schließlich zu Bett.

Ich war im ersten Schlummer, als mich jäh und grell das Schrillen des Telephons weckte. Sicher wieder irgend etwas hängengeblieben in der Arbeit für die Stadtausgabe. Ich hatte doch alles genau geordnet und alle Anweisungen gegeben.

Einer meiner Mitarbeiter sprach durch den Draht zu mir.

»Es geht etwas vor in der Stadt. Auf der Terazija stehen Panzerwagen. Und die Brücke nach Semlin ist gesperrt. Eben meldete mir dies der Leiter der Expeditionsabteilung. Die Kolporteure sind kaum durch die Sperren, die überall aufgestellt sind, durchgekommen.«

Mit einem Schlage war ich wieder ganz wach. Was mag das sein? Vorsichtsmaßregeln gegen Unruhen? Oder etwas anderes? Putsch?

Ich zog mich notdürftig an, entnahm meiner Schreibtischlade den großen Parabellum und ging langsam die Treppen hinunter. Im Treppenhause begegnete ich dem Mitarbeiter, der mich geweckt hatte. Es war der Verwaltungsdirektor des Verlages. Auch er war eben damit beschäftigt, eine große Pistole zu laden.

»Ich weiß zwar nicht, was los ist, aber man kann nie wissen...«

Wir traten auf die Straße. Die Nachtbelegschaft in der Expedition war verstört, ein Angstgefühl lag über den Leuten. Langsam ging ich die Straße hinauf bis zur nächsten Ecke, wo das große Gebäude der Agrarbank beherrschend vorgeschoben war. Hier stand schon eine Sperre in voller Marschausrüstung, mit Stahlhelm, bajonettbewehrtem Gewehr. Ein junger Offizier ging von Soldat zu Soldat, gab halblaute Weisungen aus. Vereinzelte nächtliche Passanten wichen in die Nebenstraßen. Hinter der Sperre, an der Taxenhaltestelle, standen die Nachtfahrer bei ihren Wagen und unterhielten sich flüsternd. Im Hintergrund war ein Panzerwagen. Seine Rohre waren drohend gegen das Verlagsgebäude ausgestreckt.

Ich trat an einen Unteroffizier heran:

»Was ist los, was geht vor sich?«

Ein kurzes heiseres Auflachen, gedämpft und unterdrückt, antwortete mir:

»Das Militär hat die Gewalt übernommen. Der König ist volljährig.«

»Und die Regierung?«

»Weiß ich nicht. Geht mich nichts an.«

Ich ging langsam zurück, blickte auf die Uhr. Es war kurz vor vier. Was sollte ich tun? Offensichtlich war dies, was jetzt geschah, der Putsch. Der Putsch, von dem einer oder der andere gesprochen hatte in den letzten Tagen. Der aber immer als Unmöglichkeit hingestellt worden war. Die Spitzen des Heeres standen doch bei der Regierung und beim Pakt. Aber der Putsch war doch da, den vor einigen Stunden noch Cvetković als dummes Panikgerücht abgetan hatte.

Ich überlegte. Zurück in die Wohnung durfte ich nicht. Man wird mich sicher suchen. Und dann in der Nacht, beim Umsturz selbst — wer weiß, was alles geschehen kann. Es ist ja niemand verantwortlich bei solchen Gelegenheiten. Revolutionärer Eifer, sagt man nachher, wenn man Morde entschuldigt.

Vom Pförtner aus suchte ich Verbindung mit der Polizei, mit dem Ministerratspräsidium, mit dem Innenministerium zu bekommen. Vergebens. Die Telephone arbeiteten nicht. Offensichtlich war das Fernsprechamt schon besetzt.

Von der Terazija herüber hörte man das schwere, metallene Rollen von Panzerwagen oder Geschützen. Sonst vollkommene Ruhe. Kein Laut kam durch die Nacht.

Wenn man nur Verbindung herstellen könnte mit irgend jemand, der Bescheid weiß über die Dinge. Wo ist der Kriegsminister, wo steckt Cvetković, was macht die Garde?

Eine kleine Abteilung Soldaten, geführt von einem Fliegeroffizier, kam im Schnellschritt die Straße herauf. An einem Nachbarhause machten sie halt. Klingelten, holten den verschlafenen Pförtner heraus. Überrannten ihn und verschwanden im Hauseingang.

Es war höchste Zeit. Ich mußte irgendwohin, wo man mich wenigstens in diesem ersten Augenblick nicht finden konnte. Und vielleicht wendet sich ja das Blatt noch.

Mit langsamen Schritten, wie ein verspäteter Nachtvogel, die Hand in der Tasche an dem Abzug des entsicherten Parabellum, ging ich durch die Straßen. Zunächst zu Verwandten eines meiner Mitarbeiter. Dann wollte ich weiter sehen.

Und da saß ich nun in einem Zimmer, während durch die verschlossenen Läden langsam das fahle Grau des nahenden Morgens hereinkroch.

Es klingelte. Holte man mich? Ich griff wieder an die Pistole.

Es war der Kabinettschef des Ministerpräsidenten mit seinem Bruder. Beide auch aufgeweckt mitten in der Nacht, Mäntel über Schlafanzüge gezogen, ungekämmt, unrasiert, verstört und übernächtig.

»Das Präsidium ist umstellt von Militär. Das Generalstabsgebäude gegenüber ist hell erleuchtet. Überall stehen Maschinengewehre und leichte Geschütze in der Stadt umher«, erzählte mir der Kabinettschef.

»Und was ist mit Cvetković?«

»Keine Ahnung. Ich habe versucht, ihn irgendwie zu erreichen, aber es ging nicht. Er ist wahrscheinlich verhaftet. Oder vielleicht noch ärger.«

Ich nahm Abschied. Wollte an einen sicheren Ort zu Bekannten gehen, bevor es Tag wurde. Es schien mir, daß man mich dort nicht finden könnte.

Morgengrauen lag über der Stadt. Ich ging durch Nebenstraßen, an vereinzelten Menschen vorbei, die von der Nachtarbeit kamen oder zur Früharbeit gingen. Eine kleine Kneipe war offen. Gegröl und ein schmaler, gelber Schein drangen aus der angelehnten Tür. Es wußte scheinbar niemand von den Leuten, was vorging.

Müde war ich. Körperlich und geistig. Ich fühlte, daß alles zusammengebrochen war, wofür ich gearbeitet hatte, woran ich geglaubt hatte. Ich fühlte, daß nun alles vergebens gewesen war, was in den langen, durchgearbeiteten Nächten, in den zähe geführten Unterredungen, in den vielen Besprechungen und Versuchen getan wurde, in diesem Ringen gegen Unverstand und Böswilligkeit.

Es war ein totaler Zusammenbruch. Das trübe Grau, das sich langsam in den Tag verwandelte, war so recht die entsprechende Untermalung für meinen Gemütszustand.

Ich kam bei meinen Bekannten in der stillen Gasse an der Donau

an. Klingelte. Sah verstörte, erschreckte Gesichter. Beantwortete bange Fragen. Und wollte nur Ruhe.

Und da lag ich nun in einem verdunkelten Zimmer, versuchte einzuschlafen. Immer wieder kreiste mir die Frage im Kopf: Warum? War das möglich? Ist es nicht nur ein blöder Traum, eine wahnsinnige Ausgeburt übermüdeter Nerven?

Das Rundfunkgerät im Nebenzimmer bewies, daß es leider volle Wahrheit war, was ich erlebte.

»In Anbetracht der schweren Lage, in der sich Volk und Staat befinden, hat der König beschlossen, die Macht zu übernehmen. Die Regenten haben abgedankt. Das Heer steht treu zum König und führt seine Befehle aus. Mit der Bildung der neuen Regierung ist Generaloberst Dušan T. Simović beauftragt. Es lebe der König!«

Laut krächzte das Radio. Und dann kam die Nationalhymne.

»Gott der Gerechtigkeit, der Du uns vor dem Verderb bisher bewahrt hast ...«, lautete der Text.

Ich empfand es als Verhöhnung, als ein Hinabzerren, eine blutige Verunglimpfung der Klänge, die mir immer soviel bedeutet hatten.

Und dann ein kriegerischer Marsch:

»Bereitet euch vor, ihr Kämpfer ...«

Ich wollte das Gerät abstellen, konnte nicht mehr anhören, was da durch den Lautsprecher kam. Aber vielleicht kamen noch Mitteilungen, Nachrichten, aus denen man etwas entnehmen konnte.

Doch es kam lange nichts, nur jene erste Verlautbarung wurde alle zehn Minuten wiederholt und immer umrahmt von patriotischen und kriegerischen Klängen. Und schließlich wurde dann die Proklamation des Königs verlesen.

»Serben, Kroaten und Slowenen!

In diesen schweren Augenblicken für unser Volk habe ich mich entschlossen, die königliche Gewalt in meine Hände zu nehmen. Die Regenten, die die Berechtigung meiner Beweggründe verstanden haben, erklärten sofort selbst ihren Rücktritt. Mein treues Heer und die Marine haben sich mir sofort zur Verfügung gestellt und führen meine Befehle aus. Ich fordere alle Serben, Kroaten und Slowenen auf, sich um den Thron zu versammeln. Es ist dies das Sicherste, um in diesen schweren Verhältnissen die innere Ord-

nung und den äußeren Frieden aufrechtzuerhalten. Das Mandat für die Regierungsbildung habe ich dem Generalobersten Dušan T. Simović anvertraut. Im Vertrauen auf Gott und auf die Zukunft Jugoslawiens fordere ich alle Bürger und alle Behörden im Lande auf, ihren Pflichten gegen König und Vaterland nachzukommen.

Peter II.«

Es war Hohn, es war schändlich, was ich da hörte.

Wie konnte der Siebzehnjährige größere Gewähr für Ruhe und Frieden dem Volke geben als der Regent, der kluge, verantwortungsbewußte Mann? Wie konnte der General, der vier Tage vorher mit schärfsten Drohungen gegen die Paktpolitik und hiermit gegen den Frieden gewettert hatte, nun die Politik des Landes in seine Hand nehmen?

Es war unverständlich. Was dachte sich wohl der junge Mensch, der das unterschrieben hatte, was man da verlas? War er sich der Verantwortung bewußt, die er übernahm? War er überhaupt in der Lage zu verstehen, wofür er sich hergab? Verstand er, was das bedeutete, wenn man gewaltsam jene entfernte, die die Träger der Bündnispolitik mit Deutschland waren?

Durch eine Spalte drang ein Sonnenstrahl ins Zimmer. Lustig tanzten Stäubchen auf und nieder, wirbelten im goldenen Streifen, der selbst dem matten Schwarz meiner Pistole kleine Reflexe entlockte. Die Augen schmerzten mich, und langsam übermannte mich die Müdigkeit. Ich schlief ein.

Lautes Schreien auf der Straße weckte mich wieder. Ein Blick auf die Uhr: Es war 9 Uhr vormittags. Eine Gruppe Halbwüchsiger, Schüler und Lehrjungen, zog durch die Straße. Schreie stiegen auf:

»Es lebe der König!«

»Es lebe das Volk!«

»Nieder mit Paul!«

»Nieder mit dem Schandpakt!«

»Bündnis mit den Sowjets!«

Diese dummen Jungen, die nichts wußten und nichts verstanden, die machten jetzt Politik auf der Straße! Das soll also die Ordnung im Innern sein!

Und immer neue Gruppen hörte man. Immer wieder waren es Stimmen von ganz jungen Menschen, und immer wieder die un-

flätigsten Beschimpfungen jener Männer, die den Frieden und die Größe des Landes, die eine bessere Zukunft in Sicherheit und Wohlstand für das Land gewollt hatten.

Ich schaltete das Rundfunkgerät wieder ein. Noch immer diese Fanfarenklänge. Doch plötzlich unterbrach eine neue Mitteilung die Musik.

»General Simović hat seine Regierung gebildet. Die Regierung hat folgende Zusammenstellung ...«, und dann wurden die Namen verlesen.

Schon beim ersten Namen stutzte ich.

»Erster Vizepräsident Dr. Vlatko Maček ...«

Wieso? Maček hatte sich doch mit vollster Energie für den Pakt und die damit verbundene Politik eingesetzt. Und auch persönlich war er doch immer engstens sowohl mit dem Regenten als auch mit Cvetković verbunden gewesen. Was konnte das heißen? Hatte Maček Front gewechselt, oder war dies nur eine Finte von Simović, seinen Namen hineinzunehmen in die Ministerliste? Oder sollte es vielleicht bedeuten, daß die Regierung Simović nur Cvetković und den Regenten abschaffen, sonst aber die Politik weiterführen will, die Paul und sein Ministerpräsident geführt hatten?

In einem Augenblick schossen mir alle diese Fragen durch den Kopf. Doch schon der nächste Name unterbrach die rasend schnellen Gedankengänge und stellte neue Probleme:

»Zweiter Vizepräsident Professor Slobodan Jovanović ...«

Slobodan Jovanović, der große Mann der Freimaurer, der im Hintergrund saß, sich hinter dem Schutz seiner Gelehrsamkeit verborgen hielt, nie als Aktivpolitiker auftreten wollte und doch die ganze serbische Freimaurerei beherrschte. Jovanović, dessen Sprachrohr und Schüler, dessen Handlanger und Vollstrecker Konstantinović gewesen war. Wie kam der mit Maček zusammen? Das Haupt der serbischen Freimaurerei, eingefleischter Demokrat, Republikaner, Jakobiner, zusammen mit dem königstreuen Bauern Maček — unverständlich!

Und dann kamen die übrigen Namen. Schließlich hieß es noch, daß die Mitglieder der Regierung vor König Peter den Eid abgelegt hätten.

Alle Kroaten aus dem früheren Kabinett waren geblieben, beide Slowenen ebenso, der Mohammedaner auch. Doch von den Serben

waren alles neue Leute, mit Ausnahme von Budisavljević und Čubrilović, die aus der Regierung Cvetković wegen des Beitritts zum Dreierpakt ausgetreten waren. Als Außenminister wurde der alte Ninčić genannt. Wo hatte man nur den ausgegraben? Er war doch alt, stocktaub und krank. Vielleicht deshalb, weil er vor vielen Jahren einmal Präsident der Völkerbundsversammlung gewesen war, als ein kraftloses Deutschland durch Stresemann seinen Beitritt zur Liga am Genfer See angemeldet hatte.

Budisavljević war Innenminister geworden. Der größte Deutschenfresser der abgesetzten Regierung sollte also jetzt Innenpolitik machen. Ilić natürlich Kriegsminister; wenn Simović Ministerpräsident geworden war, konnte es auch nicht anders sein.

Und plötzlich sah ich das Schema der neuen Regierung vor mir. Die serbischen demokratischen Parteien hatten alle je zwei Mann in die Regierung gestellt. Und alle diese Leute waren Freimaurer, bekannte, offene Verfechter der politischen Pläne des Großorients. Jevtić war darunter, den ich einige Tage früher in vorgerückter Stimmung in einem Nachtlokal betrachten konnte, wie er die Zigeuner das Tipperarylied spielen ließ, mitgrölte und dann reichlich mit Trinkgeldern umherwarf, nachdem er und seine Tischrunde lebhaft und demonstrativ der Musik Beifall gespendet hatten. Miša Trifunović war auch auf der Liste. Der Mann, der die Denkschrift der Opposition dem Regenten überreicht hatte. Und schließlich Milan Gavrilović, der Gesandte in Moskau, ganz links, ganz Anarchodemokrat, mehr Bolschewik als anderes.

Da ward es mir klar: Den Grundton der Regierung gaben die Serben, die serbischen Freimaurer, die Leute, die fanatisch am Westen hingen und ebenso fanatisch Deutschland haßten. Die Kroaten waren nur zur Verbrämung da. Wer weiß, ob sie überhaupt eingewilligt hatten, in die Regierung einzutreten. Und ebenso auch die Slowenen.

Und eine feurige Rede, die das Radio in diesem Augenblick losließ, bestätigte meine Annahme.

Vom serbischen Freiheitsdrange wurde gesprochen, von der serbischen Mission. Vom Ehrgefühl des serbischen Volkes. Von der zähen Beharrlichkeit der Serben und von ihrer Tapferkeit aus der Zeit der Balkankriege und des Weltkrieges. »Der Geist der ser-

bischen Freischärler ist erwacht«, schrie jemand durch den Äther, und zur Bekräftigung dröhnte gleich ein Komitadschilied.

Kein Wort über Jugoslawien. Kein Wort über die Tatsache, daß schließlich das Land nun schon 22 Jahre nicht mehr ein Staat der Serben, sondern ein Staat der Südslawen war.

Ein Mitglied meiner Bekanntenfamilie kam aus der Stadt zurück. »Ich bin kaum durchgekommen. Überall Militär, und überall eine grölende, schon besoffene Menge. Überall läßt man Simović hoch leben, England hoch leben, Roosevelt hoch leben. Überall flucht man auf den Prinzen, auf Cvetković. Und überall hört man Rufe für einen Pakt mit Moskau.«

Atemlos, abgehackt war der Bericht.

»Es ist der Vorstadtpöbel, der Mob, der in die Stadt gezogen ist. Eine wütende Menge verlumpter, schmutziger Gestalten, vermischt mit barhäuptigen Mädchen und Schülern, wälzt sich durch die Straßen. Das Deutsche Verkehrsbüro ist durch Steinwürfe zertrümmert. Ein Scheiterhaufen ist davor aufgebaut worden. Möbelstücke, Bilder, Papiere brennen. Und ebenso vor dem italienischen Büro. Ebenso geht es mit dem Vreme-Verlag. Vor der deutschen Gesandtschaft und vor der italienischen stehen Militärkordons, und dahinter flucht und wütet die Menge. Und rote Fahnen sieht man, erhobene Volksfrontfäuste. Es ist ein Hexenkessel in der Stadt.«

Es war mir klar, daß alles aus war. Das Gebrüll einer Demonstrantengruppe hörte man bis in das Zimmer, in dem ich saß. Ich wußte, was kommen mußte. Eine solche Beleidigung, einen solchen Schlag ins Gesicht konnte sich Deutschland nicht gefallen lassen. Wie war das doch teuflisch von England ersonnen. Gleich nach der Paktunterzeichnung der Umsturz, die Verhaftungen, die Demonstrationen. Die Saat der emsigen Bestrebungen Ronald Campbells und seiner vielen Agenten, gedüngt mit der Menge wohlangebrachter Pfundsummen, war aufgegangen. Donovans Besuch hat jetzt seine Früchte gezeitigt. Churchill und Roosevelt konnten zufrieden sein. Und vielleicht auch Stalin, wenn die Kommune auf Befehl von Moskau heute so wütete.

Einige Male im Laufe des Tages erhielt ich Nachrichten in meinem Zufluchtsort. Die Demonstrationen hatten sich den ganzen Tag hindurch fortgesetzt. Waren am Nachmittag noch ärger, noch wüster geworden. Schriftenbänder waren in der Stadt mit kom-

munistischen Parolen umhergetragen worden. Und Sprechchöre wiederholten unzählige Male an allen Plätzen:

»Lieber Krieg als Pakt, lieber Krieg als Pakt!«

»Hoch England, hoch die Sowjets!«

Auf offener Straße verteilten Juden Geld an den Pöbel, um zu Schmährufen und Steinwürfen anzufeuern. Wein und Schnaps flossen in Mengen, von Agenten bezahlt. Der Mob konnte saufen, soviel er wollte. An der englischen Gesandtschaft waren alle Tore offen. Die Massen zogen zu einem Tor hinein, bekamen Whisky und Geld und wälzten sich zum anderen Tore wieder hinaus.

Und überall zwischen den verdächtigen Gestalten der Unterwelt, zwischen denen sich nur wenige ernste und anständig gekleidete Bürger zeigten, tummelten sich die Schüler in ihren blauen Kappen. Man hatte ihnen am Tage der Paktunterzeichnung schulfrei gegeben. Gestern noch hatten wir darüber gesprochen. Es war ein Beschluß des Professorenvereins von Belgrad, die Kinder auf die Straße zu lassen. Der Unterrichtsminister war nicht eingeschritten. Und die Spitzen des Vereins der Mittelschullehrer schlossen mit der Begründung, daß in einzelnen Gymnasialklassen Demonstrationen gegen die Paktpolitik von den Schülern vorbereitet wurden, die Mittelschulen Belgrads. Das muß der Einfluß von Radoje Knežević gewesen sein — klar stand diese Erkenntnis vor mir. Radoje Knežević, der Großfreimaurer, Freund des Simović, von Konstantinović zum Lehrer des Königs ernannt, war derzeit der Präsident des Verbandes der Mittelschullehrer. Er hatte sicher Fühlung mit den Leuten, die den Putsch machten, und wußte darum schon früher. Deshalb auch diese Hinlenkung der Jugend auf die Straße, um ein unverantwortliches Element zu schaffen, das die Straßen füllt und mit Kritiklosigkeit alle Rufe wiederholt, die man ihm vorschreit.

Nach mir waren schon Steckbriefe ausgeschrieben; es wurde nach mir überall gesucht. Wo ich mich aufhielt, war ich sicher, da konnte mich niemand finden. Aber zwei Dinge waren es, die mich dann zum Entschluß bewogen, aus meinem Zufluchtsort hinauszugehen. Man hatte meine Frau vorübergehend verhaftet, ihr angedroht, sie würde erschossen werden, wenn sie nicht angäbe, wo ich mich aufhalte. Sie konnte es nicht sagen, denn sie wußte es nicht. Und schließlich wurde sie freigelassen. Wer wußte aber, wer

konnte voraussagen, was in den nächsten Tagen geschehen würde? Dann erhielt ich Nachricht, man hätte seitens der neuen Behörden meine Auslieferung von der deutschen Gesandtschaft verlangt, als ob ich mich dort verborgen hätte. Ich konnte nicht gestatten, daß das Gerücht umherging, ich hätte in einer ausländischen Gesandtschaft Zuflucht verlangt. Und so entschloß ich mich, durch eine Mittelsperson von den Behörden einen Wagen anzufordern und freies Geleit mir zusichern zu lassen bis zum Polizeipräsidium.

Ich fuhr im großen, geschlossenen Wagen durch die Stadt. Neben dem Fahrer saß ein Soldat in voller Kriegsausrüstung. Die Straßen waren gefüllt von der tobenden Menge. Mit größter Mühe bahnte sich der Wagen einen Weg durch die Massen. Aus Fässern wurde Wein verteilt. Zigeunerkapellen hatten sich an Straßenkreuzungen aufgestellt. Die besoffene Menge tanzte um sie herum. An allen Ecken und Enden waren Maschinengewehre aufgepflanzt. Panzerwagen standen an wichtigen Punkten. Vor dem alten Schloß einige Geschütze. Die Menge brüllte und johlte, ließ Simović und England hoch leben, schrie Drohungen und Verwünschungen gegen den Prinzen und seine Regierung in die Luft. Und ich konnte mich selbst überzeugen, daß stimmte, was man mir schon im Laufe des Tages berichtet hatte: Es war überall der Mob, überall nur die Unterwelt, die aus ihren Schlupfwinkeln in die Stadt gekommen war und sich nun austobte. Auf Wagendächern stehend, schrie da ein Pope, dort ein Offizier, an der anderen Ecke ein zerlumpter Agitator Hetzparolen in die Menge.

Wir waren beim Polizeipräsidium angelangt. Im Kabinett des Präfekten empfing mich ein großer, dicker Fliegeroberst, mit krausem, kurzem Haarpinsel über der schmalen Stirn, ein dickes, aufgedunsenes Gesicht mit einer kleinen Stumpfnase, feldmäßig ausgerüstet, das Koppel und den Schulterriemen über den dicken Leib geschnürt.

Wo hatte ich nur schon dieses rote Birnengesicht gesehen? Er kam mir bekannt vor, doch wußte ich nicht, wo ich ihn hintun sollte.

»Ich habe den Auftrag, Sie für einige Zeit hierzubehalten«, begann er mit hoher Fistelstimme, die so gar nicht zur massigen Erscheinung paßte. »Ich habe den Auftrag heute früh bekommen

und habe nach Ihnen suchen lassen. Wie lange Sie hier sein werden, weiß ich nicht. Vielleicht wird es nur einige Tage dauern.«

»Tun Sie, was Ihnen befohlen wurde«, erwiderte ich kühl. Ich war auch innerlich vollkommen gleichgültig gegen alles, was nun geschehen sollte. Das Werk, das ich als meine Lebensaufgabe ansah, war zerstört. Das übrige war mir gleichgültig.

Ein Polizist geleitete mich zum Leiter der politischen Polizei. Und unterwegs erinnerte ich mich, als wir durch die engen Gänge schritten, woher mir der Mann in der Fliegeruniform bekannt war. Ich hatte ihn einige Tage vorher in der deutschen Gesandtschaft gesehen, bei einem Vortragsabend eines deutschen Admirals über den Seekrieg im Atlantik; zu dieser Veranstaltung war eine Anzahl von Männern der Politik, der Presse und des Heeres eingeladen worden. Damals hatte er den Orden vom Deutschen Adler am roten Band um den Hals gebunden getragen. Hatte mit großer Aufmerksamkeit dem Vortrag zugehört und lebhaftem Beifall Ausdruck gegeben. Jetzt übte er das Amt des Polizeipräfekten der Putschregierung aus.

Der Leiter der politischen Polizei war ein alter Bekannter von mir. Er war es, der damals die Untersuchung über die Broschüre von den Totengräbern geführt und natürlich nichts gefunden hatte. Und später war ich einmal mit ihm in Konflikt geraten, als er einen Mitarbeiter des Verlages grundlos verhaften ließ.

Mit bezeichnendem Lächeln trat er hinter seinem Tische hervor.

»Ich habe den Auftrag, Sie zu verhaften«, sagte er und sah mich spöttisch an.

Ich blickte ihm ruhig ins Gesicht.

»Sie tun nur Ihre Pflicht damit.«

Er ließ mich abführen. In einem kleinen Zimmer, in dem ein großer Rundfunkapparat eine glühende Hetzrede des Londoner Senders in serbischer Sprache von sich gab, wurde ich untersucht, alle meine Sachen wurden mir abgenommen, außer einem Taschentuch. Aus anderen Zimmern kamen Polizeiagenten und kleine Beamte zusammen. Ein paar junge Offiziere dazwischen, um mich zu betrachten. Ich dachte, man würde mich anpöbeln, da ich bei einigen der Beamten eine kleine britische Fahne im Knopfloch bemerkte. Aber es geschah nichts dergleichen. Ich wurde nur betrachtet wie ein wildes Tier, das man eben eingefangen hatte.

Über steile Treppen wurde ich hinaufgeführt in den sechsten Stock, in die Mansarde. Vor einer Tür machten wir halt. Der Beamte, der mich begleitete, klopfte zweimal an die schmutzige Türfüllung. Von innen wurde aufgeschlossen. Ein dunkler Gang, spärlich beleuchtet durch eine schwache Glühbirne, die an einem Draht von der Decke hing. Einige Gendarmen saßen an einem Tisch. Der Beamte führte mich an ihnen vorbei. Ich sah, daß viele Türen in den Gang einmündeten. Eine von ihnen öffnete mein Begleiter. Auf ihr war die Nummer 6 angebracht. Ich trat ein. Einige Gestalten wendeten sich der Tür zu, als sie geöffnet wurde. Sie waren teils an die Wand gekauert, teils lagen sie auf dem nackten Bretterboden, teils standen sie mitten im kleinen Raum.

»Ah, da schau her!« vernahm ich eine bekannte Stimme. »Auch Sie sind da!«

Ich blickte im schmalen Raum umher. Und da sah ich auch den, der mich begrüßt hatte. Es war der kompromißlose, entschlossene Führer der nationalen Studenten. Groß und stark, breitschultrig trat er an mich heran und bot mir seine breite Pranke. Ich begrüßte ihn herzhaft. Und da sah ich auch die übrigen. Mein früherer Sekretär war dabei, dann ein bekannter Publizist, der Leiter der nationalen Arbeitergewerkschaften und sein Stellvertreter und noch einige Bekannte.

Alle erkundigten sich bei mir, wie es in der Stadt aussah. Sie waren schon in aller Frühe aus den Betten geholt und verhaftet worden. Man hatte sie den ganzen Vormittag in einem großen Kellerzimmer gehalten, mit dem Gesicht zur Wand gekehrt, stehend, während hinter ihnen Polizeibeamte mit Pistolen in den Händen auf und ab gegangen waren. Man hatte ihnen zu verstehen gegeben, sie würden sofort in diesem Raum erschossen. Und immer, wenn die Tür aufging, dachten sie schon, es sei das Ende. Am Nachmittag hatte man sie dann hinaufgebracht und in die enge Zelle gepfercht. Diese Tortur war mir, Gott sei Dank, erspart geblieben.

Die Tür der Zelle tat sich nochmals auf. Ein Polizeikommissar erschien und trennte uns. Mit mir in der Zelle blieb nur der Publizist Kluić. Alle übrigen wurden in die anderen Zellen verteilt. Wieder schloß sich die Tür. Und nun war ich allein mit meinem Gefährten, mit dem ich die Zelle teilen sollte.

1,30 Meter breit, 3 Meter lang war der Raum, den ich von nun an bewohnte. Außer dem Fußboden, den Wänden, einer Decke und einem kleinen, schwer vergitterten Fenster gab es nichts zu sehen.

Und trotzdem schlief ich die Nacht, wenn auch die Zelle hell erleuchtet war, volle 12 Stunden lang auf dem nackten Fußboden in voller Kleidung. Die ungeheuere Nervenanspannung des Tages hatte sich geltend gemacht.

ZWÖLFTES KAPITEL

Die »neuen« Männer tagen

Im großen Arbeitszimmer des Generalstabschefs saß Simović. Es war 4 Uhr früh. Neben ihm, in einem tiefen Lehnsessel, Mirković. Langsam trafen, einer nach dem anderen, die herbeigeholten Politiker ein. Einige freudig und zuversichtlich — es waren die in die Verschwörung Eingeweihten. Andere nervös und verängstigt — jene, die von der Verschwörung nichts gewußt hatten.

Birčanin und Knežević waren auch da, begrüßten die Ankommenden, geleiteten sie zu Simović, der, hinter seinem Schreibtisch stehend, Händedrücke austeilte. Aus dem Nebenzimmer schallte die Stimme des Generals Ilić. Er schrie laut in den Fernsprecher:

»Also haben Sie gut verstanden: Der König hat die Macht übernommen. General Simović ist Ministerpräsident. Ich bin zum Kriegsminister ernannt. Sie haben den Regenten auf dem Bahnhofe in Zagreb zu erwarten, den Zug aufzuhalten und unter Bedeckung wieder zurückzuschicken. Sie haften mit Ihrem Kopf dafür, daß dieser Befehl, den ich Ihnen im Namen des Königs erteile, auch ausgeführt wird.«

Es folgte eine kurze Pause, dann sprach Ilić wieder, laut, fast schreiend:

»Also haben Sie mich verstanden! Es ist gut.«

Die Zivilisten hatten sich in einem anderen Raum versammelt und warteten auf Simović, der gerade mit den kroatischen Ministern verhandelte. Der dicke, große Šutej war da, aus dessen jovialem Gesicht sämtliche Farbe entwichen war, der dürre, lange, griesgrämige Torbar und der kleine, behende Smoljan.

Simović teilte ihnen kurz mit, daß er im Auftrage des Königs eine Regierung bilden wolle. Er forderte sie auf, in die Regierung einzutreten und die innegehabten Posten zu behalten.

»Ich muß zuerst dagegen protestieren, daß wir alle drei hier so mitten in der Nacht aus den Betten geholt und verhaftet worden sind«, begann Šutej.

»Nein, nicht verhaftet!« Simović lächelte verbindlich. »Nur zu mir gebeten, da ich Sie leider nicht mehr besuchen konnte.«

»Ich stelle fest, daß wir doch verhaftet sind, auch wenn Sie das Gegenteil behaupten«, beharrte Šutej. »Wir können nicht so behandelt werden. Wir wissen überhaupt nicht, was Sie wollen.

Was soll das für eine Regierung sein und wie soll ihre Politik aussehen? Was sagt der Regent dazu?«

Simović lächelte noch immer.

»Der Regent ist abgesetzt. Und was die Politik der neuen Regierung betrifft, so wollen wir nur sämtliche politischen Kräfte des Landes zusammenfassen. Cvetković vertritt keineswegs die Mehrheit des serbischen Volkes. Maček und Sie, meine Herren, sind aber zweifellos die Vertreter, die legitimierten Repräsentanten des kroatischen Volkes, ebenso wie Kulovec mit voller Autorität die Slowenen vertreten kann. Ich will eine Konzentrationsregierung bilden, in der auch sämtliche serbische Gruppen vertreten sein werden.«

Die Unterhaltung dauerte noch gewisse Zeit. Die Kroaten bestanden darauf, daß sie zuerst mit ihrem Führer Maček und dann mit dem Regenten sprechen müßten. Früher könnten sie keine Stellungnahme äußern. Simović geleitete sie in ein Nebenzimmer und ließ sie dort allein, bis die Telephonverbindung mit Zagreb hergestellt sein würde.

Kaum hatte sich Simović niedergesetzt, erschien ein Adjutant und meldete, daß Cvetković in den Generalstab geführt worden sei.

»Ja, sehen Sie, lieber Herr Cvetković, ich habe ja immer gesagt, daß es so kommen wird«, begrüßte Simović den Eintretenden.

»Was soll das Ganze bedeuten?«

Simović trat händereibend und lächelnd näher an Cvetković heran.

»Die jungen Offiziere, mein Lieber, die jungen Offiziere. Da sehen Sie, was die Leute gemacht haben. Die wollten eben nicht so denken, wie Sie es haben wollten. Haben einen klaren Kopf und ein mutiges Herz, die Jungen.«

Cvetković hatte sich gesetzt.

»Und ich glaube, es ist das beste, Sie schreiben hier Ihre Demission nieder, mein lieber Herr Cvetković«, sagte Simović und legte ein Blatt Papier vor Cvetković. »Schreiben Sie schön an den König, Sie würden in seine Hände die Demission Ihres Gesamtkabinetts legen. Ich werde schon das Nötige tun, damit die Demission auch angenommen wird.«

Cvetković betrachtete den General, der sich über den Tisch gebeugt hatte und mit grinsendem Gesicht und ununterbrochenem



15. *Links:* Der Ministerpräsident der Putschregierung, General Dušan Simović, der am 27. März 1941 durch einen militärischen Staatsstreich in Belgrad an die Macht kam und dann Jugoslawien vernichtete.

16. *Rechts:* Bora Mirković, der Hauptorganisator des Putsches.





17. *Links:* Der letzte jugoslawische Gesandte in Berlin, Dr. Ivo Andrić.

18. *Rechts:* Der Hofminister Antić.



Händereiben nun wartete, daß auf das weiße Blatt auch der nötige Text geschrieben würde.

»Ich habe das Mandat aus den Händen des Regenten empfangen und kann meine Demission nur seinen Händen übergeben«, sagte Cvetković und schob das Blatt zurück.

»Wie Sie wollen, aber der Regent ist nicht mehr Regent, und der junge König ist mit den jungen Offizieren einverstanden. Ich habe schon von ihm die Betrauung mit der neuen Kabinettsbildung erhalten.«

Cvetković lehnte nochmals ab. Simović drückte auf einen Knopf und befahl, Cvetković in das Zimmer zu den Kroaten zu führen.

Es war in der Zwischenzeit 6 Uhr geworden. Simović ging hinüber in das Konferenzzimmer, wo die Zivilisten saßen. Und da waren sie alle versammelt, die Politiker der alten demokratischen Parteien, die jahrelang den Parteienhader wachgehalten und geführt hatten, die jahrelang alle Bestrebungen junger, überzeugter Nationalisten mit Gewalt niedergedrückt oder mit einer schmutzigen Gegenpropaganda unmöglich gemacht hatten. Aus den verschiedensten Parteien stammten sie. Auch untereinander hatten sie viele Kämpfe geführt. Aber ein Band bestand zwischen ihnen, und es war stärker als das Band, das sie mit ihrem Volk verband. Es war stärker als die politischen Streitereien, die sie entzweit hatten, als die politischen Kombinationen, die sie wieder zusammenführten und wieder in verschiedene Lager brachten: es war das Band der gemeinsamen Zugehörigkeit zur Freimaurerei, das Band, das sie mit den Westmächten verband, mit Frankreich früher und mit England jetzt.

Slobodan Jovanović, der Universitätsprofessor, das Oberhaupt der serbischen Freimaurerei, mit schiefer Schulter, großem kahlem Schädel, einem kleinen weißen Spitzbart, alt und gebückt. Neben ihm das grobe Bauerngesicht des Agrarparteilers Čubrilović und das seines Genossen Tupanjanin, einem der größten Schreier, den je das jugoslawische Parlament beherbergt hatte. Fein und zierlich nahm sich neben ihnen Božidar Vlajić aus, eines der Häupter der Demokratischen Partei, Rechtsanwalt, der auch für die deutsche Gesandtschaft Anwaltsdienste geleistet hatte. Er war der Parade-Germanophile seiner Partei, die sonst durchweg äußerst deutsch-

feindlich eingestellt war. Und gleich neben ihm, den kleinen Kopf, aus dessen großem Mund gelbe Zähne hervorstießen, auf langem Hals über den Tisch gebeugt, Milan Grol, früherer Theaterdirektor, Kritiker, Literat, Politiker, Schöngeist und nun Vorsitzender der Demokratischen Partei, überzeugter Volksfrontmann. Dann der alte Professor Marković, zu alt, um die Realitäten zu erfassen, verbunden mit dem Großorient noch aus der Zeit des Weltkrieges, als er als Emigrant in Frankreich saß. Breit, mit verbissenem Bulldoggengesicht Banjanin, großer Redner, beharrlich in seiner überholten panslawistisch-freidenkerischen Einstellung, seinem Benesch-Kultus. Neben ihm das lange, dunkle, knochige Gesicht des Radikalen Trifunović, des »Pferdes«. So saßen sie nun um den Tisch, diese und noch andere, und warteten, was da kommen sollte.

Simović setzte sich und begann:

»Meine Herren, Sie wissen wohl schon alle, daß der König, gestützt auf das Heer, heute Nacht die Macht übernommen hat. Die bisherige Regentschaft besteht nicht mehr. Die bisherige Regierung hat demissioniert. Das Militär hat die Regierungsgebäude besetzt. Aus der ganzen Provinz habe ich schon in den ersten Morgenstunden Berichte, daß das treue Militär überall Herr der Lage ist. Es ist nirgends etwas vorgefallen, was Unruhe oder Mißbilligung über den Schritt des Königs bedeuten würde. Der König hat eine Proklamation erlassen, die ich Ihnen nun vorlesen will.«

Er entnahm einem Aktenumschlag ein Papier und begann es zu verlesen. Es war ganz im Stil der Hetzschriften und der propagandistischen Flugblätter aus englischer Quelle verfaßt. Man sprach da von Landesverrat und von bezahlten Verrätern, von ehrlosen Ministern und abscheulichen Missetätern.

»Und das hat der König unterschrieben?« fragte jemand, etwas beklommen, in die Stille hinein, die der Verlesung dieses verworrenen Dokumentes folgte.

»Eigentlich noch nicht«, antwortete Simović etwas gedehnt. »Wir sollen es zuerst noch begutachten.«

Es wurden Ansichten laut, daß dieser Text nicht gerade der angemessene sei. Nun verfaßte man schnell einen anderen, kürzeren, sachlichen. Simović sagte, er wolle diesen Text sofort dem König zur Unterschrift schicken, und schon nach zehn Minuten kam das Dokument zurück, versehen mit der ungelenken Unterschrift:

Peter II. Es war so schnell gegangen, als ob der König gleich hier im Nebenzimmer säße.

Inzwischen hatte Simović weitergesprochen.

»Der König hat mich mit der Regierungsbildung betraut. Ich betrachte es aber als nationales Gebot, eine Konzentrationsregierung zu bilden, und möchte Sie bitten, mir nun aus Ihrer Mitte einen anderen Mann zum Regierungspräsidenten vorzuschlagen, wenn Sie meinen, daß jemand anders geeigneter wäre als ich.«

Simović blickte erwartend in die Runde. Niemand sagte etwas. Erstens waren sich alle bewußt, es sei eine Komödie, und zweitens waren ja alle zufrieden, daß Simović an die Spitze trete. Schließlich aber hatte Simović doch eine Dummheit gesagt. Wenn er mit der Regierungsbildung betraut war, so konnte er doch nicht von sich aus einen anderen Mann zum Präsidenten wählen lassen.

»Also ich sehe, meine Herren, daß Sie mit mir einverstanden sind. Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen und möchte Ihnen gleich mitteilen, daß General Bogoljub Ilić zum Kriegsminister und Herr Srdjan Budisavljević zum Innenminister bestimmt sind. Jede Partei soll in dieser Regierung mit je zwei Herren vertreten sein. Die Kroaten haben schon zugesagt, in die Regierung einzutreten.«

Eine kleine Bewegung ging durch die Runde. Hatten die Kroaten schon Verbindung mit Maček bekommen, oder log Simović?

»Auch die Slowenen treten in die Regierung ein. Es bleibt nur noch übrig, den serbischen Teil zu bestimmen.«

Die belegte Kopfstimme Grols unterbrach ihn.

»Ich glaube, es ist das Wichtigste, bevor wir überhaupt in die Einzelheiten übergehen, daß wir den Außenminister bestimmen. Sie können sich vorstellen, was die Tat dieser Nacht im Ausland für Aufsehen erregen wird. Spätestens um 9 Uhr früh muß der neue Außenminister schon die ausländischen Zeitungsleute empfangen und ihnen eine Erklärung abgeben.«

Die Runde pflichtete bei. Tupanjanin rief dazwischen, rauh und überlaut:

»Das kann natürlich nur Gavrilović sein.«

Er meinte seinen Parteichef, den Gesandten Jugoslawiens in Moskau, Dr. Milan Gavrilović, der sich als Volksfrontmann und großer Demokrat mit starker Neigung nach links einen Namen gemacht hatte.

»Gavrilović bedeutet den Krieg«, warf jemand ein.

Stimmen wurden laut, man solle zuerst darüber beraten, ob man Krieg oder Frieden haben wolle, was für eine Politik geführt werden sollte. Inzwischen war auch Petar Živković in das Beratungszimmer eingetreten. Er war gerufen worden, da sich Banjanin nicht für befugt hielt, sich über die Mitarbeit seiner Partei in der Regierung Simović ohne die vorherige Zustimmung des Parteichefs Živković zu äußern.

Simović unterbrach das Stimmengewirr, das über die Frage Krieg oder Frieden lebhaft, fast ungestüm entstanden war. Mit kurzen Worten erklärte er Živković, was er den anderen schon früher mitgeteilt hatte, und zeigte dem Dazugekommenen über den Tisch das Manifest des Königs. Živković fragte etwas spöttisch:

»Und das hat der König unterschrieben?«

»Jawohl.«

»Der König eigenhändig?«

Simović ließ die Wiederholung der Frage ohne Antwort. Er wandte sich wieder den übrigen zu und forderte sie auf, die Debatte über Krieg oder Frieden weiterzuführen. Jemand begann eine längere Begründung, daß das Land den Frieden brauche. Auf einmal sprang Tupanjanin auf und schlug mit beiden Fäusten auf die Tischplatte.

»Was erzählen Sie hier von Frieden! Das ist Blödsinn. Es gibt keinen Frieden. Heute haben wir die nationale Revolution gemacht, und morgen kommt der nationale Krieg!«

Vielen Anwesenden schien es zu gewagt, sich von vornherein für den Krieg zu erklären. Sie waren dafür, daß man den Schein wahre, daß man sich für eine Friedenspolitik erkläre und daß man dann die Ereignisse an sich herankommen lassen solle, inzwischen aber schon voll gerüstet und vorbereitet sein müsse.

Simović faßte das Ergebnis der Verhandlung zusammen:

»Also wir sind für den Frieden, falls ein solcher möglich ist.«

Er wußte ganz genau im Augenblick, in dem er sprach, daß er bewußt die Unwahrheit gesagt hatte. Er meinte: den Frieden, wenn sich Deutschland und die Achse gefallen ließen, was eben geschehen war, wenn sie es zuließen, daß Jugoslawien nun englischer Stützpunkt gegen Deutschland werden sollte, daß britische Truppen und Flieger hineingelassen würden ins Land und

daß die Adriahäfen britischen Unterseeboten und Kriegsschiffen als Stützpunkte zur Verfügung gestellt würden.

Wenn Deutschland das alles zuließe und auf die Handlung des Umsturzes, der eben vollzogen war, nicht reagierte, dann — dann würde eben der Frieden erhalten werden. Und zwar so lange, bis England nicht anders entschieden hatte.

Jemand sagte:

»Wenn wir tatsächlich beweisen wollen, daß wir den Weg des Friedens weiterzugehen gewillt sind, dann nehmen wir Cincar-Marković zum Außenminister.«

Tupanjanin bekam einen ganz roten Kopf und rief über den Tisch:

»Dann ruft doch gleich auch den Prinzen und Cvetković zurück, dann haben wir die ganze Paktgesellschaft beisammen. Es ist verabredet, daß Gavrilović Außenminister wird. Sie erinnern sich doch genau, Herr General? Eine Verabredung kann nicht so ohne weiteres umgeworfen werden.«

Am unteren Tischende wurde ein lautes ‚Aha' vernehmbar. Es war nun dem unbeherrschten Tupanjanin herausgeflogen. Die Agrarparteiler waren also von Beginn an drin in der Verschwörung und hatten schon mit Simović weitgehende Verabredungen getroffen. Die übrigen, von denen einige bis zum Augenblick, in dem sie aus dem Bett herausgeholt und zum Generalstab gebracht worden waren, überhaupt nicht wußten, was los sei, merkten nun, daß der politische Teil der Verschwörung vor allem zwischen Simović und den Agrariern festgelegt worden war.

Es sprach nun Trifunović mit seiner hohlen Stimme.

»Gavrilović geht nicht. Es dauert zu lange, bis er von Moskau herkommt.«

»Dann nehmen wir eben Ninčić«, ließ sich Professor Jovanović vernehmen.

Man verhandelte wieder darüber. Es wurden Einwendungen laut, Ninčić sei zu alt, könne überhaupt nicht mehr den Ereignissen folgen, sei eben vor zwei Tagen von einem Gallenleiden operiert worden, wäre stocktaub. Aber schließlich einigte man sich doch. Und so wurde Ninčić herangeholt. Er erschien nach kurzer Zeit verschreckt, mit kleinen, zitternden Schritten, das nervöse Kopfzucken stärker denn gewöhnlich, der Kopf wie unter der Last

der großen, dicken, gebogenen Nase vornübergebeugt. Man mußte ihm ins Ohr schreien, was man von ihm wolle. Und er willigte ein, den verantwortungsvollen Posten zu übernehmen, obwohl er so gebrechlich war, daß er sich kaum auf den Beinen halten konnte.

Man begann nun über die Verteilung der einzelnen Ressorts zu verhandeln.

Es war Tag geworden inzwischen. Aus der Stadt kamen Meldungen über Übergriffe der Demonstranten, über kommunistische Sprechchöre. Jemand sagte Budisavljević, er solle nur mit aller Energie arbeiten, um Unruhen sofort zu ersticken. Dieser aber, mit dem festgefrorenen Lächeln und der liebenswürdig-verbindlichen Art, sagte nur:

»Ich kann doch nicht gegen Leute einschreiten lassen, die für uns und für den König sind.«

Schließlich ging man auseinander. Simović blieb allein. Er war zufrieden. Das Werk war gelungen. Die Offiziere hatten getan, was man von ihnen verlangt hatte, die Politiker, die in der Verschwörung waren, ebenso, und jene, die erst nachher verständigt worden waren, hatten sich angeschlossen, wie es Simović auch erwartet hatte. Alles war in Ordnung gegangen.

Es war doch ein fabelhafter Trick, die Sache mit dem kleinen König. Man machte so den Staatsstreich und schob den jungen, unverantwortlichen Menschen vor. Dadurch lenkte man die Aufmerksamkeit der Massen auf die Volljährigkeit des Königs, nahm sofort die Armee in die Hand, und wenn dann die monarchistische Begeisterung wieder abgeflaut war und die Nüchternen wieder die Oberhand bekamen, dann hatte man eben die Macht schon fest in der Hand. Das Volk wollte keinen Krieg und war im Grunde sehr zufrieden, daß man durch den Beitritt zum Pakt den Frieden sichergestellt hatte, Simović wußte das sehr genau. Aber man lenkte die Aufmerksamkeit des Volkes weg von den Ereignissen, wenn man den König vorschob, und nach den Berichten, die in den ersten Morgenstunden eintrafen, sah man, daß der Trick tatsächlich vollen Erfolg gehabt hatte.

Simović überlegte. Wie wenig gehörte eigentlich dazu, die Macht an sich zu reißen: ein paar Offiziere, ein paar ehrgeizige Politiker, die richtigen internationalen Drahtzieher, im richtigen

Augenblick den Mob loslassen, viel Geld und ein guter Reklametrick.

Im selben Zimmer, in dem er einige Monate vorher mit verbissener Wut seine Absetzung entgegengenommen hatte, stand nun Simović wieder am Fenster. Er betrachtete wieder das gegenüberliegende Präsidium. Jetzt würde er auch dort einziehen. Es würde keine Duplizität mehr geben zwischen Regierung und Heer. Er wollte beides fest in der Hand halten.

Es war nur eines noch zu erledigen: die paar Leute, die sich in Schloß Dedinje um den jungen König versammelt hatten und es bisher zu verhindern wußten, dank einem treuen Gardebataillon, daß die Verschwörer mit dem jungen König in Verbindung gekommen waren. Wenn abends der Prinz Paul aus Zagreb eingetroffen war, dann wollte er sie schon heranholen, die Leute von Dedinje. Und übrigens, wenn die Verschwörer nicht zum König kommen können, so kann der König auch nicht aus Dedinje hinaus und eventuell irgendwo Unfug anrichten oder gar erklären, daß er weder die Proklamation unterschrieben noch Simović mit der Regierungsbildung betraut hatte.

Simović hob die Hörmuschel.

»Verbinde mich mit der englischen Gesandtschaft!«

Er mußte Bericht erstatten.

DREIZEHNTES KAPITEL

Der Regent wird abgesetzt

Der Tag war sehr anstrengend gewesen, und mit einem erleichterten Aufatmen lehnte sich der Prinz im großen Sessel am Fenster seines Salonwagens zurück. Zum Abschied waren die üblichen Gesichter erschienen, Cvetković, noch gelber als gewöhnlich; Cincar-Marković hatte sein ständiges Lächeln gehabt, und die beiden vor zwei Tagen ernannten neuen Leute hatten auch keine Abwechslung in die ganze Atmosphäre hineingebracht, in das ganze Bild, das die Regierung darstellte.

Nun wollte endlich auch Paul ausruhen von den Anstrengungen der letzten Tage. Er dachte schon mit Sehnsucht an seinen gepflegten Park in Brdo mit den hohen alten Bäumen und den weiten Rasenflächen, mit den schönen alten Kaminen in den Hallen. Da konnte man endlich einmal das nervöse Treiben Belgrads vergessen.

Ob es wohl richtig gewesen war, daß man Simović nicht verhaftet hatte? Antić war dafür gewesen. Er hatte über den Geheimdienst des Hofes Mitteilung erhalten über Telephongespräche, die Simović am Tage der Paktunterzeichnung und auch noch heute mit verschiedenen Politikern geführt hatte. Antić behauptete steif und fest, daß ein General, der in solchen Zeiten Politikern von sich aus und noch dazu offen durch den Fernsprecher mitteile, daß im Heer eine solche Antipaktstimmung herrsche, unbedingt sofort zur Verantwortung gezogen werden müßte. Aber Pešić war dagegen, der gute Alte. Er dachte eben immer an Folgen. Und schließlich war man übereingekommen, Simović noch einige Tage in Ruhe zu lassen und ihn dann endgültig zu pensionieren und zu internieren.

Eigentlich sonderbar, daß Simović mit denselben Leuten gesprochen hatte, die noch vor der Unterzeichnung des Paktes — in den Tagen, wo es die erregten Debatten gab, das Für und Wider — dem Prinzen das große Memorandum der Opposition überreicht hatten. Und eigentlich waren das doch auch dieselben Leute, die noch im Dezember Simović auf seiner Liste hatte, die er dem Prinzen damals vorgeschlagen hatte. Ob sich dieser Mann wohl wirklich mit Politik und Politikern noch mehr befaßte, als es den Anschein hatte?

Überhaupt müßte man endlich einmal verhindern, daß das Heer und die paar ehrgeizigen Generale ständig auf das politische Gebiet

übergriffen. Das war ja schon das Grundübel gewesen seit 1903, seit der Geschichte mit der »Schwarzen Hand«. Und dann hatte Alexander den Fehler gemacht, wieder einen General in die Politik hineinzuziehen: Petar Živković, und die »Schwarze Hand« geisterte noch immer herum. Da saß doch schon einige Zeit der Oberst Božin Simić in Moskau. Das war so ein richtiger Verschwörertyp vom Schlage der Männer von 1903. Ein rücksichtsloser Kerl und vor allem ein fanatischer Russenfreund. Was er wohl jetzt in Moskau treibt?

Der Zug rollte langsam durch einen erleuchteten Bahnhof. Der Prinz war müde. Wollte nun schlafen gehen. Aber der Gedanke an Simić und Moskau hatte sich in seinem Hirn fest eingekrallt. Moskau war für ihn immer — seit der Katastrophe von 1917, bei der so viele seiner Verwandten um Hab und Gut und ums Leben gekommen waren — ein Gegenstand des Abscheus und eines gewissen Angstgefühls gewesen, wenn er daran dachte. Eine unangenehme Geschichte, die ganze Wiederaufnahme der Beziehungen mit den Sowjets. War eigentlich überflüssig gewesen und hatte nur Schaden gebracht. Der Prinz dachte an die vielen Berichte, die ihm in den letzten Tagen über die Tätigkeit der vielköpfigen Sowjetgesandtschaft vorgelegt worden waren. Hatte sich doch so eine Art Propagandazentrum gebildet um den schmächtigen Russen mit dem verschlagenen Gesicht, diesen Plotnjikoff. Und dann noch Samochin, der Oberst mit dem Feldwebelgesicht, der sich als Militärattaché gebärdete und eigentlich der GPU-Mann war mit dem Auftrag, in der Generalität Stimmung zu machen. Und die Unzahl der Flugblätter, der kleinen Broschüren, die da herumflatterten im Lande und immer wieder in Riesenmengen auftauchten, wenn man einmal dachte, sie schon alle abgefangen zu haben, die waren doch sicher auch alle von diesen beiden Herren in die Welt gesetzt oder wenigstens angeregt. Was da stand über slawische Solidarität und das slawenfeindliche Deutschtum und das große Rußland, Mütterchen Rußland, das sich dazwischenstellen wollte und würde, wenn es einmal so weit wäre! Und immer wieder der Kehrreim: Militärpakt mit Sowjetrußland ist die einzige Rettung für Jugoslawien. Die Regierung und der Prinz verhindern dies aber aus ihren eigensüchtigen Beweggründen — bezahlt von Deutschland.

Sonderbar, daß immer wieder so viele auf diese lächerlichen

Parolen hineinfielen. Was hatte schon das Rußland von 1941 mit dem Rußland von 1914 gemeinsam! Ja, damals beim österreichischen Ultimatum, da gab es einen Zaren. Und dieser Zar war Slawe und hatte sich auch sofort eingesetzt für das kleine Serbien mit der ganzen großen Autorität des orthodoxen slawischen Herrschers. Aber jetzt saßen dort Genossen mit unangenehmen Manieren, die aus irgendwelchen kleinen asiatischen Dörfern am Kaukasus oder aus dem Ghetto stammten. Die hatten allerdings nichts mehr gemein mit dem großen russischen Herzen.

Trotz der Müdigkeit konnte der Prinz lange nicht einschlafen. Er dachte nach über die sonderbare Übereinstimmung zwischen der Haltung Simovićs, der alten serbischen demokratischen Politiker, der englischen Gesandtschaft, Oberst Donovans und der Sowjetrussen. Sie bliesen alle in das gleiche Horn, und er fürchtete, daß die Regierung doch nicht energisch genug sein werde, gegen diesen wüsten Knäuel von Hetze und Einflüsterung, von Druck und Bestechung, von Propaganda und Dummheit vorzugehen. Er mußte doch noch morgen früh gleich mit Dr. Maček sprechen, eine Erneuerung in der Staatslenkung erwägen.

Langsam, langsam schläferte ihn das gleichmäßige Rollen der Räder ein.

Auf dem Bahnhof in Zagreb standen die üblichen Beamten herum, die einen in Uniform und recht stramm, zum Salonwagen des Prinzen schielend, die anderen in Zivil mit dem bekannten Regenschirm und den betont gleichgültigen Gesichtern. Der Prinz sandte Maček eine längere Nachricht. Er solle sich doch sofort in den Wagen setzen und bis zur nächsten Schnellzugstation, bis Brežice, fahren. Er solle dann in den Hofzug einsteigen und zusammen mit dem Prinzen für einen Tag nach Brdo kommen. Es war doch noch sehr viel zu besprechen. Und Maček war der einzige kühle und gesetzte und vor allem ehrliche Kopf, auf den man sich immer verlassen konnte.

Der Prinz hob ein wenig den Vorhang und blickte hinaus auf den Bahnsteig. Da kam eben mit wichtiger Miene und langen Schritten Generaloberst Nedeljković den Bahnsteig entlang. Was wollte der Mann eigentlich? Es war doch kein offizieller Empfang. Wenn sich aber der Armeekorpskommandant von Zagreb meldet, muß man ihn ja wohl empfangen.

Im Salonwagen stand der General vor dem Prinzen.

»Königliche Hoheit, ich habe den Auftrag vom König, Sie zu ersuchen, sofort wieder nach Belgrad zurückzureisen«, sagte der General etwas überlaut, nervös mit den Augen zwinkernd.

Der Prinz sah ihn verständnislos an. Was wollte dieser Mann von ihm, dem Schweißperlen auf die Stirn traten?

»Auf wessen Auftrag hin soll ich zurückreisen und warum?« fragte der Prinz gedehnt, als ob er nicht verstanden hätte, was ihm Nedeljković eben mitgeteilt hatte.

»Der Kriegsminister Ilić hat mir im Namen des Königs mitgeteilt, ich hätte Sie zu ersuchen, sofort nach Belgrad zurückzureisen. Der König hat sich volljährig erklärt und die Macht übernommen.«

Paul lehnte sich zurück. Er schloß die Augen und dachte schnell über das Unfaßbare nach, das ihm eben dieser Gamaschenknopf in Generalsuniform mitgeteilt hatte. Der kleine Peter soll sich als volljährig erklärt haben? Das ist ja ein dummer Witz! Der Junge ist viel zu wohlerzogen, um sich solche Sachen zu leisten. Und außerdem würde er das seinem Onkel gegenüber nie tun. Und General Ilić Kriegsminister? Das heißt, daß Simović hinter der ganzen Sache steckt.

Paul öffnete die Augen und sah den General, der noch immer schwitzend und etwas atemlos vor ihm stand, durchdringend an:

»Steht das mit General Simović in Verbindung?«

»Das weiß ich nicht, Königliche Hoheit. Mir wurde gesagt, daß der König Ihre Rückreise verlangt und daß er Simović zum Ministerpräsidenten ernannt habe.«

Der Prinz war aufgestanden. Hier war nun die Bescherung. Putsch, genau so wie 1903. Er hätte Simović doch einsperren lassen sollen.

Mit verschränkten Armen lehnte der Prinz am Fenster und sah starr vor sich hin. Mit größter Mühe meisterte er seine Erregung. Diesem Kerl da in Uniform wollte er es nicht zeigen, was in ihm vorging. Denn was in ihm vorging, war fürchterlich. Er sah ganz klar: das war das Ende. Die Generale haben den kleinen Peter in ihren Händen und haben ihn ausgenützt für ihre schmutzigen Ziele. Und alles, was Paul in den letzten Monaten aufreibendster Arbeit unter größter Selbstüberwindung, bei seiner englischen Erziehung

und englischen Denkungsart, geschaffen hat, um dem Lande den Frieden zu bewahren, ist wohl jetzt schon zerstört.

Eben wollte er dem General noch etwas erwidern, etwas fragen, als ein Adjutant hereinstürzte in den Wagen.

»Königliche Hoheit, Dr. Maček bittet Sie dringend, auf ihn noch einige Minuten hier zu warten. Es sei für Sie persönlich und für das Land von höchster Wichtigkeit, sagte er mir.«

Paul nickte nur. Maček hatte sicher schon genaue Nachrichten über die Vorgänge in Belgrad. Da wird er wenigstens etwas Genaueres erfahren können. Er bat den General, draußen zu warten. Und einige Minuten später saß schon Maček mit seinem gutmütigen, breiten Bauerngesicht vor dem Prinzen.

Sein Bericht war kurz. Er erzählte, Šutej hätte ihn vor einigen Stunden angerufen und ihm mitgeteilt, alle Minister seien im Generalstab verhaftet; man verlange, daß die Kroaten, an der Spitze Maček, in die Regierung Simović einträten. Šutej hatte telephonisch seine Zweifel über die Authentizität der Proklamation des Königs geäußert und gemeint, es sei wohl alles ein Spiel Simovićs und seiner Helfer. Anscheinend war es den Leuten in Belgrad tatsächlich gelungen, die Macht an sich zu reißen.

»Kommen Sie doch jetzt mit mir zu Šubašić in den Banalpalast. Da können wir alles besprechen, Königliche Hoheit!« sagte Maček, nachdem er seinen Bericht beendet hatte.

»Und General Nedeljković?« fragte der Prinz.

»Der muß so lange hier auf dem Bahnsteig warten, und ich lasse einige meiner Leute hier, die können ihn bewachen, damit er nicht fortläuft und Dummheiten macht.«

Nedeljković wollte Einspruch erheben, mußte sich aber fügen. Und so saßen nun im Arbeitszimmer des Banus Šubašić die drei Männer zusammen und berieten.

»Vor allem müssen Sie hier in Zagreb bleiben, Königliche Hoheit, bis die Sache unten geklärt ist. Ich lasse meine Leute nicht in die Regierung, und dann wollen wir sehen, was Herr Simović mit seinen Offizieren machen kann, so ganz ohne Kroaten.«

Es war Maček, der nach einer kurzen Zusammenfassung der Lage dies dem Prinzen vorschlug. Der Prinz betrachtete seine Fingernägel.

»Und Sie, Šubašić, was denken Sie darüber?«

Aalglatt und formvollendet wie immer, mit dem vereisten, höflichen Lächeln und der feingedämpften Stimme meinte der Banus:

»Für Eure Königliche Hoheit wäre es jedenfalls das beste. Allerdings könnte die Frage entstehen, wie sich die Ereignisse dann weiterentwickeln.«

Der Prinz merkte: es war ein gewisser Unterschied zwischen Šubašić und Maček. Maček war jedenfalls unbedingt loyal. Šubašić wollte anscheinend zuerst einmal noch prüfen, was in Belgrad eigentlich vor sich ging, bevor er sich festlegte. Da war schon Maček fortgefahren:

»Den Nedeljković setzen Sie hier sofort ab. Wir nehmen den Divisionär von Zagreb, General Marić, und vertrauen ihm die Leitung des Armeekorps an. Marić ist Kroate und Ihnen unbedingt ergeben. Dann können wir ja mit Simović verhandeln und verlangen, daß er sich wieder zurückzieht.«

»Wenn es Simović aber nicht tun will? Wenn er und seine Hintermänner, die zweifellos sehr mächtig sein müssen und jenseits der Grenzen zu suchen sind, keinesfalls nachgeben?« meinte der Prinz und sah Maček voll ins Gesicht.

»Dann bekommt Simović eben ein kurzbefristetes Ultimatum, und wenn er nicht sofort nachgibt, gehen wir mit den loyalen Truppen auf Belgrad los. Wenn sich irgendwo ein starker Widerstand zeigt, der um Ihre Person geschart ist, werden wohl auch die übrigen Garnisonen nicht so leicht Simović zufallen.«

»Und mein Neffe, der König?« fragte der Prinz nochmals.

Jetzt schwieg auch Maček. Hier war ja die Schwierigkeit, der fein ausgeheckte Plan der Verschwörer. Das Heer war auf den König vereidigt. Wenn also jetzt Simović im Namen des Königs gegen den Prinzen auftrat, so waren die Truppen, die dem Prinzen loyal gesinnt waren, eigentlich gegen den König, also gegen ihren Eid. Maček dachte einige Minuten nach. Aber er hatte sich schnell gefaßt.

»Marić ist energisch, und man muß es dem Volk eben klarmachen und vor allem den Soldaten, daß König Peter Häftling der Verschwörer ist und daß wir zu seiner Befreiung einschreiten.«

Aber der Prinz merkte aus Mačeks Ton, der nicht mehr so be-

stimmt war, daß die Frage, die er aufgeworfen hatte, eben doch sehr schwer ins Gewicht fiel. Immerhin, Maček blieb bei seinem Plan, obwohl sich Šubašić bedeutend reservierter hielt und sich nicht vollkommen offen und mit Überzeugung den Ansichten Mačeks anschloß. Die Beratungen dauerten ziemlich lange. Schließlich sagte Paul:

»Sie meinen es gut, mein lieber Maček, aber es geht nicht so, wie Sie sich die Sache vorstellen. Erstens bedeutet das einen Bürgerkrieg, und zwar einen Bürgerkrieg zwischen Serben und Kroaten. Das ist es, was ich eben vor zwei Jahren nicht wollte, und deshalb habe ich ja meine ganze Politik auf die Verständigung zwischen den beiden Völkern ausgerichtet. Wenn Sie jetzt mit dem Armeekommando von Zagreb gegen Belgrad vorgehen, so haben Sie den offenen serbisch-kroatischen Konflikt. Und dann zerfällt der Staat. Das ist ganz sicher. Und andererseits habe ich ja schließlich auch Frau und Kinder. Die sitzen in Belgrad, also in der Gewalt der Aufständischen. Als Staatsmann kann ich es nicht verantworten, daß das Land in den Bürgerkrieg gezogen wird. Und als Vater nicht, daß ich meine Familie im Stich lasse.«

Maček wollte etwas erwidern, aber der Prinz schnitt ihm durch eine kurze Handbewegung das Wort ab.

»Nein, nein, nein. Ich weiß schon, was ich tue. Es geht nicht, leider. Der Wagen rollt den Abhang hinunter, ich kann ihn nicht mehr aufhalten. Wenn Sie mit Ihren Leuten in die Regierung eintreten, wie es Simović verlangt, dann haben Sie doch so viel Einfluß, daß Sie eventuell noch verhindern können, daß unser Land das Schlimmste erlebt. Ich habe in Sie volles Vertrauen und in Kulovec auch. Er und seine Slowenen sind unbedingt für die Paktpolitik. Auf ihn können Sie sich verlassen. Ich fahre nach Belgrad. Bleiben Sie vorläufig noch da und versuchen Sie, von hier aus die Dinge möglichst zu beeinflussen. Herr Šubašić könnte mit mir kommen.«

Und so geschah es denn auch. Maček und Šubašić geleiteten den Prinzen wieder zum Bahnhof. General Nedeljković wurde aus dem Polizeikommissariat hereingerufen, wo er inzwischen nervös auf und ab gegangen war, und es wurde ihm mitgeteilt, daß der Prinz nunmehr nach Belgrad abführe. Nedeljković setzte noch einige junge Offiziere in den Hofzug; der Prinz stieg ein. Maček blieb auf

dem Bahnsteig und sah dem Zug, der sich langsam wieder in Richtung Belgrad entfernte, einige Augenblicke nach. Dann schüttelte er sein weißes Bauernhaupt und ging mit schweren Schritten zum Ausgang. Er hatte den Prinzen wirklich gern. Was wird der Mann nun jetzt noch alles erleben bei diesen rücksichtslosen Menschen da unten!

Es war keine angenehme Fahrt bis Belgrad. Der Prinz sprach wenig, Šubašić schwieg diskret. Es dauerte eine Ewigkeit, bis man sich langsam der Hauptstadt näherte. Die endlose Ebene, rechts und links der schnurgeraden Gleise, lag grün unter der ersten warmen Frühjahrssonne. Bauern sah man hier und da auf den Feldern. Die kleinen Städte, breit hingegossen in die Ebene, waren die einzige Abwechslung, die sich den Blicken bot. Alle sahen sie gleich aus. In allen befand sich eine König-Peter-Straße und ein König-Alexander-Platz. Oder umgekehrt, eine Alexanderstraße und ein Peterplatz. Und überall gab es kleine Bürgermeister und Kaufleute und Handwerker und ein paar Beamte. Und die saßen so in dieser weiten pannonischen Ebene, weit weg von Europa eigentlich. Da in diesen kleinen Städten wußte man nichts von den ungeheuren Verantwortlichkeiten und von dem großen politischen Spiel; da floß das Leben ruhig dahin, auch wenn die ganze Welt irgendwo in Waffen zusammenstieß. Es fehlte wohl ab und zu jemand von den jungen Leuten und kam dann auf Urlaub, braun gebrannt und bestaunt von den Nachbarn. Aber der Überfluß an Essen und Trinken war derselbe und blieb derselbe und würde derselbe bleiben, was auch mit dem Land geschähe. Die Ebene, dieser Überfluß, hat auch dem Menschen seinen Stempel aufgedrückt. Behäbig ist er und satt. So sind sie alle. Sie schimpfen auf die Regierung, weil es zum guten Ton gehört, und denken sich nichts weiter dabei. Und wenn mal Wahlen kommen, dann fühlen sie sich als wichtige Bürger.

Es war schon gegen Abend, als der Zug in den Bahnhof Semlin, den Belgrader Vorort, einfuhr. Auf dem Bahnsteig standen zwei Offiziere in Fliegeruniform. Es waren die Obersten Savić, der Serbe, und Rubčić, der Kroate. Der Prinz solle hier aussteigen, nicht in Belgrad, damit kein Aufsehen erregt würde. Šubašić könne ruhig weiterfahren.

Ergeben stieg der Prinz aus. Er hatte sich vorgenommen, alles

über sich ergehen zu lassen und sich vor diesen Leuten, die da glaubten, mit billigen Phrasen und Gewaltmitteln Politik machen zu können, nichts zu vergeben. Savić war früher sein Adjutant gewesen. Er hatte ihm viel Gutes getan, diesem Flieger, der eigentlich in seinem Fach nicht viel geleistet hatte, aber sich dafür gut bei Hofe und in Salons bewegen konnte.

Die beiden Obersten nahmen den Prinzen in die Mitte. Savić faßte ihn am Arm, ganz so, wie es Polizisten tun, wenn sie jemand verhaften. Der Prinz sah ihn mit einem kleinen ironischen Lächeln an, und langsam, wie verschämt, löste sich die Hand wieder. Savić sah zu Boden, während er neben dem Prinzen einherging bis zum großen schwarzen Regierungswagen, der vor dem Bahnhof stand.

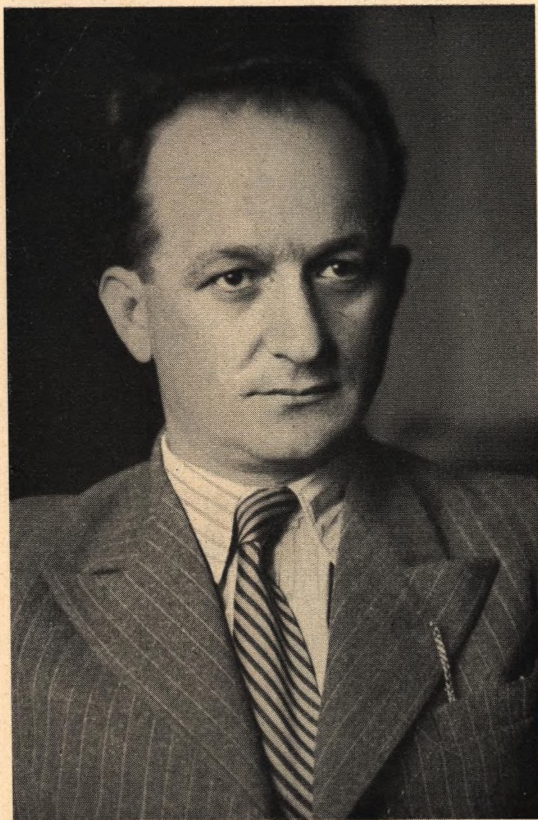
Der Prinz und die beiden Obersten stiegen ein. Neben dem Fahrer saß ein Hauptmann, dessen Gesicht der Prinz nicht erkennen konnte. Aber den Wagen erkannte er wieder. Es war der große Cadillac des Ministerpräsidenten. Was mag wohl mit Cvetković sein?

Während sich der Wagen schnell zur Brücke, der Stadt zu, bewegte, beugte sich der Hauptmann zum Fahrer:

»Also paß auf! Wenn wir die Terazije hinaufkommen und ich dir sage, daß du langsam fahren sollst, dann tu es auch. Und wenn ich aus dem Wagen springe, so springst du auf der anderen Seite hinaus und verschwindest möglichst schnell, läßt den Wagen stehen!«

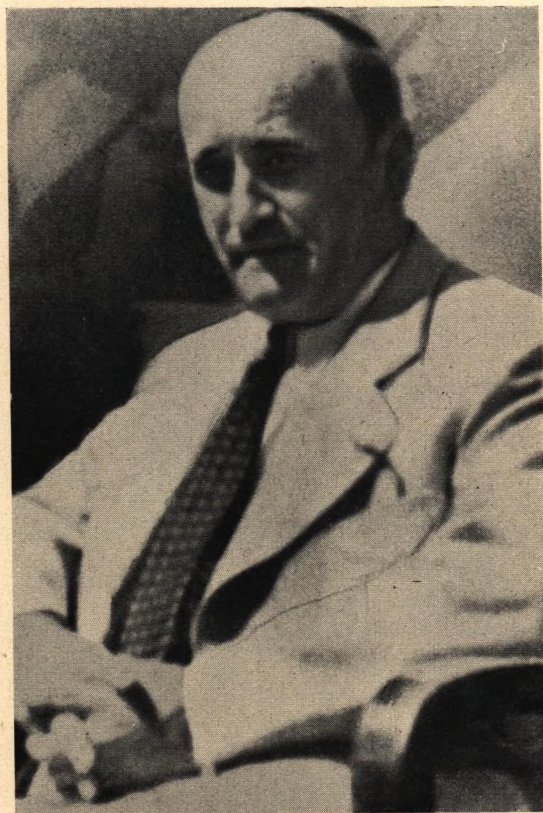
Der Fahrer nickte. Er dachte angestrengt nach, was dies zu bedeuten hätte. Jahrelang hatte er hohe Herrschaften gefahren, aber so etwas war ihm noch nicht vorgekommen. Einen verhafteten Prinzen im Wagen zu haben! Und dann dieser sonderbare Befehl vom Hinausspringen!

Plötzlich durchzuckte es den Mann kalt. Er fühlte, wie ihm der Schweiß aus allen Poren trat. Er war heute über die Terazije gefahren und hatte da die Demonstrantenzüge gesehen, die zerlumpten Gestalten aus den Vorstädten mit ihrem besoffenen Gegröle und ihren erhobenen Kommunistenfäusten. Wollte man den Prinzen diesen Leuten ausliefern? Es konnte doch nichts anderes sein, wenn man da mitten auf der Straße in einem Demonstrantenzug den Wagen verließ.



19. *Links:* Mihajlo Konstantinović, der Exponent der Freimaurer in der Regierung Cvetković.

20. *Rechts:* Dr. Košutić, der die Verständigung zwischen Dr. Maček und Simović bewerkstelligte.





21. König Peter und die Mitglieder der Putschregierung verlassen mit dem Verräter Simović die Kathedrale am 28. März 1941.

Der Fahrer preßte die Zähne zusammen, die Kinnmuskeln traten aus seinem groben, harten Bauerngesicht. Er war an Ordnung gewöhnt und an Strammstehen, und heute war alles so ganz anders. Die Menge konnte durch die Straßen brüllen, wie sie wollte, und die Gendarmen standen teilnahmlos herum, hatten anscheinend den Befehl, auf keine Weise einzuschreiten. Den Mann überkam der Gedanke, es sei der Weltuntergang, der angebrochen sei. Er hatte was von Revolutionen gelesen, konnte sich aber nie was Richtiges darunter vorstellen. So mußte aber eine Revolution aussehen. Er war es gewohnt, Befehlen zu gehorchen. Also nur nicht denken, was weiter geschieht; und wenn er auf der Terazije oben den Befehl zum Stoppen bekommt, wird er es auch tun.

Es kam aber nicht dazu. Kein Haltbefehl erfolgte, und der Wagen fuhr mit unverminderter Geschwindigkeit durch die Nebenstraßen bis zum großen Steinklotz des Generalstabsgebäudes.

Der Prinz stieg aus, neben ihm rechts und links die beiden Fliegeroffiziere.

Als der Prinz sich an der Treppe dem Fahrstuhl zuwenden wollte, faßte ihn Savić wieder am Arm: »Nein, mein Herr, diesmal können Sie auch zu Fuß hinaufgehen!«

Der Prinz verzog keine Miene und ging mit starrem Gesicht, die schmalen Lippen fest zusammengepreßt, zwischen den beiden weiter. Sein Gesicht war nur noch um einen Schein bleicher geworden, als es gewöhnlich war.

Im Arbeitszimmer des Generalstabschefs saß Simović. Um ihn in tiefen Sesseln die Generale Ilić, Mirković, Kostić und noch einige andere. Niemand stand auf, als der Prinz eintrat. Aber keiner von den herumlümmelnden Generalen brachte es über sich, dem Regenten ins Gesicht zu schauen. Schließlich sagte jemand: »Nehmen Sie doch Platz!«

Die kühle, ganz leidenschaftslose Stimme des Prinzen antwortete:

»Nein, wenn Sie sitzen, werde ich stehenbleiben.«

Und so stand er nun, in seinem blauen knappen Anzug, beide Hände auf die Krücke des Regenschirms gestützt, mitten im Zimmer und blieb so bis zum Ende der Unterhaltung.

Simović forderte von ihm die sofortige Abdankung. Gemäß dem gefaßten Vorsatz erklärte Paul sofort, er werde die Forderung er-

füllen und verlange, daß die beiden anderen Regenten, Dr. Stanković und Perović, auch herbeigeführt würden.

Es war ihm schon alles gleich. Er glaubte, daß nichts mehr zu retten war und hatte nur noch den einen Gedanken: sich vor diesen Leuten, die sich schließlich ermannt hatten, ihn frech und höhnisch anzustarren, auch nicht das geringste zu vergeben. Und so blieb er auch, als aus Schloß Dedinje die beiden Mitregenten und der Hofminister Antić zum Generalstabsgebäude gebracht wurden. Sie hatten anfänglich den König nicht verlassen wollen, die drei. Doch als dann auch der Prinz ans Telephon kam und ihnen den Auftrag gab, sich sofort zu ihm zu begeben, hatten sie schließlich eingesehen, daß jeder weitere Widerstand nutzlos sei. Sie nahmen Abschied vom jungen König, der den ganzen Tag fassungslos zwischen ihnen verbracht hatte und nur zu Mittag für kurze Zeit bei seiner Tante, der Prinzessin Olga, gewesen war.

Auf einem weißen Bogen wurde die Abdankungsformel unterzeichnet. Die drei Unterschriften, die seit 1934 auf allen wichtigen Akten nebeneinander gestanden hatten, wurden nun zum letztenmal gemeinschaftlich unter ein Schriftstück gesetzt, wohl unter das verhängnisvollste von allen, die bisher den drei Regenten zur Unterzeichnung vorgelegt wurden.

Und so hatte Simović sein Ziel erreicht. Er entsandte sofort einen General mit der Abdankungsurkunde nach Schloß Dedinje. Nachdem der König gesehen hatte, daß tatsächlich die drei Regenten, und vor allem Paul, zurückgetreten waren, entschloß er sich, Simovićs angemeldeten Besuch zu empfangen. Erst am Abend kam es also zur ersten Zusammenkunft zwischen dem letzten Karadjordjević und dem Manne, der ihn gegen seinen Willen vorzeitig auf den Thron gebracht und ihm die Bürde und Verantwortung des Regierens zugeschoben hatte. Da sah auch der König zum erstenmal den Text, der als s e i n e Proklamation schon in der Frühe der Morgenstunden verlesen war und erfuhr von Simović, daß schon eine neue Regierung in s e i n e m Namen, im Namen König Peters II., im Amte saß.

Er verlangte nur eins: er wolle seine Mutter möglichst bald bei sich haben und wünsche, daß seinem Onkel nichts geschehe. Beides wurde ihm zugesagt.

Paul, der Regent, erhielt zwei Stunden Frist, um seine Sachen zu

packen und mit seiner Familie abzureisen. Offiziere saßen in allen Zimmern seines Schlosses und beobachteten jede seiner Bewegungen. Doch sowohl er als auch Olga und die Kinder behielten bis zum letzten Augenblick ihre volle Fassung. In einigen Wagen wurden sie wieder nach Semlin geschafft und von dort aus zur griechischen Grenze geführt. So ging nun Paul mit seiner Familie denselben Weg, den kaum einige Monate vorher Milan Stojadinović gegangen war: nach Griechenland, zu den Engländern.

VIERZEHNTES KAPITEL

Das falsche Spiel

Wenige Stunden waren seit dem Putsch vergangen. Auf den Straßen wälzte sich noch die Menge, brüllte ihre Parolen in die Luft und begaffte die aufgefahrenen Panzerwagen, die auf den Straßenplätzen aufgestellten Maschinengewehre und die langrohrigen Flakgeschütze.

Der alte Ninčić mit seinem nervösen Kopfwackeln saß dem deutschen Gesandten von Heeren gegenüber. Er hatte ihn gleich zu sich gebeten, um ihm zu erklären, der Putsch wäre keineswegs eine Angelegenheit, die irgendwelche Beziehungen zur Außenpolitik hätte. Es sei eine innere Angelegenheit gewesen. Die Regierung Cvetković habe nicht mehr die Autorität gehabt, um die Lage fest in der Hand behalten zu können. Die Stimmung sei überall so gegen Cvetković gewesen, daß sein Rücktritt unvermeidbar war. Und da der Regent ihn nicht gehen lassen wollte, mußte auch er sich eben zurückziehen. Was die Außenpolitik betreffe, wiederholte Ninčić mit seiner von der übergroßen Papageiennase bedeckten Stimme schon zum drittenmal, so sei keine Änderung vorgesehen. Von Heeren solle in Berlin erklären, daß Jugoslawien die außenpolitische Linie der freundschaftlichen Zusammenarbeit mit den Nachbarn weiterzuverfolgen wünsche.

Von Heeren antwortete sehr zurückhaltend. Er könne nicht verstehen, daß eben alle jene Leute, die sich als Vorkämpfer für die deutsch-jugoslawische Zusammenarbeit hervorgetan hätten, als Hochverräter eingesperrt worden seien. Er könne nicht verstehen, daß die Regierung zurücktreten mußte, die den Beitritt zum Dreierpakt unterzeichnet hatte. Es war unbegreiflich, daß der Regent, der den offiziellen Staatsbesuch in Berlin gemacht hatte und der sich offen als Anhänger der Paktpolitik bekannt hatte, auch zurücktreten mußte. Schließlich wäre es auch unverständlich, daß eine Angelegenheit, die keinen außenpolitischen Charakter trage, sich in wüsten deutschfeindlichen Demonstrationen ergehe, wie sie eben in der Stadt im Gange seien. Die Demolierung des Deutschen Verkehrsbüros, die wiederholten Versuche der Menge, zur deutschen Gesandtschaft zu gelangen, die drohende Haltung, die seit heute früh gegen die Deutschen eingenommen würde, alle die Schmährufe und Parolen, die man auf den Straßen höre — alles dies zeige nicht, daß es sich um eine innerpolitische Auseinander-

setzung handle. Im Gegenteil, es trage alles so sehr den rein außenpolitischen Stempel, daß es anders eben auch nicht aufgefaßt werden könnte. Und schließlich seien ja die Äußerungen des Londoner Rundfunks in dieser Beziehung auch vollkommen eindeutig.

All dies mußte von Heeren dem alten Ninčić ins Ohr schreien, und trotzdem schien es, als ob dieser nicht alles begriffen hätte. Ninčić wackelte mit dem Kopf und erzählte immer von der begreiflichen Erregung der Straße, die man nicht tragisch auffassen dürfe, von der festen Absicht, die als gut befundene außenpolitische Linie weiterzuführen, und von ähnlichen Dingen. Der Abschied war kühl. Von Heeren wollte nach Berlin berichten, aber es war vorauszusehen, daß der Zwiespalt, der zwischen der tatsächlichen Lage und den Worten des alten, kranken, tauben Außenministers lag, zweifellos keine besondere Befriedigung hervorrufen würde.

Und was den Dreierpakt betraf, hatte sich Ninčić sehr ausweichend geäußert. Er erklärte, Jugoslawien werde natürlich zu seiner Unterschrift stehen und diese nicht zurückziehen, aber vorher müsse noch die Frage der Geheimklauseln geklärt werden, denn hier läge eben der Haken.

Zur selben Stunde saß aber im Arbeitszimmer des Generals Simović im Ministerratspräsidium der britische Gesandte Ronald Campbell. Da wurde eine andere Sprache gesprochen. Da sagte Simović offen seine Meinung heraus. Es sei ganz klar, daß die Außenpolitik Jugoslawiens von Grund auf geändert werden müsse und schon geändert sei. Es sei nur notwendig, daß England sofort und mit allen Mitteln beispringe, wie es ja vor dem Putsch schon ausgemacht war. Campbell könne berichten, daß alles in vollster Ordnung sei. Das Heer stände vollkommen auf seiten der neuen Regierung. Nun werde es zur Mobilisierung kommen. Nicht offen natürlich, denn das könnte auch Anstoß erregen in Berlin. Aber bis zum 3. April wird das Heer auf Kriegsstand gebracht. Und am 10. April werden die Verbände alle schon auf ihren bestimmten Standorten liegen.

Was mit der Türkei sei, wollte Simović wissen. Und da holte Campbell weit aus. Er erzählte von dem Erfolg, den Eden in Ankara gehabt habe — eine Geschichte, die Simović von ihm schon gehört hatte —, und dann auch davon, wie die Türkei ja eigentlich

nur auf das Signal warte. Das Signal aber sei durch den Belgrader Putsch gegeben worden. Sir Archibald Wavell habe schon die Divisionen in Alexandria einschiffungsbereit. Es würde nur noch 10 bis 14 Tage dauern, dann sei alles in Ordnung. Bis dahin sei die Türkei im Kriege. Zwischen der Türkei und den Engländern, die aus Saloniki vordringen, sei schon die Verbindung hergestellt, und Jugoslawien werde sich dann anschließen können. Bis dahin müsse eben abgewartet und hingehalten werden.

»Und was Rußland betrifft, ist es ja klar. Sie werden wahrscheinlich noch heute von Lebedew etwas hören. Er hat mich schon heute früh angerufen und wird Ihnen eine sehr interessante Mitteilung machen«, schloß Campbell seine Ausführungen.

Einige Stunden später stellte sich Lebedew tatsächlich bei Simović ein. Sein typisches Russengesicht mit den breiten Backenknochen und den blauen, beinahe treuherzigen Augen strahlte, als er Simović herzlich die Hand drückte.

»Wunderbar, General, wunderbar! Es ist fast so wie im Oktober bei uns. Die Strategie des Umsturzes hat wunderbar geklappt. Man muß Ihnen wirklich gratulieren! Moskau ist sehr zufrieden. Ich habe von Wischinsky den Auftrag erhalten, Ihnen amtlich folgendes mitzuteilen: Die große Sowjetunion ist bereit, mit Jugoslawien ein Bündnis abzuschließen, wie sie es noch nie abgeschlossen hat. Ein Bündnis, das Jugoslawien in vollstem Umfange seinen Bestand garantiert und das jeden Angriff auf Jugoslawien als Angriff auf die Sowjetunion ansieht. Wenn die Deutschen Sie jetzt angreifen würden, greift die Rote Armee sofort ein.«

Simović war überglücklich. Das war mehr, als er erwartet hatte! Er hatte an Unterstützung gedacht, an Waffenlieferung, aber nicht an eine automatische Hilfeleistung in solchem Ausmaß. Was konnte dem Lande noch geschehen! England im Süden, die Türkei marschbereit, und Rußland, das sofort zuschlägt, falls sich Deutschland rühren sollte.

Er drückte Lebedew in überströmender Freude beide Hände.

»Ich war immer sicher, daß Rußland seinen kleinen slawischen Bruder nicht vergessen wird. Sagen Sie Ihrer Regierung, wir danken aus vollstem Herzen für die Unterstützung. Wir haben schon einmal zusammen gekämpft, vor 22 Jahren. Damals waren es ein kleines Serbien und ein desorganisiertes zaristisches Rußland.

Heute aber haben wir ein Jugoslawien, das $1^1/_2$ Millionen Soldaten aufstellen kann, und die mächtige Rote Armee, die uns immer als Ideal vorgeschwebt hat mit ihrer glänzenden Ausrüstung und ihrem vorbildlichen Geist. Da kann die tote deutsche Kriegsmaschine nichts ausrichten.«

Lebedew wollte noch eins: Es müßte sofort jemand aus Belgrad nach Moskau geschickt werden, um das Militärbündnis zu unterzeichnen und um alle Einzelheiten festzulegen. Oberst Božin Simić sitze zwar in Moskau, aber er wisse nicht so genau Bescheid in den strategischen Fragen, die bereinigt werden müßten.

Simović sagte natürlich sofort zu und versprach, daß in wenigen Tagen eine Abordnung aus Belgrad nach Moskau fahren würde, um dort alles zu erledigen und auch den Pakt zu unterzeichnen.

Allein geblieben, ging Simović mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Er konnte sich nicht erklären, wie das alles so glücklich gekommen war mit Rußland. Samochin, der Militärattaché, hatte ja zwar immer vom russischen Beistand gesprochen und auch für den Fall einer Wendung in Jugoslawien zugesagt, daß Beistand kommen würde. Aber so kategorisch hatte sich Moskau bisher noch nie ausgedrückt. Sonderbar, daß Gavrilović aus Moskau noch nichts darüber meldete. Er war doch schon informiert über die Vorgänge in Belgrad und hatte an Simović schon früher, vor dem Putsch, auf dem üblichen Umweg über den russischen Militärattaché in Belgrad Berichte geschickt, zur Zeit als die Paktverhandlungen mit Berlin ihrem Abschluß entgegenliefen.

Jetzt müßte man nur sehen, wie man Deutschland hinhält für die Zeit, bis alles fertig ist, bis die Engländer gelandet sind und in ausreichendem Maße ihre Divisionen auf dem Balkan marschbereit stehen, bis Rußland seinen Aufmarsch stehen hat und bis die Türkei reif ist. Am besten, man versucht es mit Italien. Mit den Italienern ließe sich die Sache vielleicht besser machen als mit den sturen Deutschen.

Ob er wohl den alten Ninčić über diese Dinge verständigen soll? Er lief zum Fernsprecher, wechselte einige kurze Worte mit dem Außenministerium und ließ dann mit lautem Auflachen den Hörer sinken. Es war zu toll. Da mußte sich Ninčić ausgerechnet noch sein Gebiß brechen, neben allen übrigen Altersbeschwerden, die der Arme hatte. Und nun sitzt der königlich jugoslawische Außen-

minister zu Hause und wartet, bis ihm der Zahnarzt ein neues Gebiß macht! Zum Glück ist Simović energisch und klug genug: er braucht keinen Außenminister. Er macht alles allein.

Und so kam es, daß am nächsten Tage, klein und schmächtig, mit Spitzmausgesicht und stets etwas vorgebeugtem Kopf, die dunklen Augen fest auf Simović gerichtet, der italienische Gesandte Mamelli dem General gegenübersaß.

Simović wollte es ganz diplomatisch machen, ganz klug. Dem Italiener muß man zuerst Angst einjagen. Und er begann weit auszuholen.

»Sehen Sie, Exzellenz, Jugoslawien hat zwar den Dreierpakt unterzeichnet und hat auch gar nicht die Absicht, seine Unterschrift zurückzuziehen. Aber es sind da ein paar Fragen, die sehr schwer ins Gewicht fallen. Der Prinz und Cvetković waren da viel zu leichtsinnig, wir können nicht auf unsere wichtigsten Interessen, auf unsere militärischen Interessen, so leicht verzichten.«

Mamelli schwieg und betrachtete aufmerksam sein Gegenüber. Der selbstzufriedene Ton des Generals ärgerte ihn ein wenig. Aber er ließ sich nichts merken, und schon war Simović fortgefahren.

»Wenn die Deutschen jetzt Ihnen zu Hilfe kommen und Griechenland angreifen — dann kommen sie doch nach Saloniki. Und wenn die Deutschen in Saloniki sind, sind wir abgeschnitten. Dann sitzt Jugoslawien in der Mausefalle. Das geht natürlich nicht. Wir müssen verhindern, daß es zu so etwas kommt. Alle Freundschaft in Ehren — aber man kann doch nicht von uns verlangen, daß wir uns so von allen Seiten einkreisen lassen und dann ruhig abwarten, was weiter mit uns geschehen soll. Deshalb bin ich fest entschlossen, im Augenblick, in dem Deutschland in Saloniki einmarschiert, Albanien anzugreifen und Sie daraus hinauszuwerfen.«

Mamelli hatte eine kleine Geste des Erstaunens gemacht. So etwas war ihm in seiner langen diplomatischen Karriere doch noch nicht vorgekommen. Was dachte sich eigentlich dieser eingebildete Mensch!

Simović hatte die Geste bemerkt, deshalb beeilte er sich, die Sache wieder gutzumachen.

»Sie werden doch zugeben müssen, daß wir mit unseren Soldaten die Möglichkeit haben, in kurzer Zeit Italien vollkommen aus Albanien hinauszudrücken. Wir brauchen die Häfen, aus denen

wir schon einmal mit Staat und Heer emigriert sind. Und hier liegt ja eben der Grund, weshalb wir Sie um Vermittlung bitten möchten. Berichten Sie doch nach Rom über unsere Unterhaltung, legen Sie es Rom nahe, von dort aus in Berlin zu intervenieren. Man möge es durchsetzen, daß Deutschland nicht die bulgarisch-griechische Grenze überschreitet und dann seine Truppen nach Saloniki marschieren läßt. Wir haben keinen andern Grund, die Waffen zu ergreifen. Und schließlich werden Sie doch auch selbst, ohne die Deutschen, mit den Griechen fertig werden.«

Mamelli begriff nun ganz genau, wo Simović hinaus wollte. Über Italien sollte es ermöglicht werden, daß Deutschland abwartete, nicht in Griechenland einrückte, damit so der englische Plan der Südostfront voll ausreifen konnte.

»Ich werde nach Rom berichten, Herr Präsident«, sagte er mit seiner leisen Stimme. »Aber ich weiß nicht, wie sich der Duce und Graf Ciano zu dieser Frage verhalten werden. Wir können natürlich Deutschland nicht diktieren, was es militärisch tun soll.«

»Rom könnte eine äußerst wichtige Rolle spielen, wie dies schon so oft der Fall war. Wir werden ja auch in Kürze ein vollkommenes Einverständnis mit Deutschland wiederherstellen. Diese dummen Dinge auf der Straße haben ja schon aufgehört. Und im übrigen wollen wir ja nur Klärung über die nichtveröffentlichten Geheimklauseln des Dreierpaktes. Aber in der Zwischenzeit, bis wir so weit sind, könnte vielleicht Deutschland einen übereilten Schritt tun. Ich glaube nicht, daß es im Interesse Berlins wäre, jetzt einen Krieg im Südosten zu entfachen, der unabsehbare Folgen haben könnte. Und Sie wissen ja: Türkei, Rußland usw. Aber man kann das bei Deutschland nie wissen. Und deshalb eben wäre es ja so wichtig, daß sich Italien in seinem eigenen Interesse hier rechtzeitig dazwischenstellt.«

Als Mamelli gegangen war, rieb sich Simović freudig die Hände: das hatte er wieder gut gemacht! Für Italien war es doch ganz klar, daß es einem Angriff auf Albanien nicht Widerstand leisten konnte. Die albanischen Häfen in jugoslawischer Hand bedeuteten englische Flottenstützpunkte in der Adria. Italien wird da sicher einspringen, und damit haben wir dann eben die Frist, die wir brauchen, um den großen Plan gründlich vorzubereiten.

Es waren sehr bewegte Tage, die nun folgten. Die Einberu-

fungen der Reservisten nahmen solche Ausmaße an, daß die Postboten und Austräger der Militär- und Gemeindebehörden nicht ausreichten. Man spannte die Sokolorganisation ein. Die jungen Leute in ihren grauen Uniformen und roten Hemden gingen in den Städten von Haus zu Haus und brachten die dringenden Einberufungsbefehle.

Es war noch ein peinlicher Zwischenfall passiert, der Simović viel Ärger verursacht hatte. Als in der Kathedrale ein Dankgottesdienst gelegentlich der Volljährigkeit des jungen Königs zelebriert wurde, war auch der deutsche Gesandte erschienen. Simović hatte dies als sicheres Zeichen dafür angesehen, daß es ihm gelungen sei, den Verdacht Deutschlands einzuschläfern. Doch bei der Rückfahrt hatten die Absperrungen nicht mehr funktioniert. Von Juden aufgestachelt, war eine Menge halbwüchsiger und zerlumpter Gestalten auf den Wagen des deutschen Gesandten, der sich durch das Gewühl langsam seinen Weg bahnte, zugestürzt und hatte diesen mit wüsten und unflätigen Zurufen und Schmähungen angegriffen. Die Leute waren zu übereifrig! Simović mußte sich wieder entschuldigen, aber es hatte nicht so richtig geklappt damit, und von Heeren ist dann auch weggefahren. Gleich nach ihm reisten auch alle deutschen und italienischen Staatsbürger aus Belgrad ab.

Eine Sitzung des Ministerrates wurde abgehalten. Der Slowene Kulovec hatte eine lange Rede losgelassen. Über zwei Stunden sprach er und immer nur über die Frage des Dreierpaktes. Er berichtete ausführlich, wie es dazu gekommen war, er sprach eingehend über alle positiven Folgen des Paktes für das Land. Er sprach über die schweren Gefahren, die nicht nur für den Frieden, sondern für den Weiterbestand des Staates entstehen konnten, wenn die Politik der Regierung Simović sich nicht raschest eindeutig festlegen würde. Viele Mühe hatte er sich genommen, der kluge Nachfolger des alten Korošec. Seine Argumente waren nicht zu schlagen. Aber sie glitten ab an der Halsstarrigkeit der Generale und am Unverstand der übrigen, die da in der Regierung saßen.

Lange hatte die Sitzung gedauert. Die Bauernparteiler waren wüst über Kulovec hergefallen. Dabei wußte Kulovec doch so gut, daß die Leute bezahlt waren, und zwar aus zwei Kassen: der russischen und der englischen.

Und wieder nahm er das Wort. Wieder versuchte er, den Leuten

klarzumachen, daß englische Hilfe bisher schon eine ganze Reihe von europäischen Nationen ins Unglück gestürzt hatte, daß russischer Beistand Bolschewisierung bedeutete, daß Jugoslawien gar nichts riskiere durch den Beitritt zum Dreierpakt und eine eindeutige deutschfreundliche Haltung, selbst für den Fall, daß schließlich England doch den Krieg gewinnen sollte.

Niedergeschlagen und entmutigt, angeekelt von den Dingen, die um ihn herum geschehen, war Kulovec heimgekehrt. Einige Freunde hatten ihn da erwartet, besorgt um das Schicksal des Landes, das sie schon den Abgrund hinunterrollen sahen. Sie bestürmten ihn mit Fragen, wie es gewesen sei.

Mit einer müden Handbewegung wehrte Kulovec die Fragen ab. »Die Leute wollen den Krieg, das ist für mich ganz klar. Simović erzählt etwas von englischen Divisionen in Griechenland und von einem russischen Paktangebot, an das ich nicht glaube, und die übrigen schweigen oder teilen Simovićs Meinung, daß sich Deutschland nicht trauen wird, zuzuschlagen. Die beiden Bauernparteiler und Budisavljević sprechen wie vor Volksversammlungen. Es ist entsetzlich!«

Er strich sich mit einer unbewußten Bewegung über den kurzgeschorenen Kopf und rückte an seinem Zwicker.

»Und glauben Sie, daß nichts mehr gerettet werden kann?«

Kulovec schüttelte nur den Kopf. »Die Leute wollen den Krieg. Ich will noch versuchen, bis zum letzten zu kämpfen. Und wenn Maček wirklich kommen sollte, dann werden wir es zu zweit tun. Ich weiß, er ist auch gegen den Krieg. Hoffentlich setzen wir uns dann durch, obwohl meine Hoffnung sehr schwach ist. Nicht einmal die Sache mit der Abberufung der Deutschen und Italiener aus Jugoslawien macht Eindruck auf die Kerle. Sie behaupten, es wäre nur ein Manöver, uns zu erschrecken, es stecke gar nichts dahinter als ein Bluff. Simović muß große Zusicherungen erhalten haben von allen möglichen Seiten, anders kann ich es nicht begreifen.«

Und Simović hatte tatsächlich so viele Zusicherungen. Ronald Campbell war fast jeden Tag in Fühlung mit ihm, ging über den kranken Außenminister, der endlich seine Zähne wiederbekommen hatte, hinweg, als bestände er gar nicht. Und jeden Tag lauteten die Berichte Campbells zuversichtlicher. Eden saß in Athen und bereitete alles vor, zusammen mit Sir John Dill, dem Generalstabs-

chef. Es war ein Riesenplan, in den Jugoslawien eingespannt wurde. Ein Plan zum erdrückenden Angriff auf Deutschland, von Skandinavien bis zur Adria. Simović sah nur die Größe der Pläne, baute auf die Zusage Moskaus und auf die Unterstützung Amerikas, die ihm der Gesandte in Washington, Fotić, in zwei Telegrammen als sicher hingestellt hatte. Wenn also England, Rußland und Amerika gleichzeitig eingreifen — was hat dann Jugoslawien zu befürchten? Es würde eine ungeheure Rolle spielen, denn es hatte den Anstoß gegeben, hatte den Stein ins Rollen gebracht.

Es war nach der Sitzung, nach der Kulovec so niedergeschlagen seinen Freunden berichtet hatte, als Simović den Gesandten Fotić noch einmal anrief. Er bekam Neuyork bald ans Telephon und hörte Fotić durch den Draht ganz deutlich sprechen.

»Ich möchte auf meine zwei Telegramme eine Antwort haben«, begann Fotić das Gespräch. Simović bestätigte: »Sie bekommen Antwort auf zwei Telegramme.« Fotić: »Ich werde wahrscheinlich übermorgen, am 2. April, den Präsidenten Roosevelt sprechen.«

Simović war freudig überrascht. Also Roosevelt persönlich reichte die Hand! Er rief in den Apparat:

»Wegen des Materials, nicht wahr?«

»Ja, und dann wegen der Freigabe der Kredite, die bei der Unterzeichnung des Paktes gesperrt worden sind.«

»Wegen der Freigabe der Kredite«, wiederholte Simović. »Danken Sie jedenfalls den maßgebenden Stellen, besonders dem Präsidenten Roosevelt. Die formelle Antwort auf Ihre Anfragen aus den Telegrammen hinsichtlich unserer weiteren Haltung werden Sie bekommen. Aber die Hauptsache ist, daß Sie sagen, daß wir sowohl für die moralische — und zwar besonders für die moralische — als auch für die materielle Unterstützung danken, und daß wir bitten, uns alles, was sie können, zur Verfügung zu stellen. In erster Linie Flugzeuge und dann Flakausrüstung, Artillerie und Munition.«

Eine kleine Störung war in der Leitung. Fotić hatte etwas gesagt, was Simović nicht verstehen konnte, aber schließlich kam es doch klar aus dem Draht.

»Ich bin heute in Neuyork, habe eine Zusammenkunft mit den Schiffsreedern, um festzustellen, wo unsere Schiffe sind und womit wir rechnen können für Transporte.«

»Sehr gut, sehr gut.«

Fotić fuhr fort: »Ich habe Ihnen schon in meinem Telegramm gesagt, es ist unbegreiflich, wie gut die Stimmung hier für uns ist! Ich will Ihnen nur sagen, in diesen fünf Jahren, seit ich hier bin, habe ich nicht erlebt, daß jemand so viel Ansehen erworben hätte wie wir in den letzten fünf Tagen. 400 Telegramme habe ich erhalten aus hohen und anderen Kreisen.«

Simović war über diese Bestätigung mehr als entzückt. Es war ja so wichtig, daß man auch Amerika heranbekam. Donovan hatte ja damals vieles versprochen, als er im Winter die langen Unterredungen in Belgrad hatte. Aber Simović war nicht ganz sicher, ob es auch ausgeführt werden würde. Jetzt zeigte es sich offenbar, daß Donovan nicht gelogen hatte.

Fotić hatte hinzugefügt:

»Der Präsident hat mich wissen lassen, daß er mich zu sehen wünscht. Er ist jetzt auf Erholung. Aber, wie gesagt, in zwei Tagen ist er wieder da, und dann spreche ich mit ihm über alle Einzelheiten.«

»Sehr gut«, erwiderte Simović. »Melden Sie ihm bitte, daß ich ihm schon eine besondere Depesche übersandt habe, und sagen Sie auch, Seine Majestät der König sei ihm besonders dankbar für seine Stellungnahme. Übermitteln Sie ihm ebenso meine große Verehrung.«

Fotić wollte etwas wissen, was im Augenblick nicht dazu gehörte.

»Wie sieht eigentlich die innere Lage aus?«

Simović überhörte die Frage. Was sollte er schon dem Diplomaten dort antworten. Es war wichtig, daß er möglichst bald die versprochene Rüstung über den Ozean bekäme. Und so rief er in den Apparat:

»Grüßen Sie mir vielmals Oberst Donovan.«

Fotić antwortete schnell:

»Ich speise morgen mit ihm, da werde ich ihm Ihre Grüße bringen.«

»Sehr gut. Sagen Sie ihm, daß ich seine Depesche erhalten habe und ihm sehr danke.«

Fotić wiederholte die Frage nach der inneren Lage. Simović mußte sie schließlich beantworten.

»Die Lage ist hier sehr gut. Wir hoffen, daß auch unsere äußere Lage so gut wird.«

»Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie gut hier die Stimmung ist. Und welche Hilfe Sie erwarten können.«

Simović gab nochmals seiner Befriedigung Ausdruck.

»Sehr gut. Also so viel Material wie möglich. Wie gesagt, Flugzeuge und Flak, Artillerie und Munition. Und sehen Sie zu, daß Sie zuerst viel Schiffe bekommen. Erwarten Sie von mir keine weiteren Instruktionen. Sie wissen, worum es geht. Was Sie tun werden, wird die Regierung voll anerkennen, als ob sie es selbst verfügt hätte.«

»Ist es so?«

»Es ist so. Was Sie auch tun mögen.«

»Also ich wiederhole Ihnen«, schloß Fotić, »wir bekommen hier alles, was wir brauchen, die volle Unterstützung in Material und die volle Unterstützung der öffentlichen Meinung. Was Rußland für Serbien im Jahre 1914 war, wird im Jahre 1941 Amerika sein. Diesmal aber werden wir von Amerika viel mehr bekommen, als wir im Jahre 1914 von Rußland bekommen haben.«

»Gott gebe es!«

»Es wird hier ein offizieller Beschluß über die Hilfeleistung herauskommen.«

»Gut. Aber es soll nicht über den Rundfunk verlautbart werden. Deutschland braucht es nicht zu erfahren.«

»Die Leute hier verstehen doch, Politik zu machen.«

Simović schloß:

»Also, was Sie mir mitteilen, ermöglicht uns jetzt, eine feste Stellung einzunehmen und nicht nachzugeben.«

Das Telephongespräch war zu Ende.

So war nun außenpolitisch alles geregelt. Oberst Savić war mit noch einem Offizier wohl schon in Odessa, auf dem Wege nach Moskau. Die Berichte über die britischen Truppenlandungen in Griechenland häuften sich. Amerika war in jeder Beziehung hilfsbereit. — Mehr konnte man wirklich nicht verlangen. Es war nur noch die Frage offen, wie man die innere Lage in Ordnung bringen sollte. Eine sonderbare Mißstimmung war im Volke entstanden, eine Niedergeschlagenheit. Man merkte es auf der Straße. Die vielen Agenten der englischen Gesandtschaft, die vielen Leute der

Sowjets, die amerikanischen Stimmungsmacher — alles zog nicht mehr richtig. Selbst der Londoner Rundfunk, der nun elfmal täglich in serbischer Sprache lange Hetzreden durchgab und der sich auf alle möglichen Helden der serbischen Geschichte berief, um die Stimmung wieder hochzubringen, konnte da nichts ausrichten. Es lag in der Luft wie vor einem schweren Gewitter. Drückend war die Atmosphäre, elektrisch geschwängert. Die vielen Einberufungen, die Abreise der Deutschen und Italiener, die Unsicherheit mit Maček und dann die beginnende Ernüchterung, als man immer deutlicher in den breiten Massen das Spiel merkte, das hinter der Volljährigkeitserklärung des Königs und hinter diesem ganzen Putsch stand — alles dies hatte bewirkt, daß die Menschen niedergedrückt waren —, in Vorahnung einer Katastrophe, die sich drohend über ihren Häuptern zusammenballte.

Maček mußte heran. Es mußte doch gelingen, ihn zu überzeugen. Er war zwar stur in seiner ständigen Betonung der Unerläßlichkeit einer offenen Erklärung über die volle Anerkennung der Unterschrift Jugoslawiens auf dem Dokument des Beitritts zum Dreierpakt.

Maček hatte einen seiner nächsten Mitarbeiter, den Ingenieur Košutić, nach Belgrad zur Verhandlung entsandt. Simović hatte sich die größte Mühe gegeben, ihn zu überzeugen, daß alles in bester Ordnung sei. Die Beziehungen zu Deutschland seien ja vielleicht, nur vorübergehend, ein bißchen getrübt, aber er denke gar nicht daran, sich in der Regierung irgendwie gegen Deutschland zu stellen. Er sei ja auch bereit, die von Maček geforderte Erklärung in bezug auf den Dreierpakt abzugeben. Aber Maček müsse dazu erst einmal nach Belgrad kommen, dann hätte die Erklärung erst einen richtigen Sinn, sonst würde sie sich sehr sonderbar ausnehmen. Und schließlich noch eins: Wenn Maček nicht nach Belgrad komme, so hat die ausländische Propaganda, vor allem die deutsche und italienische, vollen Grund zu der Behauptung, die Kroaten stünden gegen Jugoslawien. Außerdem wäre die Anwesenheit Mačeks der beste Beweis für die Solidarität des Volkes, also für seine Einmütigkeit hinsichtlich der Billigung der Politik, die das Kabinett führt. Wenn Maček den Frieden wirklich will, dann muß er es unmöglich machen, daß das Ausland an einen Zwiespalt glaubt, der in Jugoslawien eingetreten sei.

Die Verhandlungen hatten lange Zeit gedauert. Schließlich war Košutić wieder abgereist, und nach zwei Tagen wollte er mit den letzten Forderungen Mačeks wiederkommen.

Diese waren:

1. Schaffung eines Regentschaftsrates, dem ein Serbe, ein Kroate, ein Slowene, der orthodoxe Patriarch von Serbien und der katholische Erzbischof von Zagreb angehören. Dieser Regentschaftsrat soll neben dem König stehen, und der König hätte keinerlei wichtige Handlungen vorzunehmen noch einen wichtigen Beschluß zu fassen, ohne daß der Regentschaftsrat seine Zustimmung gegeben hätte. Derselbe würde so lange in Funktion sein, als es die Jugend des Königs und die Sicherheit des Landes erforderlich machen würden. Als Vertreter Serbiens hatte sich Maček den Professor und stellvertretenden Ministerpräsidenten Jovanović gedacht, er oder Subašić sollte Kroatien vertreten; im zweiten Falle würde Maček dann den Posten des Banus in Zagreb übernehmen. Kulovec sollte als Slowene in den Rat eintreten.

2. Die orthodoxe Kirche müsse entpolitisiert werden. Es ginge nicht an, daß sie sich immer wieder aktiv in die Politik einmische, wie eben im Falle des Putsches. Ebenso müßte das Heer durch entsprechende Maßnahmen verhindert werden, in Zukunft wieder eigenmächtig in die Politik einzugreifen. Daher müsse neben dem Kriegsminister ein Rat aus Zivilisten, aus Politikern, gebildet werden, falls nicht sogar der Posten des Kriegsministers einer Zivilperson anzuvertrauen sei.

3. Simović müsse die serbisch-kroatische Verständigung vom 26. August 1939 in vollstem Umfange anerkennen und in feierlicher Erklärung bestätigen. Dies müsse auch vom König ausdrücklich gutgeheißen werden.

4. Schließlich müsse die Regierung sofort eine feierliche Erklärung abgeben, daß sie den Beitritt Jugoslawiens zum Dreierpakt voll anerkenne und daß sie der Politik dieses Paktes in jeder Hinsicht zu folgen gewillt sei. Würden alle diese Punkte angenommen werden, so könnte Maček in die Regierung eintreten, denn dann wäre die Möglichkeit gegeben, den Frieden noch retten zu können.

Simović sagte natürlich sofort zu. Er war bereit, alles zu konzedieren, alles anzunehmen, er wollte nur Maček in Belgrad haben. Und so fuhr Košutić zum zweitenmal nach Zagreb zurück, ver-

sehen mit der Einwilligung des Ministerpräsidenten, die sich auf alle Forderungen des Kroatenführers erstreckte.

Am 4. April traf Dr. Maček in Belgrad ein. Simović machte daraus einen Akt von höchster Bedeutung. Er organisierte dem alten kroatischen Politiker einen feierlichen Empfang auf dem Bahnhof, bei dem er mit allen Regierungsmitgliedern zugegen war. Er geleitete ihn persönlich zum König und ließ sich mit Maček in allen möglichen Stellungen vor die Kamera bringen.

Es ging eine Erleichterung durchs Land, als man hörte, Maček sei nach Belgrad gekommen. Das Volk wußte ja nicht, was dahinter stand. Es wußte nicht, daß Maček nur sehr widerstrebend dem Ruf gefolgt war und gegen seine bessere Überzeugung. Man wußte nicht, daß die freimaurerische Umgebung Mačeks, Subašić und Šutej vor allem, sich dafür so sehr eingesetzt hatten, und daß Krnjević, der Mann des Großen Orients, der Maček jahrelang in Paris vertreten hatte, noch zur Zeit der Oppositionskämpfe mit allen Mitteln versucht hatte, Maček im Sinne der Wünsche der westlichen Demokratien zu beeinflussen.

Und schließlich wußte man das Wichtigste nicht: Maček erfuhr in Belgrad von Simović, daß seine Bedingungen im Moment teilweise schon überholt seien.

Es war eine sehr lebhafte Auseinandersetzung zwischen den beiden geworden. Hinsichtlich des Paktes hatte Simović erklärt, es sei alles in Ordnung, und man würde die Erklärung gar nicht herauszugeben brauchen. Er log: Der DNB.-Vertreter in Belgrad, Dr. Gruber, sei mit dem Auftrage nach Berlin geschickt, dort eine Zusammenkunft zwischen Ninčić und Simović einerseits und den führenden deutschen Staatsmännern andererseits vorzubereiten. Maček müsse sich dann dieser Reise anschließen. Simović würde einen solchen Entschluß Mačeks sogar sehr begrüßen. Gruber würde am Sonnabend, dem 5. April, zurück erwartet, er werde mit Sonderflugzeug kommen.

Was aber die übrigen Forderungen Mačeks betreffe, so könne man den Regentschaftsrat zwar bilden, müsse dies aber im geheimen tun, damit das Volk nicht eine störende Nebenautorität neben dem König sehen müsse. Das Militär könne jetzt, da es ja in Europa so kritisch aussehe, nicht durch Zivilisten in seinen Machtbefugnissen beeinträchtigt werden.

Maček brauste auf.

»Also haben Sie mich, mit anderen Worten, betrogen! Sie haben mir zuerst alles zugesagt, jetzt aber wollen Sie nichts davon tun.«

»Aber nein«, wandte Simović mit seinem öligen Lächeln ein, »im Gegenteil: ich will alles tun, was Sie nur wünschen. Es ist ganz klar, daß wir uns gut verstehen werden. Denn schließlich, vergessen Sie nicht, daß ich ja schon im Jahre 1919 und wie oft auch später noch als Verbindungsmann der serbischen Armee in Zagreb war und die Kroaten schätze.«

»Sie können mir erzählen, was Sie wollen, aber ich sehe konkret, daß von meinen Forderungen nicht eine einzige jetzt erfüllt wird, obwohl ich nur auf Grund Ihrer Zusage der Erfüllungen hergekommen bin«, wiederholte Maček, hartnäckig wie ein Bauer, der um sein gutes Recht ficht.

»Ich habe Ihnen ja gesagt, es ist unopportun, gewisse Dinge jetzt im Moment an die große Glocke zu hängen. Die Hauptsache ist, daß wir den Frieden retten, und das ist durch Ihre Anwesenheit bereits geschehen. Und wenn wir dann zusammen nach Berlin fahren, haben wir ja alles in schönste Ordnung gebracht.«

Maček sah, daß er nichts ausrichten konnte. Der Mann, mit dem er sprach, war aalglatt, war ein Heuchler und anderseits stur in seinen Auffassungen und Voreingenommenheiten. Er wollte es versuchen — einige Tage nur. Vielleicht würde es mit Hilfe der Slowenen gelingen, irgendwie den Frieden zu retten, die Leute irgendwie abzubringen von dieser Bahn, die in die Katastrophe führte.

Am selben Tage traf aus Moskau eine Nachricht ein, die Simović sehr erstaunte. Die beiden Offiziere, die zu Verhandlungen abgereist waren, waren bis Konstantinopel gekommen und dort irrtümlicherweise von der Türkei aufgefordert worden, auch nach Ankara zu kommen. Es hatte eine jugoslawische Mission nach Ankara fahren sollen wegen militärischer Besprechungen, und man hielt in Konstantinopel die beiden Herren für jene, die mit der Türkei verhandeln sollten. Es gab eine Verzögerung von zwei Tagen, so daß erst am 4. April die erste authentische Auskunft über den Verbleib der beiden Abgesandten zusammen mit ihrem Bericht aus Moskau gekommen war. Sie waren in Moskau sehr gut aufgenommen worden. Gavrilović hatte ihnen gleich gesagt, daß

man an der Frage eines Paktes zwischen Moskau und Belgrad arbeite, die Dinge aber noch nicht beendet seien. Eigentlich war Gavrilović erstaunt, als er hörte, daß die beiden annahmen, alles sei schon in vollster Ordnung, und nur die Unterschriften fehlten noch.

Aber das Erstaunen steckte die beiden Offiziere, die aus Belgrad gekommen waren, an, als Molotow sie zwar zusammen mit Gavrilović empfing, ihnen aber mitteilte, die Formulierung, wie sie vom russischen Geschäftsträger Lebedew in Belgrad vorgeschlagen worden sei, sei im Augenblick nicht durchführbar. Wischinsky hätte da vielleicht eine kleine Übereilung begangen, die er, Molotow, als verantwortlicher Leiter des Außenkommissariats, unter voller Anerkennung der von seinem Stellvertreter ausgesprochenen Grundsätze, in einigen Punkten umändern müsse. Es könne sich nämlich im Moment nicht darum handeln, einen automatischen Beistandspakt zu unterzeichnen. Rußland wäre im Moment nicht geneigt, mit Deutschland in einen offenen Konflikt zu kommen. Es sei noch nicht vollkommen fertig mit seinen Vorbereitungen, die es dann allerdings so stark machen würden, einen offenen Waffenzusammenstoß mit Deutschland auf sich zu nehmen. Deshalb würde nun an Stelle eines solchen automatischen Beistandspaktes jetzt ein Freundschaftspakt unterzeichnet werden können, der sozusagen die erste Etappe für die weitere Entwicklung der Beziehungen zwischen der Sowjetunion und Jugoslawien sein würde.

Gavrilović, der diese Stellungnahme Moskaus schon kannte, sah die beiden Offiziere, die ihre Bestürzung nicht verbergen konnten, mit einem kleinen triumphierenden Lächeln an.

»Aber auf Grund dieser Zusage, die Herr Lebedew gemacht hat, hat ja die jugoslawische Regierung schon ihre Politik gegenüber den Achsenmächten versteift. Wir sind in einer sehr unangenehmen Lage, da wir auf den absoluten Beistand der Sowjetunion gerechnet haben!«

Molotow verzog sein Gesicht zu dem verbindlichen Lächeln eines Schalterbeamten.

»Die Sowjetunion wird zuschlagen. Aber wann sie es tut, wird sie bestimmen. Im übrigen dürfte dieser Freundschaftspakt schon genügen, der Welt und Deutschland zu zeigen, daß wir nicht gewillt sind, weitere Übergriffe im Südosten zu dulden. Wir haben

nach der Bulgariensache schon einmal energisch protestiert. Ich glaube nicht, daß Deutschland es nochmals auf sich nimmt, uns herauszufordern. Und wenn die Zeit gekommen ist, werden wir ja auch ohne Beistandspakte in den Angriff übergehen.«

Die beiden hatten den deutlichen Eindruck, daß Moskau hier ein falsches Spiel gespielt hatte. Es hatte zuerst den Putsch angefeuert. Über den Oberst Samochin und den Geschäftsträger Lebedew hatte es dann der Putschregierung die größten Zusicherungen gegeben. Dadurch war die Politik dieser Regierung noch übermütiger, noch deutschfeindlicher geworden, als sie es schon gewesen war. Und nun, da es schon so weit gekommen war, bog Molotow ab.

Als ob er ihre Gedanken gelesen hätte, setzte der Russe noch hinzu:

»Die Sowjetunion ist natürlich vollkommen auf seiten Jugoslawiens. Wenn die Deutschen tatsächlich angreifen sollten, bekommen Sie von uns alles Kriegsmaterial, was Sie wollen, sofort geliefert. Wir liefern über Saloniki Flugzeuge, Panzer und Artillerie. Wir haben das Jugoslawien ja schon früher angeboten, aber die Herren, die damals regiert haben, dachten anscheinend anders. Sie wollten nicht annehmen, was wir ihnen zu Bedingungen anboten, zu denen die Sowjetunion noch nie Geschäfte getätigt hat.«

Und so kam es denn am 5. April zur Unterzeichnung des Freundschaftspaktes zwischen der UdSSR. und Jugoslawien.

Am selben Tage wurde es aber Maček und Kulovec vollkommen klar, daß der Krieg unvermeidlich sei. Die Angabe Simovićs über eine Mission des DNB.-Vertreters Gruber war falsch gewesen. Sie hatte nur dazu gedient, die beiden hinzuhalten. Maček hatte erst nachträglich erfahren, daß Gruber auf Ersuchen Ninčićs im Außenministerium gewesen war, daß ihm dabei Ninčić erklärt habe, er sei für den Frieden und sei überzeugt, es könne alles gut werden, wenn er sich über die Fragen der beiden Länder mit von Ribbentrop aussprechen könnte. Gruber hatte eingewandt, daß alle bisherigen Handlungen der Regierung, begonnen mit der Mobilisation bis zum außenpolitischen Spiel, ausgesprochen antideutsch und paktfeindlich gewesen seien. Ninčić, der einen gebrochenen und niedergeschlagenen Eindruck machte, wiederholte, er möchte sich

in Berlin aussprechen; er sei überzeugt, daß dann alle Mißverständnisse geklärt werden würden. Für die Außenpolitik sei er verantwortlich und nicht Simović, der General sei und keine Ahnung von Politik habe.

Das war alles; dann, wie alle übrigen Deutschen, war auch der Mann vom DNB. abgereist. Simović hatte bewußt gelogen. Maček sah nun klar den Staat zusammenbrechen. Am Abend des 5. April empfing er noch den slowakischen Geschäftsträger Cieker und sprach vor ihm mit Tränen in den Augen über die Katastrophe, die er als unabwendbar betrachtete.

FÜNFZEHNTES KAPITEL

Die natürliche Folge

Es war der Abend des 5. April. Schwere Schritte wurden im Gange vor meiner Zelle laut. Die Tür öffnete sich, und ein Gendarmengesicht schaute herein und sprach mich an: »Kommen Sie, Sie werden unten verlangt.«

Jedesmal, wenn ich meine Zelle verließ, betrachtete ich sie mit einem gewissen Abschiedsgefühl und dachte, ob ich wohl lebend in sie zurückkehren würde. Daß ich überhaupt mit heilem Kopf aus dem Gefängnis herauskäme, konnte ich schwer voraussetzen. So auch diesmal.

Ich ging hinter dem Wachtmeister die Treppe hinunter, die bekannten langen Gänge entlang. Überall war größte Geschäftigkeit zu bemerken. Kisten standen umher, große Kisten mit schweren Beschlägen und starken Schlössern. Akten wurden hineingepackt. Die Karteischränke wurden entleert, Schriftstücke aus allen Fächern in die Kisten verstaut. Es sah aus wie die Vorbereitung zu einem großen Umzug. Evakuierung, schoß es mir durch den Kopf. Ist es schon so weit?

Ich erhielt natürlich keine Zeitungen im Gefängnis. Was in der Außenwelt vorging, konnte man nur durch das kleine, vergitterte Fensterchen betrachten, das auf eine stille Seitengasse hinausführte und von dem man über die Dächer die Sawe mit den beiden großen Brücken, den Bahnhof und den Abhang zum Flusse sehen konnte. Zwei Nächte vorher war Probeverdunkelung gewesen. Es war das erstemal, daß auch in meiner Zelle das Licht ausgelöscht wurde. Und dann war im Hofe des Gebäudes ein Riesenscheiterhaufen errichtet worden; da wurde alles verbrannt, was nicht von Wichtigkeit war, alte Papiere, Archive.

Es fiel mir auf, daß die Beamten, die mich am 27. März nicht sonderlich liebenswürdig betrachtet hatten, jetzt von hervorragender Höflichkeit waren. Es war fast wie in früheren Zeiten, als ich als freier Mann ab und zu in dem Gebäude zu tun hatte. Man wollte mich in den Verlag führen, da der von der Putschregierung bestimmte kommissarische Leiter, mein Nachfolger, sich in gewissen Sachen anscheinend nicht auskannte und von mir Informationen wollte.

So kam ich auf die Straße. Ich fuhr in Begleitung eines Beamten durch die Stadt, die eine sonderbare Physiognomie zeigte. Es war

Abend, die Zeit, in der die Straßen alle voll, übervoll sind, in der vor den Kaffeehäusern die Tischreihen stehen und Kopf an Kopf die goldene Jugend Belgrads sitzt, wo man noch schnell die abendlichen Einkäufe macht, wo der Autoverkehr die Dichte einer richtigen Großstadt erreicht. Und trotzdem, auf der Straße waren wenig Menschen. Vor allem wenig Männer. Ebenso vor den Kaffeehäusern. Autos sah man kaum. Die Menschen, denen man begegnete, hatten irgendwie nachdenkliche Gesichter. Das frohe Schnattern der jungen Mädchen, der Schüler und Studenten auf der Promenade zwischen der Fürst-Michael-Straße und der Terazije war irgendwohin verschwunden. Ich konnte die Stadt kaum wiedererkennen.

In meinem ehemaligen Arbeitszimmer, in dem ich so viele Stunden anstrengendster Arbeit verbracht hatte, zwischen den Telephonen und Megaphonen, saß ein Mann in der Uniform eines Oberstleutnants. Es war mein Nachfolger. Ein Mann, der keine Ahnung von Zeitungen und Verlag hatte und der schon nach einigen Tagen sich so verheddert hatte in dem feinen Mechanismus des großen Betriebes, daß er weder ein noch aus wußte.

Ich sah an den kleinen Dingen, die ich bemerken konnte, während ich bei ihm saß und ihm Erläuterungen über dies und jenes gab, wie sehr die Maschine des Verlages durcheinandergeraten war. Die wichtigsten Mitarbeiter waren beim Militär. Das Abendblatt war eingestellt. Die Morgenzeitung mußte schon am Nachmittag vorher gemacht werden, weil die Züge nicht gingen. Alles war für Militärtransporte beschlagnahmt. Die Kraftwagen waren eingezogen worden. Und die Auflage war gefallen, trotz der wichtigen Ereignisse, wie noch nie!

Mein Gegenüber ging aus dem Zimmer. Auf dem Schreibtisch sah ich einen Bericht liegen, der diesen Abend vom Berliner Korrespondenten gekommen war. Ich überflog ihn rasch. Er enthielt nur die Fragen, die auf der Pressekonferenz im Auswärtigen Amt gestellt worden waren, und die Antworten, die der Gesandte Schmidt darauf gegeben hatte.

Ich konnte mir Schmidt vorstellen, umgeben von der dichten Gruppe der Journalisten, an der einen Seite des gigantischen Tisches im Bundesratssaal des Auswärtigen Amts. Und ich konnte mir denken, wie ihm zumute war, als er über Jugoslawien jene

Antworten gab, die ich nun im Bericht las, über jenes Land, für das er soviel Sympathie aufgebracht hatte und Verständnis.

Die Fragen atmeten die Nervosität der Journalisten. Man wußte, daß die Beziehungen in eine kritische Phase eingetreten waren, das war offensichtlich.

»Ist keine Verschärfung des Verhältnisses zwischen Deutschland und Jugoslawien eingetreten?« fragte ein Pressevertreter.

»Es ist eine weitere Verschärfung kaum noch im Bereich der Möglichkeit«, war die Antwort.

»Hat man einen Bericht aus Belgrad von der Gesandtschaft bekommen?«

»Nein. Unsere Gesandtschaft ist isoliert, da sie durch Polizei abgesperrt ist und Berichterstatter nicht mehr in die Gesandtschaft gelangen können.«

»Ist anzunehmen, daß kein diplomatischer Kontakt mehr besteht?«

»Praktisch nicht.«

»Kann man sagen, daß die Reichsregierung eine abwartende Haltung einnimmt und daß irgendwelche Beschlüsse oder Ereignisse in Belgrad eventuelle Beschlüsse der Reichsregierung doch noch beeinflussen könnten?«

»Das kann man nicht so sagen. Im Grunde warten wir schon seit dem Tage, da König Peter den Thron bestiegen hat.«

»Ich beziehe mich auf die Nachrichten, die besagen, daß gestern das jugoslawische Kabinett sehr lange getagt hat, daß darüber aber kein Kommuniqué herausgebracht wurde, daß es aber eventuell doch zu einer Erklärung oder Festlegung des außenpolitischen Kurses kommt, der für Deutschland akzeptabel ist.«

»Das wissen wir aber nicht. In Belgrad wird nun schon seit acht Tagen verhandelt und seit acht Tagen verkündet, daß nun eine Regierungserklärung käme, in der dies oder jenes festgestellt oder gemacht werden würde. In acht Tagen hat sich aber nichts anderes ereignet als von Tag zu Tag zunehmende deutschfeindliche Aktionen, von Tag zu Tag offensichtlicher werdende diplomatische Aktionen mit eigenartig feindseligem Charakter, die gegen Deutschland und Italien gerichtet sind. In den letzten Tagen ist dazu die Mobilisierung der jugoslawischen Armee getreten. Das sind die Tatsachen.«

»Könnten Sie die Ursachen der Verschlechterung der deutsch-jugoslawischen Beziehungen näher beleuchten, oder sind das nur außenpolitische Probleme? Spielt der Dreimächtepakt eine wesentliche Rolle oder vielmehr die Ereignisse, die sich in Jugoslawien selbst zutragen?«

»Das geht ineinander über, es hängt miteinander zusammen. Das eine wäre ohne das andere nicht zu verstehen. Es ist so: Es wurde ein Putsch gemacht, und dieser Putsch ist auf dem Hintergrund der außenpolitischen Opposition gegen die außenpolitischen Entscheidungen der Regierung Cvetković beziehungsweise gegen die außenpolitischen Entscheidungen, die der Prinzregent veranlaßt hat, entstanden. Man hat dann gesagt, diese außenpolitische Opposition, die sich zeige, sei nur eine Begleiterscheinung. Das Wesentliche seien innerpolitische Fragen. Die gesamte Entwicklung dieses Problems und — ich betone dies ausdrücklich — die Entwicklung des neuen Kabinettes und seiner Arbeit wie auch die affektive Stimmung gegen alles Deutsche haben sich nach wie vor gesteigert. Angehörige dieser Regierung sowohl in Belgrad selbst wie auch Beauftragte dieser Regierung im Auslande haben eine deutschfeindliche Aktivität entwickelt und weitgehend deutschfeindliche Aktionen ins Werk gesetzt. Von der Regierung selbst sind mir keine Maßnahmen bekannt, die wirksam gegen die deutschfeindliche Welle im serbischen Volksteil Jugoslawiens angewandt worden wären. Es sind keine Maßnahmen getroffen worden, die das von fremden Agenten, fremdem Geld und chauvinistischen Elementen aufgewiegelte Serbentum zu beruhigen in der Lage wären. Auf diese Weise ist der außenpolitische Kurs der Regierung sowie die innerpolitische Entwicklung, die immer stärker vom Grundsatz des Terrors bestimmt wird, einen stetigen Weg zur Deutschfeindlichkeit gegangen. Das Reich hat diese Dinge nicht vertuscht, sondern es hat sie verzeichnet, obgleich die Tatsache besteht, daß eine Regierung — deren Repräsentanten der Führer empfangen hatte und die mit dem Großdeutschen Reich einen Vertrag abschloß — nach ihrer Rückkehr verhaftet und ins Gefängnis geworfen wird, obgleich namhafte Journalisten, auch nachdem sie den Führer gesehen haben, nach ihrer Rückkehr verhaftet und gleichfalls ins Gefängnis gesperrt wurden. All diese Dinge hat das Reich zur Kenntnis genommen und verzeichnet. Mehr an Ur-

sachen für die gegenwärtige Krise herauszustellen wäre überflüssig.«

»Könnte vielleicht eine neue Lage geschaffen werden, wenn noch eine Änderung der jetzigen Regierung in Belgrad stattfinden würde?«

»Ich glaube, es ist fruchtlos, daß wir über Fragen sprechen, was sein könnte, wenn etwas geschähe, sondern wir müssen uns darauf beschränken, das zu interpretieren, was ist, und im übrigen den Regierungen und den politisch maßgebenden Kräften die Entscheidungen überlassen, ihnen nicht irgendwelche Dinge zu suggerieren versuchen, die wir nicht suggerieren können.«

Ich kannte die Sprache, die auf den Pressekonferenzen in der Wilhelmstraße gesprochen wurde, und es war mir klar, daß sich das Schicksal, das die Gruppe der Gewissenlosen, der Ehrgeizigen und Verkauften, der Kurzsichtigen und der Übelwollenden — kurz die Männer des Putsches — ihrem Lande vorbereiteten, nun vielleicht schon in den nächsten Stunden erfüllen würde.

Und dann kam der nächste Morgen, Sonntag, der 6. April. Nachts hatten mich Sirenen kurz vor der Morgendämmerung geweckt, und um 7 Uhr früh kamen die ersten deutschen Bomber an. Ich sah sie aus dem kleinen vergitterten Fenster über die weite Ebene herankommen, sah die kleinen Wölkchen der Flak unter und neben ihnen in der Luft hängen und sah, wie kleine schwarze Stifte auf die Stadt herunterfielen und flammendurchzuckte Staubfontänen aus den Häusern und den Straßen in den blauen Himmel sprengten.

Es entstand ein unbeschreibliches Chaos im Gefängnis. Die Wachmannschaft und die Häftlinge — alle fühlten sich nur noch als Menschen in gemeinsamer Todesgefahr, in einem gemeinsamen, unabwendbaren Schicksal. Zusammen mit unseren Wächtern eilten wir die Treppen hinunter bis zum großen Eingangstor. Und da standen wir nun. Um das Gebäude herum fielen Bomben. Schutt fiel von den Decken und Wänden auf uns herab. Das große Eingangstor wurde aus den Angeln gehoben und mit dem Rahmen zusammen auf die kleine Gruppe geschleudert, die da im Eingang stand. Verwundete kreischten auf. Neben mir sank ein Polizist plötzlich blutüberströmt gegen die Wand.

Zwei Stunden vergingen so. Und immer wieder kam das Dröh-

nen der schweren Apparate, immer wieder das nervenzerreißende Aufheulen der Bomben und die dumpfen, betäubenden Aufschläge in unserer nächsten Nähe.

Alle Bande der Disziplin und Ordnung waren aufgehoben. Der von der Putschregierung eingesetzte Polizeipräsident stand zwischen den Häftlingen, für die er schon den Erschießungsbefehl auf dem Tisch liegen hatte. Er dachte nicht mehr daran, ihn auszuführen — wenigstens in diesem Augenblick nicht. Immer wieder erzitterten die Wände um uns, immer wieder fielen Mörtel auf uns herab und zerbrochene Scheiben. Viele waren durch die Glasscherben verwundet.

Dann ging ich langsam — es war gegen 10 Uhr, und die Sonne schien warm und freundlich vom Himmel — durch die verwüstete Stadt. Es war ein furchtbares Bild. Große, vielstöckige Häuser waren zusammengestürzt. Straßenbahnschienen waren in die Luft hinaufgerissen, Masten umgeworfen, die Bürgersteige bedeckt von Glassplittern der geborstenen Auslagen. Brände überall. Dazwischen Menschen, zu Tode verängstigt, mit fahlen Gesichtern, mit kleinen Bündeln unterm Arm, kopflos durcheinanderrennend. Einige Flakgeschütze lagen, durch Volltreffer umgeworfen, zerstört auf einem Platz. Trotz meines Bartes, der mir in der Zeit der Haft gewachsen war, erkannten mich einige auf der verwüsteten Terazije. Gleich war ein kleiner Auflauf entstanden. Flüche wurden laut, Verwünschungen. Aber nicht gegen mich; diesmal galten sie Simović.

Und einige Stunden später war ich in Uniform auf der Suche nach meinem Regiment.

SECHZEHNTES KAPITEL

Der letzte Akt

In einem Talkessel in Montenegro liegt die kleine Stadt Nikšić. Kahle Berge mit spärlichen grünen Flecken umgeben die wenigen Häuser. Einige Straßen mit holprigem Pflaster, einige Gasthäuser, ein größeres Gebäude, das den Sitz des Bezirkshauptmanns darstellt — das ist alles.

Aber in den Augenblicken, die dem deutschen Einmarsch in Jugoslawien folgten, war Nikšić bestimmt, eine wichtige Rolle zu spielen: hier ging der letzte Akt des jugoslawischen Dramas über die Bühne. Von hier aus verließen die Männer, die das Land zur Strecke gebracht hatten, ihren Heimatboden und überließen das Volk seinem Schicksal.

Man schrieb den 15. April. Truppenteile, übermüdet, in zerfetzten Uniformen, verstaubt und verschmutzt, lagerten in der Stadt und auf den Feldern der Umgebung. Kraftwagen bahnten sich ihren Weg zwischen den herumlungernden, abgehetzten, uniformierten Gestalten. Offiziere tauchten auf, Generale mit stoppelbärtigem Gesicht. Kaum hob sich noch eine Hand zur Mütze. Auch die Disziplin war niedergebrochen.

Es war das Bild eines vollkommenen Zusammenbruchs, das Bild einer Armee auf der Flucht, auf dem regellosen Rückzug. Man war bis zur Wand gekommen und konnte nicht weiter. Die Menschen waren apathisch geworden und hatten nur noch einen Wunsch: ein Ende machen! Möglichst schnell nach Hause oder meinetwegen ins Gefangenenlager!

Außerhalb der Stadt steht ein Gebäude, umgeben von einer kleinen Baumschule. Es ist die landwirtschaftliche Musterschule Brezovik, der letzte Sitz der Putschregierung auf jugoslawischem Boden.

Von Belgrad aus, das sie am 6., also neun Tage vorher, verlassen hatten, waren die Männer der Putschregierung in Kraftwagen durch das Land geflohen, an endlosen Kolonnen vorbei; hatten in kleinen Städten und Dörfern Rast gemacht, immer wieder weitergehetzt, immer der ständigen Verfolgung durch die deutsche Luftwaffe ausgesetzt. Maček hatte nicht mehr mitgewollt. Er hatte nur eine Tagereise von Belgrad gemacht und war dann umgekehrt, zurück auf sein Gut bei Zagreb. Simović war kaum zu sehen. Er hatte sich selbst zum Oberbefehlshaber der gesamten Wehr-

macht gemacht und pendelte nun zwischen der Regierung und seinem Stabe hin und her.

In Sarajewo war ein längerer Aufenthalt geplant worden. Dort war auch das Oberkommando; und der Widerstand sollte von dort aus organisiert werden. Dieser Plan bestand aber nur einen Tag; denn dann kam das Bombardement der Stadt mit dem Ergebnis, daß man noch weiter südlich, noch weiter in die Berge zog. Und schließlich war man in Brezovik bei Nikšić gelandet.

Es war 7 Uhr früh. Der Tag versprach wolkenlos und warm zu werden. In der Küche der Schule, über ein zerbeultes Waschbecken gebeugt, das auf einem wackligen Stuhl stand, wusch sich Professor Slobodan Jovanović, der Vizepräsident der Regierung, seinen kahlen Schädel und versuchte, mit kaltem Wasser seine Lebensgeister aufzufrischen. Sein sonst so rosiges Altweibergesicht, dem das Spitzbärtchen die einzige männliche Note gab, war in den letzten Tagen aschgrau geworden. Die einst frischen Bäckchen hatten sich in herabhängende Backentaschen verwandelt. Aus einem alten, doch wohlerhaltenen Mann war ein zusammengebrochener Greis geworden.

Im Vorgarten stand eine Gruppe. Der glatte, verbindliche Banus Šubašić, der alte Professor Marković, der Justizminister, Krnjević, der frühere Abgesandte Mačeks in Paris, der, seit Maček die Regierung verlassen hatte, seine Stelle bei Simović einnahm, und schließlich Jukić, der vom entlassenen Legationssekretär Staatssekretär im Außenministerium geworden war, ein Mann, dessen einzige Bedeutung darin bestand, daß er eine Zeitlang Mačeks Privatsekretär gewesen war.

Halblaut berieten die vier. Aber es schien ihnen nichts Rechtes einzufallen. Niedergeschlagen sahen sie aus und so gar nicht mehr revolutionär, wie sie sich am 27. und in den Tagen bis zum Kriegsausbruch gebärdet hatten.

Das kleine Schulgebäude war überfüllt. Viele der Regierungsmitglieder und der ihnen nahestehenden Männer hatten ihre Frauen und Kinder mitgebracht und Verwandte. Eine Unmenge von Koffern lag um das Gebäude herum. Es war ein wüstes Durcheinander, in dem nun verschlafene Köpfe auftauchten, um sich in der Küche oder am Brunnen vor dem Hause vor dem Aufbruch zu waschen.

Jovanović hatte seine Toilette beendet. Mit kleinen, zitternden

Schritten, die schiefe Schulter noch höher als gewöhnlich gezogen, war er zu den vieren vor dem Eingangstor herangetreten.

»Ich habe nachgedacht«, begann er mit seiner hohen Eunuchenstimme. »Wir haben nur die Möglichkeit zu kapitulieren. Und hier entstehen zwei Fragen« — er sprach immer so, als ob er auf dem Katheder stände —, »also: a) Kapitulation des Landes oder b) Kapitulation des Heeres«.

Die vier anderen sahen sich stumm an: er war unverbesserlich; in diesem Moment, wo es darum ging, den Kopf aus der Schlinge zu ziehen und möglichst rasch hinüber nach Griechenland zu flüchten, machte der gute Alte juristische Spitzfindigkeiten mit a) und b)! Höflich, übertrieben höflich, fragte ihn Šubašić und versuchte, sein Banuslächeln auf das erschlaffte Gesicht zurückzuzaubern:

»Und worin bestände dieser Unterschied? Ich glaube, das einzig Wichtige, was jetzt zu lösen wäre, ist: wie kommen wir möglichst rasch und heil nach Griechenland. Alles übrige ist ja nebensächlich.«

Jovanović war anderer Meinung.

»Im Gegenteil, es ist sehr wichtig, daß wir diese Frage klären, und ich werde sie auch vor den Ministerrat bringen.«

Es klang wie blutige Ironie, jetzt von Ministerrat zu sprechen. Aber der Professor ließ nicht nach.

»Wenn wir nur die Armee kapitulieren lassen, so haben wir eigentlich das Land und uns selbst zu nichts verpflichtet. Es ist genau so, als ob eine Division irgendwo eingeschlossen, abseits von den übrigen Truppen, zur Kapitulation gezwungen wird. Wenn wir aber als Land kapitulieren, wenn es also von der Regierung selbst ausgeht, sei es, daß sie im Lande bleibt oder ins Ausland geht, wird dadurch der Sieger anerkannt, und das Land übernimmt gegenüber dem Sieger Verpflichtungen.«

Dies leuchtete den übrigen Herren ein, und Marković bemerkte dazu:

»Simović hatte mir gestern abend gesagt, daß zwei Divisionen sich nach Griechenland durchgeschlagen hätten und sich dort mit den Griechen und Engländern vereinigt haben. Das genügt, um symbolisch den Krieg weiterzuführen.«

Jovanović nickte beifällig und erhob den Finger nach Pädagogenart.

»Sehr richtig: symbolisch den Krieg weiterführen — hier haben wir die Formel. Also ich werde vorschlagen, daß wir Kalafatović, den Stellvertreter Simovićs im Oberkommando, kapitulieren lassen, also nur eine Kapitulation des Heeres beschließen.«

Ein mächtiges Auto, blankgewaschen, mit glänzenden Chrombeschlägen, kam die Straße entlang. Es paßte so gar nicht in Stimmung und Umgebung hinein mit seiner protzigen, glanzvollen Breite. Das war Simović, der beim Patriarchen im Kloster Ostrog übernachtet hatte.

Frisch rasiert, diskret gepudert, in anscheinend glänzender Stimmung, mit tadelloser Bügelfalte, entstieg Simović dem Wagen und kam auf die Gruppe zu, die beim Eingangstor stehengeblieben war. Eine kurze Begrüßung folgte, bei der die joviale Haltung des Generals sonderbar von dem kopfhängerischen Gehabe der andern abstach. Dann sagte Jovanović:

»Wir haben eben über die Frage der Kapitulation gesprochen.«

Simović hob eine Hand: »Darüber werden wir jetzt in der Sitzung verhandeln.«

Jemand fragte mit besorgter Stimme:

»Haben wir auch genug Flugzeuge, um alle über die Grenze zu kommen?«

Simović lächelte den Mann strahlend an:

»Aber natürlich; wir bekommen noch heute eine ganze Anzahl englischer Wellington-Apparate. Mapplebeck hat es mir versprochen und ist sogar gestern in einem unserer Flugzeuge hinübergeflogen, um die englischen Apparate zu holen.«

Mapplebeck war ein englischer Kaufmann in Belgrad gewesen und wurde dann Gehilfe des Luftattachés bei der britischen Gesandtschaft. In den wenigen Tagen des Krieges in Jugoslawien hatte er sich eine tadellose englische Fliegeruniform zugelegt, in der er mit wichtiger Miene in einem ihm zur Verfügung gestellten Regierungswagen das Oberkommando begleitete. Am Tage der Ankunft in Nikšić verlangte er ein Flugzeug mit einem sicheren Piloten, um aus Griechenland englische Transportflugzeuge herüberzubringen, die die Flucht der Regierung und der wichtigsten ihr nahestehenden Persönlichkeiten ermöglichen sollte. Natürlich bekam er auch das Flugzeug. Darauf beschränkte sich aber auch seine Hilfeleistung — weder Mapplebeck noch Flugzeug wurden

wiedergesehen. Das wollte aber Simović natürlich den Männern, die ihn umstanden, nicht mitteilen, um sie nicht vollkommen kopfscheu zu machen.

Simović trat mit den übrigen Mitgliedern der Regierung ins Haus. Die Sitzung dauerte nur 10 Minuten, dann gingen die Herren auseinander, um ihre Koffer zu packen. Jemand trat an Simović heran.

»Was ist beschlossen worden?«

»Das Heer kapituliert. Wir gehen«, meinte dieser gleichmütig.

»Wieso: wir gehen? Sie als Oberkommandierender werden doch natürlich bei den Soldaten bleiben!«

Simović rieb sich mit freundlichem Lächeln die Hände:

»Ja, so hatte ich es auch vor; es gehört sich. Aber die anderen haben gesagt, es sei wichtig, daß ich mitgehe. Und das sind doch gescheite Leute, die sich in solchen Sachen auskennen. Und der König ist ja auch schon seit gestern über die Grenze, ich kann ihn doch nicht allein lassen im fremden Land.«

Drei Listen waren aufgestellt worden, drei Gruppen wurden gebildet, die mit den bereitstehenden Flugzeugen vom kleinen Notflugplatz in Nikšić über die Berge nach Griechenland fliegen sollten. In der ersten Gruppe waren die Mitglieder der Regierung mit ihren Frauen und nächsten Verwandten. In der zweiten waren die Politiker ersten Ranges. Da waren General Živković, der noch immer in seiner Gardeuniform umherlief, dann der Demokrat Vlajić, der Bürgermeister von Belgrad, Lazarević, der Radikale Bobić und andere. In der dritten Gruppe schließlich waren einige Staatssekretäre und Journalisten, die der Regierung Simović nahegestanden hatten. Bemerkenswert war, daß kein einziger Nichtfreimaurer auf der Liste stand.

Man ging nun gemeinschaftlich im Wagen oder zu Fuß die staubige Landstraße bis zum provisorischen Flugplatz hinunter. Da standen schon die Apparate. Als sie nun die Metallvögel sahen, die sie in Sicherheit bringen sollten, da vergaßen die Herren sofort die vorher beschlossene Einteilung in Gruppen. Alles überfiel die Flugzeuge und deren Mannschaften, die versuchten, etwas Ordnung zu schaffen. In die erste Gruppe drängten sich viele Leute hinein, die nicht zur Regierung gehörten. Mit Mühe konnten die übrigen von den Flugzeugen abgedrängt werden. Und als die

großen Maschinen schon in der Luft waren, erklärte jemand den Zurückgebliebenen:

»Wir müssen jetzt ans andere Ende des Flughafens hinüber zu General Mirković; der hat dort die Verzeichnisse für uns, der hat uns dann weiterzuschaffen.«

Ein Flugzeug zeigte sich in der Luft und schoß schnell auf die Gruppe zu, die sich über das Rollfeld wälzte. Panik entstand. Hysterische Schreie wurden laut, man warf die Koffer weg, stob auseinander, erfaßt von namenloser Angst.

Das Flugzeug flog dicht über den Köpfen der Leute hinweg, die sich an den Boden gepreßt hatten. Da sah man: es war ein jugoslawischer Apparat! Die Nerven waren eben schon vollkommen überspannt...

Mirković saß vor einer kleinen Holzbaracke breit und behäbig auf einer Bank. Vor ihm stand ein Tisch. Um ihn einige Offiziere, denen er Befehle erteilte oder die ihm Bericht erstatteten. Die Gruppe der Zivilisten mit ihren Koffern und Bündeln war auf ihn zugeeilt. Hundert Fragen, überstürzt, atemlos, schallten ihm entgegen.

»Wer wird uns über die Grenze bringen? — Wo sind die Apparate? — Wo sind die Engländer? — Haben wir noch Flugzeuge? — Werden unsere Flugzeuge zurückkommen?!«

Mirković machte ein wütendes Gesicht. Was wollten diese verfluchten Zivilisten eigentlich? Das Gescheiteste wäre, man würde die ganze Bande niederschießen, so wie sie dasteht mit ihren Frauen und ihren Siebensachen! Schon wollte er sie anbrüllen und zum Teufel schicken, da besann er sich doch eines andern. Man hatte schließlich Verpflichtungen, und die Leute konnten drüben bei den Engländern vielleicht noch notwendig sein.

»Sie wollen alle hinüber?« fragte er. »Wir haben doch nicht so viele Flugzeuge; und außerdem, woher soll ich wissen, wer mitgehen soll und wer nicht?«

Einige Augenblicke schwieg die Gruppe der Zivilisten, aber dann schrie sie los, wirr durcheinander, erschreckt und fassungslos. Der kleine Laza Marković, das »Hirn der Radikalen Partei«, oftmals Minister, trotz seiner zwerghaften Gestalt großer Damenfreund, hatte sich ganz vorgedrängt:

»Sie müssen uns doch hinüberschaffen, General! Es geht doch nicht an, daß man uns in diesem Bergnest im Stiche läßt!«

Mirković blickte ihn geringschätzig an:

»Erstens muß ich gar nichts, und zweitens, dich werde ich überhaupt nicht hinüberschaffen lassen, auch wenn ich es könnte — du bleibst hier!«

»Aber, Herr General«, versuchte Marković einzuwenden.

»Geh zum Teufel!« war die grobe Antwort. »Wenn du nicht verschwindest, lasse ich dich niederschießen.«

Der grobe Ton des Generals hatte den Männern angst gemacht. Sie schwiegen nun und wollten nur noch wissen, wann sie wieder zum Flugplatz kommen könnten.

Mirković sagte gleichmütig:

»Wenn die englischen Wellingtons wirklich kommen sollten und wenn unsere eigenen Apparate nochmals zurückkehren, dann fliegen wir um 2 Uhr nachts.«

Die Gruppe zerstreute sich. Einige setzten sich gleich auf ihre Koffer in der Nähe der Baracke. Sie wollten bei Mirković bleiben, nur natürlich nicht zu nahe, um ihn nicht noch mehr zu reizen. Jedenfalls wollten sie ihn nicht aus den Augen verlieren. Die anderen ließen nur ihre Sachen da, begaben sich zur Stadt.

Mirković blieb allein mit seinen Offizieren. — Es war inzwischen Abend geworden. Ein Hauptmann war an Mirković herangetreten.

»Da haben wir zwei Zivilisten gefaßt, die darüber gesprochen haben, daß die Flugzeuge eigentlich nicht über die Grenze fliegen dürften, denn das Volk hätte sie doch für sich und nicht für die Flucht einiger weniger bezahlt. Was machen wir mit den beiden Defaitisten?«

Mirković antwortete über die Schulter so nebenbei:

»Gleich erschießen! Ist das einfachste.«

Der Hauptmann grüßte und zog ab. Kurz darauf hörte man durch die Dämmerung eine Salve.

Der Kommissar bei der Nationalbank, Dostanić, kam herbei.

»Ich habe das Gold der Nationalbank noch hier. Das muß auch hinausgeschafft werden. Und einige Säcke Banknoten. Es dürften an die 350 Millionen in Papier sein.«

Mirković schlug mit der Hand auf den Tisch.

»Stimmt! Das hätte ich beinahe vergessen. Und dann sind ja da noch 500 Millionen von der Kasse des Luftwaffenkommandos, die

müssen auch noch in Sicherheit gebracht werden. Bringen Sie mal Ihr Gold heran.«

Ein Unteroffizier mit langem Bart, zwei Soldaten und der Kommissar erhielten einen Lastwagen und fuhren zur Stadt, das Gold heranzuholen.

Die Nacht hatte sich in das Tal gesenkt. Vor der Baracke ließ Mirković ein großes Feuer anzünden, das die Szene mit seinem flackernden Licht spärlich erhellte. Die Offiziere hatten sich langsam um Mirković versammelt, in weiterem Abstand lagerten einige Truppenverbände.

Der Adjutant Mirkovićs brachte ihm in einem Blechnapf eine Grießsuppe und stellte sie vor ihm auf den Tisch. Auch die Frau des Generals und seine Tochter waren aus der Baracke getreten und hatten sich zu ihm gesetzt. Und so aß er nun, begafft von den Umstehenden, seine Grießsuppe und gab zwischendurch noch Anordnungen und Anekdoten von sich, fügte noch einige Flüche ein über die Deutschen, derentwegen er jetzt hier sitzen müsse, und über die Fünfte Kolonne, die nicht restlos ausgerottet werden konnte.

Der Lastwagen kam heran. Mirković ließ das Gold, das in kleinen Kistchen zu je sechzig Kilo verpackt war, neben seinem Tisch aufbauen. Es wurde eine kleine Mauer daraus aufgerichtet. Auf der andern Seite lagen in Säcken die Tausenderscheine.

Mirković begann das Geld zu verteilen. Er rief den nächsten Fliegeroffizier heran:

»Da nimm ein Kistchen!« Der Angerufene erhielt sein Gold und schaffte es mit Hilfe eines andern weg.

»Und du? Na, du bekommst zwei Kisten.«

Der dritte wollte auch zwei Kisten haben, erhielt aber zur Strafe nur eine Handvoll Gold. Der vierte bekam etwas mehr, dann wieder einer zwei Kisten, dann begehrte einer auf, der weniger erhalten hatte, und bekam noch eine Kiste . . .

Dostanić wollte etwas einwenden über diese Art und Weise der Verteilung, die nicht so aussah, als ob das Gold transportiert werden, sondern als ob es unter die Offiziere aufgeteilt werden sollte.

»Schweig!« brüllte ihn Mirković an. »Die Leute müssen doch von was leben, wenn sie nach Griechenland kommen. Und übri-

gens werden die Offiziere das ja alles abliefern. Meine Flieger sind ehrlich!«

Jemand drängte sich an den Tisch, den eine immer größer werdende Menge umzustoßen drohte.

»Und wir, die hierbleiben? Wir Infanteristen und Artilleristen, was geschieht mit uns?!«

Mirković dachte einige Augenblicke nach.

»Ihr bekommt Papiergeld; das Gold brauchen wir drüben. Jeder Offizier dreißigtausend Dinar. Könnt gleich Quittungen schreiben.«

Beim unsicheren Licht des Lagerfeuers und der einen schwachen Talgkerze, die auf dem Tisch stand, begannen nun die Offiziere auf abgerissenen Papierfetzen aus Notizbüchern, auf kleinen Stückchen Packpapier, auf allem, was ihnen unter die Hände kam, ihre Quittungen zu schreiben.

»Müßt es nachher zurückgeben oder verrechnen, wenn wir wieder als Sieger ins Land zurückgekehrt sind!« schrie Mirković dazwischen.

Und dann setzte er eine Kommission zur Verteilung des Geldes ein. Zwei Offiziere und einen Feldwebel. In langer Reihe stellten sich die Offiziere an. Jeder mit seinem Stückchen Papier; und jeder erhielt seine dreißig neuen Tausenderscheine. Einige, die schon einmal dagewesen waren, stellten sich hinten nochmals an — die Kommission drückte ein Auge zu.

Die Soldaten, die bisher teilnahmslos in unordentlichen Haufen auf dem Erdboden gelegen hatten, merkten, daß bei der Baracke etwas Wichtiges geschah. Langsam waren sie näher gekommen und sahen nun mit gierigen Augen der Geldverteilung zu. Bauern waren dies, für die ein Tausenderschein schon ein kleines Vermögen war, die mehr als fünf oder sechs Tausender auf einem Haufen nie gesehen hatten. Und hungrig waren sie und zerlumpt überdies. Man hatte sie in den Krieg hineingeführt, von dem sie nicht wußten, weshalb er geführt wurde. Man hatte ihnen seit Tagen nichts Warmes zu essen gegeben. Sie mußten mit ihren wunden Füßen marschieren, ohne Rast, ohne Ruhe, ohne die Möglichkeit, sich die verschwitzten Sachen vom Leibe reißen zu können, trockene Wäsche anzuziehen.

Mirković blickte auf. Er sah die hungrigen Blicke dieser vielen

Hunderte da, die herumstanden und immer näher rückten, wortlos und drohend. Da rief er der Verteilungskommission zu:

»Jeder Soldat bekommt dreitausend Dinar. Die Leute müssen auch was vom Leben haben. Teilt es gleich den Soldaten mit! Jeder Kompaniechef soll sofort hier mit den Namenslisten seines Verbandes antreten und erhält dann für seine Soldaten das Geld.«

Gleich hatte sich eine neue Schlange aufgebaut. Es waren die Kompanieführer, die Batteriekommandeure, die für ihre Soldaten nun Geld empfingen. Alle hatten ihre kompletten Listen in Händen; ungeachtet dessen, daß vielleicht nur die Hälfte, ein Viertel oder ein Zehntel bis Nikšić durchgekommen war. Und alle erhielten pro Kopf auf der Liste dreitausend Dinar.

Plötzlich entstand Streit. Jemand brüllte, er sei übervorteilt worden, ein anderer brüllte, er hätte noch nichts bekommen! Und andere wären schon dreimal, viermal dran gewesen! Aus dem Streit entwickelte sich ein kleines Handgemenge. Immer wüster wurde die Szene. Plötzlich aber hörte man aus den umgebenden Höhen Gewehrgeknatter.

Es war eine Infernoszene geworden, beleuchtet vom nun langsam verglimmenden Lagerfeuer, ein Durcheinander von Stimmen und Körpern, ein Herumgereiße um das Geld, das da auf dem Boden aufgestapelt lag; gierige, halboffene Münder, verkrampfte Fäuste kamen auf Augenblicke in den schwachen roten Lichtschein und verschwanden wieder in der dunklen Masse.

Mirković sprang auf. Mit beiden Fäusten schlug er auf den Tisch.

»Genug jetzt, genug! Jetzt bekommt keiner mehr etwas! Das Gold kommt in die Baracke, und das Papiergeld wird angezündet!«

Ein leichtes Murren erhob sich aus der plötzlich still gewordenen Menge, die vor einem Augenblick noch tobsüchtig durcheinandergewirbelt war.

Mirković riß eine schwere Armeepistole heraus.

»Wer sagt da was?«

Alles schwieg. Nur das Gewehrknattern wurde immer lebhafter. Hell loderten die Flammen auf, als man die Säcke mit dem Papiergeld auf das Feuer geworfen hatte; und Hunderte von Millionen verbrannten.

Mirković hatte seine Faust drohend gegen die Höhen rechts über dem Flugplatz erhoben.

»Das sind diese verfluchten Montenegriner. Die wollen wohl auch ihren kleinen Krieg gegen uns machen? Hätte man auch alle erschießen sollen!«

Es waren die montenegrinischen Insurgenten, die bis vor die Stadt gekommen waren. Truppen wurden ausgesandt, um sie zurückzuschlagen, aber kaum einige Schritte in der Dunkelheit marschiert, lösten sich die entsandten Verbände auf. Man wollte nicht mehr mitmachen!

Um 2 Uhr nachts kamen dann auch die Flugzeuge aus Griechenland zurück. Kein einziges englisches. Es waren die jugoslawischen Savoia-Apparate. Sie brachten Mirković und die übrigen Männer des Putsches hinüber nach Griechenland, zu den Engländern.

SIEBZEHNTES KAPITEL

Ursachen und Hintergründe

Es war ein kurzer Kampf gewesen mit wenig Verlusten. Den Leuten ging es nicht in den Kopf, weshalb sie kämpfen sollten. Sie fühlten, daß es die Schuld der eigenen Regierung gewesen war, wußten dies ganz genau. Und ebenso genau wußten sie, daß es nicht notwendig, sondern vom Zaune gebrochen war von den Leuten, die am 27. März den großen Betrug am Volk verübt hatten. Das galt für die Mannschaft und für die Offiziere. Die wenigen aber unter den Offizieren, die irgendwie den Verschwörern nahegestanden hatten, die hatten sich zuerst gedrückt. Sie verließen einfach ihre Regimenter, raubten Kraftwagen und brachten sich in Sicherheit, zogen ihre Uniformen aus und ließen die andern ruhig kämpfen, wenn es ihnen beliebte.

Ins Kriegsgefangenenlager in Nisch wurde ich am 10. April eingeliefert. Zwischen dem Kavallerieregiment, dem ich angehörte, und einer deutschen Panzerabteilung war am Vortage ein kurzer, erbitterter Kampf geführt worden. Der Widerstand meines Regiments hatte bis zum Abend gedauert — dann war nichts mehr zu machen gewesen.

Dort im Lager war Gelegenheit und Muße genug, nachzudenken, wie das alles gekommen war. Wir waren über 300 Offiziere, darunter auch einige, die mitten im politischen Leben gestanden hatten. Aus den langen Unterhaltungen, die wir an den Abenden im Lager führten, zeichneten sich Schema und Hintergrund des Putsches immer deutlicher ab.

Es ging eine gerade Linie vom Tage der Verständigung zwischen Serben und Kroaten bis zum Putsch und bis zum Zusammenbruch. Im Jahre 1938, nach München, hatte es begonnen. Die Politiker der Westmächte, der westlichen Demokratien, hatten damals nach den Krisen des Frühjahrs und Sommers 1938 angefangen, den Balkan für die beabsichtigte Aktion gegen Deutschland vorzubereiten. Sie setzten alle ihre starken Hebel in Bewegung, die Völker des Südostens reif zu machen für ihre Politik, die eine Umfassung Deutschlands von allen Seiten zum Ziel hatte. So ist es gekommen, daß dem Kroatenvertreter in Paris, dem nächsten Mitarbeiter Mačeks, Dr. Krnjević, bedeutet wurde, es sei nun an der Zeit, daß die Kroaten ihre oppositionelle Haltung gegen Belgrad aufgäben. Und den frankreichhörigen demokratischen Poli-

tikern Serbiens wurde auf dem Wege ihrer politischen und ihrer freimaurerischen Verbindungen zum Westen nahegelegt, es sei nun an der Zeit, sich wirklich mit den Kroaten zu verständigen.

Dann kamen die Dezemberwahlen 1938. Der letzte Versuch, gegen die große Mehrzahl der Kroaten, die fest um Maček stand, mit den Parolen des Unitarismus und des Zentralismus durchzudringen. Es wurde ein Mißerfolg. Nicht nur das kroatische Volk, selbst das serbische wollte zum großen Teil nichts mehr von der alten Politik des Bruderzwistes wissen.

So griff eins ins andere über: die Tendenz der Westmächte, ein innerlich möglichst konsolidiertes Jugoslawien als mutmaßlichen Bundesgenossen gegen Deutschland vorzubereiten und der Wunsch der breitesten Massen, sich endlich einmal in Ruhe zu verständigen.

Und alle diese Faktoren bedingten den Sturz Stojadinovićs.

Die Regierung Cvetković, die Anfang Februar Stojadinović ablöste, um die Verständigung mit den Kroaten vorzubereiten, wurde nirgends so lebhaft begrüßt wie in der französischen und englischen Presse. Die Freimaurer in Zagreb und die Freimaurer in Belgrad, beide unter dem gleichen Befehl des Pariser Großen Orients, hatten sich sofort zur Verfügung gestellt, um den großen Plan der inneren Konsolidierung des Landes durch die serbisch-kroatische Verständigung auch in die Tat umzusetzen. Durch ihre Kanäle und durch ihre Mittel arbeiteten sie daran.

Weder Maček noch Cvetković, die beide vollkommen ehrlich überzeugt waren, daß die Auffassung, die sie vertraten, richtig war und die durch den Wunsch nach Verständigung bestimmt war, wußten um das Treiben, das sich neben ihnen und um sie abspielte. Sie waren die Vertreter der Volksmeinung, die die Verständigung herbeisehnte. Aber als nächste Helfer hatten sich ihnen die Freimaurer aufgedrängt, die kroatischen und die serbischen, die hinter dieser Verständigung die großen von Paris und London bestimmten politischen Ziele sahen. Für Cvetković und Maček war die Verständigung eine Lebensaufgabe, für ihre Mitarbeiter aus den Logenkreisen war sie ein Mittel zum Zweck. Ein Mittel, den Staat innerlich zu festigen und ihn so zu befähigen, ein starkes Instrument des demokratischen Kampfes gegen die totalitären Staaten und den totalitären Gedanken zu schaffen.

Als es dann im Sommer 1939 zur Unterzeichnung der Verstän-

digungsprotokolle und zur Bildung der gemeinsamen serbisch-kroatischen Regierung Cvetković-Maček gekommen war, waren es eben die Kreise der Freimaurer, die dieser neuen Regierung ihre Unterstützung darbrachten. Wenn sich auf serbischer Seite Opposition zeigte, so geschah dies nicht aus grundsätzlichen Beweggründen, sondern nur deshalb, weil sich andere Politiker dachten, sie seien befähigter oder berufener, die Politik der Verständigung zu machen als Cvetković selbst. Im Grunde standen mit wenigen Ausnahmen auf der politischen Linie, die die Regierung Cvetković-Maček seit dem 26. August 1939 eingeschlagen hatte, alle jene Leute, die aus ihren Verbindungen zum Großen Orient oder zu französischen politischen Kreisen ihre Direktiven oder Überzeugungen erhielten.

Es soll damit nicht gesagt werden, daß die ganze serbisch-kroatische Verständigung und die daraus entspringende Politik ausschließlich von Freimaurern bestimmt, geleitet und ausgeführt wurde; aber sie ist von der Freimaurerei aus den erwähnten Gründen unterstützt, ja angeregt worden. Sie hat in den Freimaurern ihre Verfechter gefunden. Und schließlich wußten sich die Freimaurer mit bewährter Geschicklichkeit, dank ihren unterirdischen Verbindungen, überall so hineinzusetzen in den neuen politischen Aufbau, daß sie praktisch die wichtigsten Posten in Politik, Wirtschaft, Volksbildung und in der Leitung der öffentlichen Meinung besetzten oder schon innegehabte Stellungen aufs neue befestigten und untermauerten.

Der erste Konflikt zwischen diesen Mächten und der Politik der Regierung Cvetković-Maček entstand gelegentlich der deutschen Westoffensive im Jahre 1940. Damals hatten die Freimaurer mit Unterstützung von Juden und jüdischem Geld alles darangesetzt, Jugoslawien zu einem tätlichen Eingreifen in die Ereignisse zu bringen. Der Freimaurergeneral Simović als Generalstabschef hatte damals die Denkschrift mit dem Vorschlag eines sofortigen Kriegseintritts Jugoslawiens ausgearbeitet und hatte es durchgesetzt, daß Einberufungen in ungeheurem Maßstab durchgeführt wurden. Die Freimaurer beherrschten die Presse, und alle übrigen Möglichkeiten zur Beeinflussung der öffentlichen Meinung waren eingespannt worden, um im selben Sinne Stimmung zu machen. Eine große Zahl von Agenten und Agitatoren begann im ganzen Lande

zu arbeiten. Über die verschiedenen Vereinigungen nationalen und wissenschaftlichen Charakters, die von Freimaurern beherrscht waren, ging dieselbe Propaganda.

Im Gegensatz dazu hatten aber damals Cvetković und Maček eine andere Haltung eingenommen. Sie wollten das Land nicht in ein Abenteuer stürzen lassen, und obwohl nicht viel unternommen wurde, um diese starke Propagandawelle zu unterbinden, ist es doch nicht dazu gekommen, daß sie sich in praktische Politik umsetzen konnte.

Der schnelle Zusammenbruch Frankreichs trug aber sehr viel dazu bei, daß Cvetković und Maček noch einen Schritt weitergingen, vom Negativen ins Positive. Frankreich war im Juli zusammengebrochen. Im Juni erhielt ich zum erstenmal den Auftrag von Cvetković, mit von Heeren wegen der Möglichkeit einer Annäherung Jugoslawiens an Deutschland Fühlung zu nehmen.

Nach dem französischen Zusammenbruch übernahm Großbritannien gegenüber der serbischen Freimaurerei und den serbischen demokratischen Kreisen jene Rolle, die früher Paris gespielt hatte. Aber der Rückschlag war so stark, daß die mit verstärkten Mitteln von englischer Seite, mit einer schon beginnenden amerikanischen Unterstützung geleistete Arbeit keinen praktischen Erfolg haben konnte. Im Gegenteil, Simović wurde ausgebootet — an seiner Stelle wurde der ruhige und verständige General Petar Kosić zum Generalstabschef ernannt; die Regierung vollzog einen kleinen Ruck nach rechts.

London und die ihm verbündeten Kräfte in Jugoslawien sahen nun, daß man die Leitung der Regierung, also Cvetković und Maček, nicht mehr so beeinflussen konnte, wie dies ursprünglich gedacht war. Sie hatte sich immer mehr freigemacht und dachte selbständiger; zur gleichen Zeit war auch beim Regenten Paul und in seiner Haltung eine immer deutlicher werdende Wendung zu bemerken.

Während nun einerseits die zwischen Belgrad und Berlin laufenden Fäden immer dichter gesponnen wurden und es dann im November, nach meinen Unterredungen mit dem Reichsaußenminister und dem Gesandten Schmidt, zur Zusammenkunft zwischen Cincar-Marković und den deutschen Staatsmännern gekommen war, kam es im Dezember 1940 gleichzeitig zum Einsatz der großen

Offensive, die die nun eingeschlagene politische Linie wirkungslos machen sollte. Allerdings nicht mehr durch Beeinflussung des Regenten oder der verantwortlichen beiden Leiter der Regierung, sondern durch Stützung auf andere Elemente. Im Dezember war es, als von der englischen Gesandtschaft in Belgrad die Parole ausgegeben wurde, London könne dem Regenten nicht mehr vertrauen. Daher müßten serbische demokratische Parteien trachten, in die Regierung hineinzukommen, um die Möglichkeit zu gewinnen, im entscheidenden Augenblick den Regenten und die Regierung zu stürzen und den jungen König als volljährig zu erklären. Im Dezember war es auch, als sich in der Innenpolitik, von den verschiedensten Seiten kommend, immer mehr der Gedanke der Schaffung einer Konzentrationsregierung breitmachte. Diese Konzentrationsregierung würde natürlich nur die alten demokratischen Parteien umfassen, deren unbedingte Hörigkeit für London außer Zweifel stand. Damals war es auch, daß Simović in Belgrad mit einer fertigen Ministerliste umherging und diese sogar auch dem Regenten vorgeschlagen hatte.

Es sollte nach den Besprechungen zwischen den deutschen Staatsmännern und Cincar-Marković im November in Belgrad rasch zur Klärung kommen. Man glaubte, daß noch vor Jahresende alles in Ordnung gebracht werden würde und die Beziehungen zwischen Jugoslawien und Deutschland auf eine grundlegend neue Basis der Zusammenarbeit auf dem Gebiete der Politik und Wirtschaft gestellt werden würde. Eben deshalb hatte im Dezember die große Offensive der andern eingesetzt, eine Gegenoffensive, die sich durch Intrigenspiel in den obersten Kreisen und durch maßlose Hetzpropaganda in den breiten Volksmassen auswirkte.

Hier gingen sie zum erstenmal ganz deutlich zusammen: England und Amerika. In diesem Zusammenspiel war sogar Amerika, was die politische Beeinflussung der Spitze des Staates betraf, aktiver. Roosevelt hatte seinen persönlichen Freund, Oberst Donovan, mit persönlichen Botschaften nach dem Balkan entsandt. Der »wilde Bill«, wie Donovan genannt wurde, sauste in Belgrad umher, sprach mit allen Leuten, erklärte überall, Amerika würde einen deutschen Sieg nie zulassen, es sei stark genug, ihn auch zu verhindern, die Englandhilfe sei in größtem Ausmaß im Anrollen und ebenso auch die Hilfe für die übrigen europäischen Staaten, die sich

zur Gegenwehr setzen sollten. Jugoslawien müsse unbedingt in die große Weltkoalition gegen den »Nazismus« eintreten, Amerika würde liefern, in größtem Maße liefern. Wenn aber das Land in der großen demokratischen Front nicht mitmachen wolle, die im Entstehen war und die Amerika zusammen mit England anführen würde, so habe Jugoslawien der schlimmsten Folgen gewärtig zu sein. Nach diesem Krieg gebe es nämlich keinen Pardon für jene, deren Haltung nicht vollkommen sicher und einwandfrei gewesen sei.

Donovan hatte keinen Erfolg beim Regenten, keinen Erfolg bei Cvetković und Cincar-Marković, keinen Erfolg bei Maček. Aber einen Mann hatte er gefunden. Auf den hatte ihn sein Freund Radin, der Belgrader Anwalt, aufmerksam gemacht. Es war Simović, der damalige Kommandant der Luftwaffe. Sie waren viel zusammen in diesen Tagen, Donovan und Simović, ließen sich zusammen photographieren, gaben einander Essen. Simović ließ Donovan die Luftwaffe vorführen. Die Zusammenarbeit der beiden hatte damals zweifellos begonnen.

Und noch eine Macht trat damals zum erstenmal offen auf: Sowjetrußland. In den ersten Monaten nach der Wiederaufnahme der Beziehungen zwischen Jugoslawien und der UdSSR. im Jahre 1940 waren die Sowjets sehr zurückhaltend. Doch bald gingen sie in eine stark fühlbare Aktivität über. Sie schufen Verbindungen, nicht nur mit den einheimischen Kommunisten, sondern auch mit den demokratischen politischen Kreisen. Darüber hinaus griffen sie dann auch zur aktiven Propaganda mit Flugzetteln und geheimen Zusammenkünften. Flüsterpropaganda wurde in größtem Ausmaß getrieben. Der Refrain war immer derselbe: Deutschland hat auf dem Balkan imperialistische Ziele. Der ganze Versuch, eine weitgehende Verständigung zwischen Deutschland und Jugoslawien herbeizuführen, sei ein Verrat an Jugoslawien, ein bezahlter Verrat an der slawischen Sache. Nur die große Sowjetunion könne das kleine Jugoslawien in selbstloser Weise unterstützen. Die Sowjetunion sei weit davon entfernt, sich am Schicksal der Balkanslawen zu desinteressieren, sondern betrachte es im Gegenteil als ihre Pflicht, ihnen im Kampf gegen das andrängende Germanentum beizustehen. Daher müsse ein Schutz- und Trutzbündnis zwischen Belgrad und Moskau unterzeichnet werden, und Jugoslawien müsse sich ganz unter den Schutz Moskaus stellen.

Gleichzeitig aber wurde in Besprechungen zwischen dem Sowjetgesandten Plotnjikoff, seinem Mitarbeiter Lebedew und den anderen Vertretern der Sowjetgesandtschaft und den Belgrader politischen Persönlichkeiten, in den Unterredungen, die der Militärattaché Samochin mit den Vertretern des Generalstabs hatte, und bei den vielen täglichen Berührungen zwischen den Sowjetjournalisten und den Männern der jugoslawischen Presse immer wieder ausgedrückt: Die Sowjetunion ist bereit, mit allen Mitteln Jugoslawien beizustehen, die Rote Armee ist stark und groß genug dazu, Jugoslawien darf sich den deutschen Wünschen gegenüber nicht nachgiebig zeigen, denn dies ist nicht nötig, da sich die Sowjetunion im gegebenen Falle mit allen Mitteln gegen Deutschland stemmen wird.

Es war eine Gemeinschaftsarbeit von London, Washington und Moskau, gestützt auf einen Teil der Militärkreise, die demokratischen Politiker und die Kommunisten in Jugoslawien. Vor allem aber waren es die einflußreichen Freimaurer, die Hand in Hand mit diesen Mächten des Auslands arbeiteten. So ist es denn zu großen Verzögerungen in der diplomatischen Fühlungnahme zwischen Belgrad und Berlin gekommen, die von November bis Februar dauerte. Es wurde alles sabotiert, was die Möglichkeit zur Beschleunigung der Klärung der Lage gegeben hätte, sowohl in sachlicher als in personeller Hinsicht.

Dann kam der zweite Kontakt zwischen den deutschen und den jugoslawischen Staatsmännern. Cvetković und Cincar-Marković fuhren nach Deutschland und wurden vom Führer und vom Reichsaußenminister empfangen. Die Hetze, die dann einsetzte, und die Versuche zur Unterminierung der Lage spotteten jeder Beschreibung. Wie keiften die Rundfunksender Englands und Amerikas! Die ausländischen Agenten der Sowjets, der Briten, der Amerikaner arbeiteten im ganzen Lande. Und oben wurde dann die Verschwörung gemacht.

Nachdem seit Herbst 1940 die Politik der Regierung Cvetković-Maček, gestützt auf die immer stärker zutage tretende Stellungnahme des Regenten, immer mehr von der Linie abgeschwenkt war, die jene Mächte vorgesehen hatten, die ursprünglich die Schaffung dieser Regierung begrüßten, förderten und unterstützten, suchten sich diese Mächte eine andere Möglichkeit zur Durch-

führung ihrer Pläne. Es war klar, daß sich Jugoslawien entschlossen Berlin zugewandt hatte und daß die verantwortliche Regierung auf Wunsch der Krone diese politische Linie nunmehr bis zum Ende festhalten werde. Aus dem Auseinandergehen entwickelte sich die Feindschaft und aus der Feindschaft dann ein Kampf mit allen Mitteln gegen den Regenten und gegen die Regierung. Beide hatten sich aber in diesen Tagen nicht als genügend energisch erwiesen. Sie bauten darauf, daß das Volk in seiner breiten Masse die Verständigung mit Deutschland wünschte, weil es den Frieden und die ruhige Zusammenarbeit in Europa wollte. Und sie bauten darauf, daß nach Unterzeichnung der endgültigen Verständigung zwischen Jugoslawien und Deutschland bzw. der Achse die ganze Gegenarbeit als gegenstandslos wegfallen würde. Außerdem waren sie durch innere Sabotage aus den Regierungskreisen selbst stark gehemmt. Hier spielte Konstantinović eine große Rolle, der sich nach außen hin im Hintergrund hielt, in Wirklichkeit aber unmittelbar durch seine Leute alles sabotierte und minierte, was von der Regierung im Sinne der Verständigungspolitik geplant wurde.

Als nun schließlich der Entschluß zur Unterzeichnung des Beitritts zum Dreierpakt gefaßt war, wurde auch gleichzeitig auf der andern Seite der Entschluß zur gewaltsamen Lösung gefaßt. Es handelte sich nur noch um den Zeitpunkt. Und dieser wurde von England bestimmt. Man wollte einen Knalleffekt haben. Hätte man den schon vorbereiteten Putsch einige Tage früher gemacht — und wäre es nicht zur Paktunterzeichnung gekommen, so würde der große Effekt ausgeblieben sein, und es hätte eine Erschütterung gegeben, aber keinen Angriff auf das deutsche Prestige. Und das war es eben, was man beabsichtigte. Genau zur Zeit des Matsuoka-Besuches, der eine besonders betonte Manifestation des Dreierpaktgedankens werden sollte, und unmittelbar nach erfolgter Unterzeichnung Jugoslawiens, gab London den Befehl zum Handeln.

Dies ist der Hintergrund, und dies sind die wahren Beweggründe und Motive, die Ursachen des Putsches, der — ausgeführt von einer kleinen Anzahl Verantwortungsloser — einen Staat und ein Volk vernichtete.

So zerfiel Jugoslawien.

ENDE

BILDERVERZEICHNIS

PHOTOVERMERK: Weltbild, Berlin: 1, 2, 4, 10, 11, 13. Associated Press, Berlin: 3, 15. Laux, Berlin: 12.

INHALTSVERZEICHNIS

M 6,50